image
not
available


914.97
B738


914.97
B738




97



THE LIBRARY
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS

Reise-Eindrücke
aus dem Südosten.

Ungarn, Istrien, Dalmatien, Montenegro,
Griechenland, Türkei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

K. Braun

Motto:

Non hic Te carmine ficto
Atque per ambages et longa exorsa tenebo.
Non ego cuncta meis amplecti versibus opto.
P. Vergilii Georg. lib. II.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.
1878.

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Meinem verehrten Freund

Herrn

M. Fels,

Consul des Deutschen Reichs

in Korfu

gewidmet.



Berlin, 55. Königgrätzer Str.,
den 15. October 1877.

Verehrter Freund!

Sie schreiben mir unter dem 28. v. M. aus Ihrer Villeggiatura im Zwinghof, bei Lindau, u. A. folgendes:

> „Ihre Berichte über Korfu haben wir, meine Frau und ich, in der Kölnischen Zeitung mit dem größten Interesse gelesen. Wir haben uns nur darüber gewundert, wie Sie das Alles so aufgefaßt und wiedergegeben haben, ohne daß man jemals ein Notizbuch oder etwas dem Aehnliches in Ihren Händen gesehen hat."

Ich habe zwischenzeitig meine Reise-Eindrücke gesammelt und schicke Ihnen hier den ersten Band derselben, nach Korfu, wohin Sie ohne Zweifel mittlerweile zurückgekehrt sind, — mit der Bitte, mich den werthen Ihrigen, sowie Herrn Viceconsul Spergelio und dessen Gemahlin bestens zu empfehlen. Zugleich benütze ich die Gelegenheit, mich wegen Nichtbesitzes eines Notizbuches zu rechtfertigen.

Ich beginne mit einem rückhaltlosen Geständniß: Es ist wahr: Ich führe kein Notizbuch auf Reisen. Was ich mit nach Hause bringe, das sind Natur- und Kunstproducte, Zeitungen, Speise-Karten, Wein-Karten, Städte-Pläne, Landkarten, Chroniken, Bilder und Skizzen, Hotel-Rechnungen und Abschriften charakteristischer Inschriften,

Bekanntmachungen u. s. w. — kurz Alles, was Sie wollen, nur keine Notizen. In der Regel beginne ich erst zu Hause zu schreiben. Habe ich ausnahmsweise einmal Zeit und Lust, unterwegs Etwas zu schreiben, so bringe ich das Bild, welches eine Stadt, ein Land, eine Insel, in mir hinterlassen, zu Papier so, wie es später gedruckt wird. Ich kann das natürlich nur nach meinem Aufenthalt, oder zu Ende desselben. Denn erst dann haben sich die Einzeleindrücke in meinem Gehirn zu einem Gesammtbilde gestaltet; erst dann bin ich im Stande dieselben zu sammeln, zu sichten und zu einer Einheit zusammen zu formen. Ich benütze dabei niemals Notizen oder Tagebücher, sondern nur Urkunden und Documente der genannten Art, und Das, was meine fünf Sinne, (die, Gott sei Dank, noch ziemlich leistungsfähig sind, so daß ich mit Friedrich Rückert sagen kann:

„Dankbar bin ich meinem Auge,
Daß ihm keine Blum' im Thal
Blühe, ohne daß es sauge
Daraus einen Schönheitsstrahl",)

meinem Geiste und meinem Gedächtnisse zugeführt haben. Dabei geht allerdings Alles verloren, was mein Geist nicht gefaßt und was mein Gedächtniß nicht behalten hat; es würde vielleicht conservirt worden sein, wenn ich es in einem Notizbuch gesammelt hätte. Allein ich kann solche getrocknete Pflanzen und aufgespießte Schmetterlinge nicht leiden. Was ich mir nicht assimiliren kann, das lasse ich liegen. Und ich denke, auch das Publicum verliert nichts dabei, wenn ich es mit solchen Sammlungen verschone und ihm statt dessen nur ein mit deutlicher Zeichnung und lebhaften Farben ausgeführtes Gesammtbild zu geben versuche.

Daß dieses Bild möglichst anschaulich, vollständig und richtig sei, dafür sorge ich durch andere Mittel als durch Tagebuch oder Notizen.

Die Alten brachten, bevor sie zur See gingen, dem Poseidon ein Opfer. Unsere Vorfahren riefen den heiligen Raphael an, bevor sie eine Reise antraten.

Auch ich, bevor ich den Fuß in den Bügel setze, rufe meine General-Heiligen an. Es sind die drei großen geographischen Heiligen Deutschlands: Humboldt, Ritter und Peschel: Alexander von Humboldt, der Alles Umfassende, Carl Ritter, der Alles Begründende, und Oscar Peschel, der Alles Vergleichende. Beseelt von den Lehren dieser Meister mache ich mich dann an die speciellen Studien, welche ich für nöthig halte zur Vorbereitung gerade für diese Reise. Diese Studien sind, da mir für die Naturwissenschaft die nöthige Vorbildung abgeht, beinahe ausschließlich historisch, linguistisch, ethnologisch, volkswirthschaftlich, politisch. Sie erstreckten sich rückwärts auf längst vergangene Zeiten. Vorzugsweise aber habe ich die Reiseliteratur des vorigen Jahrhunderts, die sehr interessant ist, zum Gegenstand meiner Beschäftigung gemacht.

Unterwegs aber suche ich mir einen Special-Heiligen. Wie man in Ungarn den heiligen Stephan, in Korfu den heiligen Spiridione, in Ragusa den heiligen Blasius, in Cattaro den heiligen Triphone und in Cephalonia den heiligen Gerasimo verehrt, so suche ich mir meinen Genius loci in jeder Stadt und in jeglichem Lande. Es muß ein Eingeborener sein, oder ein Mann, der wenigstens schon ein Menschenalter lang an Ort und Stelle wohnt, ein Mann, welcher eine reiche Erfahrung und einen geübten praktischen Blick mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung vereinigt. Sie sind selten, solche Männer; aber wenn man sucht, dann wird man sie finden. Auf meiner letzten Reise ist es mir über alles Erwarten gelungen. Um von Anderen zu schweigen, fand ich in Ithaka die Herren Piero und Karavia, in Cephalonia Herrn Toole, und in Korfu

— Sie. Das ist der Grund, warum ich Ihnen dies Büchlein dedicire. Wenn ich nicht von Ihnen gelernt hätte, würde ich meine Reise-Eindrücke nicht so erhalten und nicht so wiedergegeben haben.

Aber wenn mich die Dankbarkeit zwingt, dies Anerkenntniß öffentlich auszusprechen, so muß ich doch, in Ihrem eigenen Interesse, eine Beschränkung beifügen:

Das Urtheil, das ich ausspreche, ist mein; und ich bin weit entfernt, Sie für dasselbe verantwortlich zu machen oder sonstwie in Mitleidenschaft zu ziehen. Denn ich bin nicht unfehlbar.

Ich erinnere mich nicht einmal, ob wir über die große Frage der Balkan-Halbinsel mit einander gesprochen, und weiß daher auch nicht, ob Sie darin meine Meinungen theilen.

Ich glaube, die Cultur wird den Donau-Ländern und der Balkan-Halbinsel nicht durch die Türken wiedergegeben werden, aber noch viel weniger durch die Russen. Ich habe dort als lebensfähige Elemente nur zwei gefunden: die Intelligenz der Griechen und die Tapferkeit der Montenegriner. Und diese Beiden, die Montenegriner ebensogut wie die Griechen, repudiiren auf das Aeußerste die russische Herrschaft. Doch genug von Politik. Sagen wir mit dem Burschen Brander in Auerbach's Keller in Leipzig:

„Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß Ihr nicht braucht für's Türk'sche Reich zu sorgen."

Auf Wiedersehn!

Ihr aufrichtig ergebener

Karl Braun.

Inhalts-Verzeichniß.

Erinnerungen aus Ungarn

vom Herbst 1876.

I.

Der „größte Ungar."

Die Geschichte der inneren Zustände des modernen Ungarn und seiner politischen Entwicklung ist in Deutschland ziemlich unbekannt. Wir nennen als die drei größten Politiker Ungarns den Grafen Stephan Szechenyi, den Dictator Ludwig Kossuth und den Abgeordneten Franz Deak. Wir wissen, daß alle Drei für die nationale und für die liberale Sache gekämpft haben, daß das Schicksal des Einen das Irrenhaus, das Schicksal des Andern das Exil war, und daß nur der Dritte nach Erreichung seines Zieles, das zugleich auch das Ziel seiner Nation war, in seinem Vaterlande, das er selten oder niemals verlassen, in dem er schlicht und gerecht gelebt, vor Kurzem gestorben, betrauert von dem ganzen Volk und von dem Fürsten, und geachtet von ganz Europa.

Wir Deutsche aber haben nur eine entfernte Ahnung davon, welch ein großer Unterschied zwischen diesen drei, ihrer Nation gleich ergebenen und in ihrem Wirken doch so verschiedenen Männern obwaltet — zwischen dem Manne der friedlichen Reform, der durch die größten persönlichen Opfer und Anstrengungen sein Volk zuerst geweckt und dann auf die Bahnen des westeuropäischen Fortschritts geführt hat, unter ängstlicher Vermeidung alles dessen, was zu einer Krisis hätte führen können; — dem stürmischen Agitator, dem beredten und ehrgeizigen, aber energielosen Dictator, der

Alles auf Eine Karte gesetzt und dann das Spiel verloren gab, — und endlich dem bescheidenen und schlichten Vertreter der nationalen Rechte, der in guten und schlechten Zeiten standhaft ausgeharrt, in den guten nicht übermüthig wurde und in den schlechten nicht verzagte, und der endlich, ohne von dem formellen Rechte die Breite eines Strohhalms zu vergeben, bewirkte, daß das materielle Unrecht gesühnt und der Friede wiederhergestellt wurde.

In Ungarn nennt man Szechenyi den „größten Ungar," und es war sein späterer Widersacher Kossuth, der ihm diesen Namen verliehen hat. Kossuth nannte man den „großen Gouverneur" und den „Befreier der Bauern." Deak endlich heißt unbestritten „der Weise der Nation," und so lange sein Gedächtniß lebt, wird er diesen Namen behalten.

Persönlich gekannt habe ich von diesen drei Männern nur Franz Deak. Er wohnte in Pesth in der „Königin von England." Man sah da einen bescheidenen alten Herrn im grauen Rock sitzen, einen Mann, dem von allen Seiten die höchsten Ehren erwiesen wurden und der selbst nichts der Art für sich in Anspruch zu nehmen schien; denn Jedermann hatte freien Zutritt zu ihm, und er behandelte auch den Geringsten, ich will nicht sagen als seines Gleichen, aber doch als seinen vollberechtigten Mitbürger. Er war kenntlich an seinem einfach gestrichenen Haar, seinen buschigen Augenbrauen, seinem dicken grauen Schnurrbart, dessen Spitzen nicht nach ungarischer Sitte gewichst und vertical oder horizontal gestellt waren, sondern einfach und frei an den Mundwinkeln herunterhingen. Was am meisten imponirte, war sein ruhiges, klares und freundliches Auge. Außerdem zeichnete er sich für die, welche ihn nur im Speisesaal sahen, durch seinen nationalen Geschmack und seinen guten Appetit aus. Er aß nämlich die scharf gewürzten und fetten ungarischen Nationalgerichte in unglaublicher Menge. Sonst war er außerordentlich mäßig. Wein trank er nur

selten. Auch bei Tisch pflegte er nur Wasser zu trinken. Sein Trinkglas, ein einfaches Glas mit acht vertical laufenden äußeren Rippen, bewahrt Peppi, der Kellner in der „Königin von England," heute noch wie ein Heiligthum. Es sind ihm schon große Summen dafür geboten, aber vergebens. „Denn," sagte er, „ich habe zwölf Jahre lang die Ehre gehabt, Franz Deak zu bedienen; er war immer ein braver und lieber Herr, und mir war er besonders gewogen; er hat meinen Aeltesten aus der Taufe gehoben, der heißt Franz, wie er, und deßhalb werde ich mich zeitlebens von diesem Glase nicht trennen und es bei meinem Tode meinem Aeltesten hinterlassen." Die Reliquie trägt auch Spuren eigenhändiger Thätigkeit Deak's. Er pflegte den Kellner dadurch zu rufen, daß er mit dem Messer wider das Glas schlug; in Folge dessen zeigen die Rippen des Glases, deren ich schon gedachte, eine Unzahl einzelner kleiner Einschnitte oder Kerben. Das ist es, was dem Heiligthum in den Augen Peppi's noch einen besondern Werth gibt, denn jede dieser Kerben ist ein Denkmal für die persönlichen Beziehungen zwischen dem „Weisen der Nation" und Peppi, dem Zahlkellner.

Ich erwähne den Peppi nur als ein Beispiel; denn ich habe in Ungarn wenig Menschen über Deak gesprochen, die sich nicht irgend einer Unterhaltung mit ihm oder einer Beziehung zu ihm berühmten. Die Meisten wohl mit Recht. Denn er pflegte Jedermann gern Gehör zu schenken; „porta eius semper erat patens cuilibet ex populo" (seine Thür stand stets einem Jeden aus dem Volke offen), sagte mir ein lateinisch redender Ungar. Und es gibt immer noch gute Lateiner in Ungarn. Auf dem Bankett, welches die Stadt Szégéd am 11. September 1876 dem internationalen Congreß für Statistik gab, hielt ein katholischer Geistlicher vom Lande uns eine lateinische Rede von einer guten halben Stunde. Sie war, wenigstens zum Theil, improvisirt.

Denn sie nahm Bezug auf Aeußerungen der soeben vorausgegangenen Toast-Redner, von welchen der geistliche Herr im Voraus nicht wissen konnte, was sie sagen würden. Die Rede war nicht allein frei von Sprachfehlern, sondern sie hatte auch einige elegante Wendungen und jene „copia verborum" (Mannigfaltigkeit und Reichthum des Ausdrucks), welche M. Tullius Cicero als das erste Erforderniß des Redners bezeichnet. Und daß die Rede auch auf eine des Lateinischen kundige Zuhörerschaft stieß, beweist der Umstand, daß sie mit zahlreichen „Haljuk!" (auf Deutsch: „Hören wir ihn!") und mit dem Beifallsrufe „Eljen!" zum öfteren unterbrochen wurde.

Das Bild Deak's findet man heute in Ungarn überall: in Original-Oelgemälden in den Sitzungs- und sonstigen öffentlichen Sälen; in Oelfarbendruck an den Schaufenstern, in den Buch- und Kunstläden u. s. w.; in Kupfer- und Stahlstich bei den Vermögenden, und in Holzschnitt bei den Armen. Jeder will sich jeden Tag die Züge des „Vater" Deak vergegenwärtigen, der ohne die glänzenden Gaben und die vornehme Stellung Szechenyi's und ohne den Schwung und die hinreißende Beredsamkeit Kossuth's sein Vaterland aus der großen Krisis gerettet hat, vor welcher es Szechenyi behüten wollte, aber nicht konnte, und in die es Kossuth durch unzeitiges Vorgehen gestürzt hat.

Neben dem Deak-Cultus am verbreitetsten ist der Szechenyi-Cultus. Nur beschränkt er sich mehr auf die oberen Schichten. Unter den Bildnissen der großen und berühmten Männer des Landes finden wir überall auch das eines jungen Husaren-Rittmeisters, dessen vornehmes, feines und eigenthümliches Wesen uns anzieht. Das ovale Gesicht ist wohlgeformt und schön gefärbt. Die lebhaften rothen Punkte der Wangen fallen auf. Sie mahnen entweder an Schminke, oder an Schwindsucht, oder an ein aufgeregtes Temperament. Hier trifft nur das Letztere zu. Die Augen zeigen einen

lebhaften Glanz, der auf dem einen Bilde von lauter Sonne erfüllt und auf dem andern von den Schatten der Schwermuth bedeckt ist. Sie sind groß und feurig und werden von schweren Lidern und von dichten schwarzen Brauen beschattet, deren innere Spitzen einander beinahe berühren. Oberhalb der Stirnwurzel treten schon im frühen Mannesalter zwei tiefe senkrechte Falten hervor, welche an Denken und an Kummer zugleich mahnen. Die Nase ist kräftig und scharf markirt — eine echte Ungar-Nase, die dem Profil einen heroischen Charakter gibt; der feine und doch volle Mund erinnert in seinen Winkeln ein wenig an „Weltschmerz." Der schwarze Schnurrbart ist mit den Spitzen aufwärts gewandt. Ein schwarzer Backenbart umrahmt das runde und kräftige Gesicht, das nur zeitweise einen Schatten gelblicher Farbe zeigt. Das Haupthaar ist dunkel und lockig.

Dieser junge Rittmeister in der rothen Husarenjacke und dem Dollman mit dem Tigerpelz ist es, welcher eines Tages in ganz Ungarn berühmt wurde dadurch, daß er ein großes Wort gelassen aussprach.

Es war am 4. November 1825. Der Rittmeister war damals 33 Jahre alt und vermöge seiner vornehmen Abkunft und seines Reichthums Mitglied der Magnatentafel in Preßburg. Er hatte seine Jugend in Saus und Braus verlebt, — daneben mit Ehren gedient und in der Völkerschlacht bei Leipzig sich rühmlich ausgezeichnet, — dann aber sich mit Eifer und Erfolg auf das Studium geworfen, unter Anderm auch auf das Studium der magyarischen Sprache, welche längere Zeit hindurch nur noch von den Bauern und etwa noch von den Landedelleuten im Innern des ungarischen Reiches gesprochen worden war. Der Magnat sprach damals Deutsch, und wenn er gebildet war, auch noch andere westeuropäische Sprachen. Nur Ungarisch sprach er nicht. Aber um jene Zeit begann man die magyarische Nationalität, die sich

nur in den untern Schichten noch conservirt hatte, die von Bimsstein-, Aschen- und Schmutz-Regen verschüttet war gleich Pompeji, oder mit Lava wie Herculanum, wieder zu exhumiren; und als man sie wieder ausgegraben hatte, überzeugte man sich, sie lebe noch. Aber sie bedurfte der geistigen Nahrung vor Allem; und zwei junge und strebsame Magnaten machten sich auf nach Westeuropa, um diese Nahrung zu holen. Der Eine war der siebenbürger Baron Nikolaus Wesselenyi, etwas jünger als Szechenyi, aber in der politischen Praxis bereits erfahren. Er hatte schon im Jahre 1818, von Comitat zu Comitat wandernd, den Widerstand gegen das verfassungswidrige Vorgehen der Wiener Regierung in Comitats- und Conscriptionssachen organisirt und sich gründlich mißliebig gemacht. Der Andere war Graf Stephan Szechenyi, der, bisher der politischen Laufbahn fremd, desto mehr sich wissenschaftlichen Studien hingegeben und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Nation zunächst durch geistige Cultur und wirthschaftliche Reformen gehoben werden müsse, ehe sie in scharfe politische Action zu treten im Stande sei.

Die beiden jungen Leute lernten einander 1820 in Debreczin kennen. Zunächst nur, um in Vergnügungen und Sport mit einander zu wetteifern. Im Reiten, Fechten, Schwimmen, Jagen, Schießen u. s. w. suchten Beide ihres Gleichen. Dann aber entzündete Einer in dem Andern das heilige Feuer des Patriotismus. Und so machten sie denn mit einander eine dreijährige Reise durch das westliche Europa, um, mit Kenntnissen und Erfahrungen reich ausgerüstet, zurückgekehrt, Reformatoren ihres der Wiedergeburt entgegenreifenden Landes zu werden. Leider trennten sich später ihre Wege.

Graf Szechenyi bestimmte für seinen Freund, den Baron Wesselenyi, die Rolle des Führers. Er schreibt in richtiger Selbsterkenntniß: „Ich bin im Stande, an meinem

Schreibtische alle Einzelheiten eines verwickelten Planes auszutüfteln, aber auf das Improvisiren verstehe ich mich nicht. Als Leithammel und zum Haranguiren ist bei uns Ungarn — einem orientalischen Stamme, welcher auf Aeußerlichkeiten hält — nur ein Mensch mit breiten Schultern, stark wie ein Stier, mit einer Donnerstimme, welche die Fensterscheiben erklirren macht, und mit einem pathetischen Redeschwall zu gebrauchen, damit unser Landsmann, der von weither kommt, beim ersten Anblick unwillkürlich ausruft: Ja, das ist der gewaltige, der gravitätische, der königlich majestätische Ungar!" (Siehe Dr. Max Falk in „Graf Stephan Szechenyi und seine Zeit.")

Beide, Szechenyi und Wesselenyi, ergänzten einander. Wesselenyi belebte immer wieder von Neuem Szechenyi's Vertrauen, das zuweilen einen schweren Stand hatte angesichts der Größe und Neuheit der Aufgabe, eine schon beinahe untergegangene Nation wieder zu beleben, sie mit geistiger und leiblicher Nahrung zu versehen und ihr die Anerkennung ihrer Existenz, ihrer politischen und nationalen Rechte zu erringen, und angesichts des grübelnden Geistes und des getheilten Herzens des eben so königstreu als national gesinnten Magnaten. Szechenyi dagegen wirkte eine Zeit lang mäßigend auf Wesselenyi ein, der in der Regel den zweiten Schritt vor dem ersten thun wollte, eine wahrhaft explosive Energie besaß und geschickter war im Protestiren als im Handeln und Verhandeln, und stärker in der Negation als in der Position.

So traten beide junge Männer 1825 in die Magnatentafel des ungarischen Reichstags, der damals noch in Preßburg seine Sitzungen abhielt. Der letzte Reichstag war 1812 gewesen. Verfassungsmäßig mußte alle drei Jahre ein neuer einberufen werden. Allein die Regierung setzte sich darüber hinaus. Vergeblich mahnte das weltliche Oberhaupt Ungarns, der Palatinus Imperii, Erzherzog Joseph,

dessen Säcularfest das dankbare Ungarn im September 1876 in Pest so würdig begangen. Vergeblich mahnte das geistliche Oberhaupt, der Primas Hungariae, Erzbischof von Gran. Den Palatinus brachte man durch Drohungen zum Schweigen; bezeichnete doch sogar das übermüthige Hofgesinde in Wien den treuen Mann als „Rebellen" und als „Rakoczy den Dritten;" und als der Primas starb, unterließ man es, seine Stelle wieder zu besetzen. Den Widerstand der Comitate suchte man durch Verwaltungsmaßregeln zu brechen; und als Kaiser Franz I. endlich 1820 in Pest erschien, sprach er in seinem eigenthümlichen Latein die berühmt gewordenen Worte: „Totus mundus stultizat et poscit constitutiones imaginarias" (d. i.: Alle Welt ist verrückt und fordert Verfassungen, die doch nur zum Schein da sind). Als aber der Kaiser von Laibach aus ohne Landtag Steuern und Conscriptionen für Ungarn ausschrieb, da brach das Eis, und nach einigen vergeblichen Versuchen, den Widerstand durch List und Gewalt zu brechen, sah man sich gezwungen, den ungarischen Reichstag auf den 11. September 1825 nach Preßburg einzuberufen.

Wir haben schon erwähnt, daß damals die magyarische Sprache als Schrift- und Gesellschaftssprache wieder in Aufnahme gekommen war, und daß sie auch vor Gericht und im Parlament das eigenthümliche Latein verdrängte, welches bis dahin geherrscht hatte. Vor Allem aber war es der Dichterwald, in welchem diese wiederauflebende Sprache ertönte. Franz Kazinczy, der Regenerator der ungarischen Sprache, hatte seine hinreißenden Lieder im Kerker niedergeschrieben, theils mit aufgelöstem Eisenrost und theils mit seinem eigenen Blute. Ihm folgten Kölcsey, dessen „Hymnus" in ergreifender Weise die unsäglichen Leiden des Landes schildert und den „Magyar Isten," den ungarischen Gott, um Rettung anruft; Alexander Kisfaludy mit seinem „Regék a magyar elöidöböl;" Michael Vörösmarty mit

seinem berühmten Aufruf an Ungarn („Szoszat") und seinen epischen Dichtungen u. s. w.

Unter dem Eindruck dieser frischen Blüthe der Literatur entwickelte sich die Idee der Gründung einer ungarischen Akademie, hauptsächlich zur Pflege der wiedererstandenen magyarischen Sprache. Es wurden endlose Reden darüber gehalten, namentlich in dem Abgeordnetenhause. Am 4. November 1825 war es, wo Paul Nagy, Mitglied der Opposition, der gern der Nobility etwas am Zeug flickte, den Nagel auf den Kopf traf. Nachdem er dargethan, daß die Cultivirung der magyarischen Sprache der einzige Rettungsanker der Nation sei, welche sonst in dem sie umwogenden Meere fremder Zungen für immer zu versinken drohe, nachdem er geschildert, wie die Söhne des Volkes, die Dichter in einsamer Hütte, beim Scheine der verlöschenden Lampe, hungernd und frierend, gearbeitet, um mit ihrem Herzblute das vestalische Feuer zu nähren, fuhr er fort: „Schon im Jahre 1790 hat Georg Bessenyei die Errichtung einer ungarischen Akademie beantragt, aber Mangel an Mitteln hat bisher die Ausführung verhindert. Nur die edle Opferwilligkeit der Magnaten kann diesen Wunsch der Nation seiner Verwirklichung entgegenführen. Denn es gilt auch hier, was Montecuculi vom Kriegführen sagte: Es bedarf dazu Geld, Geld und zum drittenmal Geld!"

Damit schloß Paul Nagy seine Rede. Und es gab eine lange bange Stille darnach; die „Verehrlichen" sahen einander an, aber sie sagten nichts, und sie gaben nichts, weil sie nichts hatten. Damals aber war es noch Sitte, daß im ungarischen Abgeordnetenhause auch Nichtmitglieder, wenn es sonst anständige Leute waren, mitsitzen und mitsprechen konnten. Nur mitabstimmen konnten sie nicht. (In dem Landtag der vereinigten mecklenburger Großherzogthümer, die auch etwas an avitischem Atavismus leiden, ist es heute noch ähnlich.)

Ein solcher ständiger Zuhörer, der unmittelbar hinter Paul Nagy saß, erhob sich und sprach einige Worte. Er sprach sie ruhig und einfach, deutlich und ohne das zuweilen landesübliche Pathos. Er sprach so, als wenn sich das Gesagte eigentlich ganz von selbst verstände und jeden Tag vorkommen könnte. Seine kurze Rede lautete wörtlich wie folgt:

„Ich habe hier keine Stimme; ich bin nicht Mitglied der Abgeordnetentafel. Aber ich gehöre zur besitzenden Classe, und wenn ein Institut entsteht, welches sich die Aufgabe stellt, die ungarische Sprache zu pflegen und fortzuentwickeln und unsere Landsleute zu Ungarn zu erziehen, so bestimme ich für diesen Zweck das einjährige Einkommen aus meinen Gütern."

Sprach's und setzte sich wieder. Die „Verehrlichen," die Spectatissimi, machten große Augen. Ein Geflüster ging durch den Saal: Wer ist der junge Mann? Was sind das für Husarenstreiche? Nos Hungarici Hussari possumus latine fari! Will er uns solches Husaren- und Jäger-Latein vormachen? — Was hat er denn für Güter, und wie hoch wird sich das jährliche Einkommen derselben belaufen?

Endlich fragte eine anonym gebliebene Stimme: „Das jährliche Einkommen, wie viel ist das?"

Da erhob sich abermals der junge Husar und antwortete im leichten, höflichen Conversationston: „Sechzigtausend Gulden, vielleicht etwas mehr."

Es erschollen enthusiastische Eljen. Allein der Husar blieb dabei vollkommen ruhig. Er fügte mit einigem Nachdruck die Worte hinzu: „Ich treffe diese Bestimmung mit ruhiger Ueberlegung. Aber gerade deßhalb verlange ich auch genaue Ueberwachung, damit die Summe, die ich der Nation widme, dem Zweck entsprechend verwandt und nicht vergeudet werde."

Das war Szechenyi's Jungfern-Rede, und es war zu-

gleich auch schon der ganze Szechenyi, wie er später sich zeigte, es war das Programm, welches wir während seiner öffentlichen Wirksamkeit ausgeführt finden. Man bemerke: Der Grandseigneur spricht nicht im Ober-, sondern im Unterhause, wo er blos Gast ist. Der k. k. Rittmeister hat nicht den Krieg, sondern die höchsten Culturzwecke im Auge. Er spricht als Magnat, aber er spricht für das Volk und für dessen Sprache, für diese schöne Sprache, die, aus den Kreisen der Vornehmen, der Gelehrten und der Gebildeten verbannt, trotzdem oder vielleicht auch gerade deßhalb ihre urwüchsige Kraft und Frische bewahrte. Er zeigt dem demokratischen Oppositionsmann Paul Nagy, daß es nicht vergeblich ist, wenn an die Opferwilligkeit der wahren Aristokratie appellirt wird, und zugleich gibt er seinen Standesgenossen, den Magnaten, ein Beispiel in der Absicht, zur Nachfolge zu reizen. Er hält keine schwungvolle Rede, aber er verrichtet eine große That. Diese That ist allerdings nicht direct gegen die Wiener Regierung gerichtet, aber sie tritt jedem Gelüste, das ungarische Volk zu unterdrücken, energisch entgegen. Denn dem Volke seine Sprache retten, das heißt ihm seine Seele retten. Das weiß Niemand besser als der Deutsche; denn zu jener Zeit, als der Adel und die Gelehrten in Deutschland nur französisch oder lateinisch schrieben und ein mit Brocken dieser beiden fremden Sprachen verunziertes geschmackloses Deutsch radebrechten, da standen auch wir wirklich im Begriff, unsere Seele zu verlieren.

Und in Wien merkte man, was los war. Wenige Tage nach dem 4. November wurde Szechenyi vor den Palatinus beschieden und ihm „im höheren Auftrag“ eröffnet, sein Auftreten sei nicht vereinbar mit dem kaiserlichen Rock, den er trage. Szechenyi schwankte keine Minute. Er zog den Rock aus. —

II.

Ungarische Krönungs-Geschichten.

Der „Internationale Congreß für Statistik“ wurde in den prachtvollen Räumen des Akademie-Palastes abgehalten.

Der Franz-Josephs-Platz, an welchem die Akademie liegt, gibt den schönsten Plätzen unserer europäischen Großstädte nichts nach.

Die Mitglieder des Congresses, welche aus dem Norden kamen, wo damals, September 1876, meistens eine regnerische und kalte Witterung herrschte, erstaunten über die südliche sonnige Wärme, welche auf diesem Forum lagerte, und den heiteren Himmel, der über den weiten Platz, über die imposante Kettenbrücke, den breiten mächtigen Strom, das gegenüber liegende Ofen, die kaiserliche Burg und das weitläufige Regierungsgebäude, die weinumkränzten Ofener Berge, auf welchen der milde Schwabenberger (Svabhegy) und der feurige Adlerberger (Sashegy) wächst, und den vegetationslosen düsteren Blocksberg, der von jenen, für die Stadt Buda-Pesth oft so verhängnißvollen Festungswerken gekrönt und von der ärmlichen und doch malerischen Raizen- (Serben-) Stadt umgeben wird, seine vergoldeten Strahlen ausschickte.

Steht man an der der Kettenbrücke gegenüberliegenden östlichen Seite des Platzes, so hat man unmittelbar vor sich auf der Mitte des Platzes den Krönungshügel — eine Erdaufschüttung von mäßiger Höhe mit vier Aufgängen, nicht Treppen, sondern schiefen Ebenen, welche es ermöglichen, auf den Hügel zu reiten. Die obere Fläche des Hügels und die vier Aufgänge, welche genau den vier Weltgegenden entsprechen, sind mit marmornen Balustraden eingefaßt, nach den geschmackvollen Zeichnungen des Architekten Feßl, welchem Buda-Pesth so manche Zierde verdankt.

Am 8. Juni 1867 ritt Franz Joseph, König von Ungarn, in Gegenwart der Vertreter der Regierung und des Volkes von Ungarn, bekleidet mit dem alten ungarischen Krönungsornat und umgürtet mit dem Schwerte des heiligen Stephan, des Begründers des ungarischen Reiches, diesen Hügel hinauf, um von oben das Schwert nach den vier Weltgegenden zu schwingen und zu schwören, das ungarische Land und Volk und dessen Rechte gegen Jedermänniglich zu vertheidigen. Diese Königskrönung und die mit derselben verbundene Huldigung ist mehr als eine Ceremonie. Sie ist ein staatsrechtlicher Act. Zwar ist nach den Verträgen von 1547 und der pragmatischen Sanction von 1723 die Königswürde in dem österreichischen Habsburg-Lothringischen Hause erblich, und die Succession ist 1723 auf die damaligen drei weiblichen Zweige der Herrscherfamilie und auf deren männliche Nachkommen ausgedehnt worden; es ist daher der Erstgeborene, welcher in gerader Linie von dem männlichen oder dem gemischten Zweige dieser Dynastie abstammt, zur Succession berufen. Aber er muß sich in der ungarischen Hauptstadt krönen lassen. Er muß vor dem Krönungsact auf dem hierzu einberufenen ungarischen Reichstag das königliche Diplom, „diploma inaugurale,“ ausstellen und darin auf das Feierlichste versprechen, die Verfassung, die Freiheit, die Unabhängigkeit und die territoriale Integrität des „Reiches“ Ungarn aufrecht zu erhalten, durch Andere aufrecht erhalten zu lassen und zu beschützen. Dieses Versprechen wiederholt er mündlich unter Gottes freiem Himmel und vor dem versammelten ungarischen Volke während des hierzu veranstalteten Umzuges durch Pesth, und er bekräftigt es mit seinem königlichen Eide. Erst von da ab beginnt die constitutionelle Regierung. Das Frühere ist als Provisorium, gleichsam nur als Anwartschaft zu betrachten.

Die Ceremonie der Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden erfolgte, soviel ich ermitteln konnte, zum erstenmal

im Jahre 1490. Damals trat Johannes Corvinus, der Sohn des großen Mathias Corvinus, welcher sich gegenüber seinen Gegnern, Stephan Bathory, Paul Kinizsi und Genossen, nicht behaupten konnte, zu Gunsten des böhmischen Königs Wladislaw zurück. Letzterer wurde am 14. Juli 1490 in der St. Georgskirche zum König ausgerufen und zog am 9. August in Ofen als König Wladislaw II. ein. Johannes Corvinus selbst trug ihm die Krone des heiligen Stephan vor, und nachdem er die Ceremonie der Schwerthiebe vollzogen, wurde derselbe gekrönt. Seitdem ist die Krönungsfeierlichkeit unverändert geblieben, und die Ungarn legen derselben ein großes Gewicht bei, weil sie bekunde, daß die Gewalt des Königs ein Bestandtheil der Verfassung und von den Rechten des Landes untrennbar sei. Früher, als Preßburg noch die Hauptstadt von Ungarn war, wurde dort die Krönung vollzogen, bei welcher, beiläufig bemerkt, der am Spieß gebratene Ochse dieselbe Rolle spielte, wie vormals bei der Kaiserkrönung in Deutschland.

Der Pesther Krönungshügel ist aufgeschüttet mit Erde aus allen Comitaten von Siebenbürgen und Ungarn. Die „Partes annexae“ dagegen, Kroatien, Slavonien und Dalmatien, haben nicht dazu beigesteuert.

Man sagte mir, es werde beabsichtigt, den Krönungshügel von hier weg nach dem Park an der Ostseite der Stadt, welcher das „Stadtwäldchen“ (Varos-Liget) genannt wird, zu verlegen und statt dessen den Franz-Josephs-Platz mit zwei Statuen berühmter Ungarn zu schmücken. Die eine, die Statue des Grafen Stephan Szechenyi, ist im Modell schon vollendet; meine Freunde, die sie im Atelier des Künstlers Joseph Engel gesehen haben, sind ihres Lobes voll. Und gewiß ist es zu billigen, daß man dem „größten Ungar“ hier in Pest, das ihm die Kettenbrücke und die Akademie und überhaupt den ersten Aufschwung und die Grundlagen seiner jetzigen Blüthe verdankt,

ein Denkmal errichtet. Gleichwohl wünschte ich, den Franz-Josephs-Platz in seiner jetzigen Gestalt erhalten zu sehen, mit Inbegriff des Krönungshügels. Der letztere gehört offenbar nicht in einen modernen Vergnügungsort, nicht in einen entlegenen und halbfertigen Park, der, so schön seine Anlage gedacht ist, doch in der Ausführung und in seinem jetzigen Bestande noch mancherlei zu wünschen übrig läßt, sondern in die Mitte der Hauptstadt, der schönen Stadt, in welcher der Umzug stattfindet bei der Krönung, und des schönsten Platzes, auf welchem sich das ganze Volk sammelt, um mit seinen eigenen Augen seinen „apostolischen" König zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, wie er seine constitutionellen Pflichten beschwört. Daran sollte man kein Titelchen ändern. Das thut der historischen Bedeutung der Feierlichkeit nicht geringen Eintrag. Beiläufig bemerkt, führt der Kaiser von Oesterreich das Prädicat „apostolisch" nur in seiner Eigenschaft als regierender König von Ungarn und als Nachfolger des heiligen Stephan, welchem der Papst dies Prädicat im Jahre 1000 n. Chr. verliehen. Kaiser Ferdinand, nachdem er resignirt hatte, führte dasselbe nicht mehr, während er in Prag residirte.

Die ungarischen Reichs- und Krönungs-Insignien (Magyarorszak diszjelei) werden auf der Königsburg aufbewahrt. Sie bestehen aus der Stephans-Krone, dem Reichsscepter, dem Reichsapfel, dem Reichsschwert, dem Doppelkreuz, genannt das „Legatenkreuz," und dem Krönungsmantel. Dazu kommen noch allerlei Kleinigkeiten: rothseidene Strümpfe, Sandalen, reich geschmückte Handschuhe u. drgl.

Die Stephans-Krone hat eine sehr lange und interessante Geschichte. Sie beginnt mit der Mythe, daß der Papst Sylvester die Krone im Jahre Tausend dem heiligen Stephan zum Lohn für seine Frömmigkeit verehrt habe. Später aber, in der historischen Zeit, ist der Besitz grade

dieser Krone Gegenstand blutiger Kämpfe und sonstigen Streites geworden. Es ist nicht genug, daß man König ist; nein, man muß diesen Gegenstand nicht nur besitzen, sondern auch mittels der Krönung auf seinem eigenen Kopfe getragen haben, sonst fehlt die nöthige Weihe. Zuweilen wurde die Krone gestohlen, dann geraubt, dann erobert, dann verschachert und wieder erkauft. Um sie sind Ströme von Blut geflossen und Haufen Goldes hin- und hergewandert. Mathias Corvinus zahlte dem Kaiser Friedrich 60,000 Species-Ducaten, damals eine ungeheure Summe, um die Krone zurückzuerhalten; und seinem Sohne Johannes wurden ganze Grafschaften versprochen, damit er die Krone dem König Wladislaw II. herausgebe. Am 20. Februar 1440 stahl die „Kottanerin" die Krone von der Burg Wissegrad, wie man des Näheren nachlesen kann in ihren Memoiren: siehe das interessante Büchlein: „Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin (Leipzig, 1846)." Kossuth nahm dann die Krone mit, als er 1849 floh; und in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1849 ist sie von den Flüchtlingen, bevor sie die Grenze zwischen Ungarn und der Walachei überschritten, in ungarischer Erde begraben worden, und zwar zwischen Orsowa und Mehadia, etwa 2000 Schritte von der über den Schwarzen Bach (Cserna-Reka) führenden Brücke, am Fuße des Olion-Berges (Olion-Gura). Ich entnehme einem ungarischen Schriftsteller über diese merkwürdige Episode auszugsweise Folgendes: Am 22. August 1849 waren die Reste der ungarischen Regierung und der ungarischen Heerführer in Orsowa eingetroffen; darunter Kossuth, Moriz Perczel, Vetter, Meszaros, Dembinski &c. Am 23. überschritten sie die Grenze, in Kladowa wurden sie von türkischem Militär in Empfang genommen und zu Wasser nach Widdin transportirt, um dort eine Zeit lang internirt zu werden. Am 25. August besetzten die Oesterreicher Orsowa. Am 23. fand das letzte Gefecht zwischen

den Oesterreichern und den Ungarn statt. Es war südlich von den Herculesbädern von Mehadia, da wo der Weiße Bach (Bela-Reka) in den Schwarzen Bach (Cserna-Reka) mündet. Das Gefecht hatte wahrscheinlich keinen andern Zweck, als Zeit zu gewinnen, um die Krone noch auf ungarischer Erde zu bergen. Die Vergrabung fand am 23. August 1849 gegen Mitternacht statt, durch Szemere und Füley, welche beide darüber unverbrüchliches Schweigen bewahrten.

Erst im Jahre 1853 gelangte die österreichische Regierung in den Besitz von Indicien, welche eine Schlußfolgerung darauf gestatteten, daß die Krone südlich von Mehadia vergraben sein müsse. Man legte den größten Werth darauf, wieder in deren Besitz zu gelangen, und nahm systematische Ausgrabungen in der ganzen dortigen Gegend vor. Endlich am 8. September 1853, oder wie unser Gewährsmann schreibt, am „Tage Mariä-Geburt,“ gelangte man zum Ziele.

Man fand an dem bezeichneten Orte, drei Fuß tief unter der Erdoberfläche, eine wohl verschlossene eiserne Truhe, welche man nach Orsowa in das große Grenzcordon-Commandogebäude transportirte. Nachdem es mit vieler Mühe gelungen, die Truhe zu öffnen, fand man darin die „heilige Krone“ und die übrigen Reichs-Kleinodien Ungarns. Die Insignien waren feucht, weil in demselben Jahre die Cserna die Gegend überschwemmt hatte; der Königsmantel wurde in einem geheizten Zimmer getrocknet, während die Krone mit den andern Insignien Tags darauf unter militärischer Bewachung öffentlich ausgestellt wurde, wobei das Volk sie unter ehrfurchtsvollen Andachtsbezeigungen begrüßte.

Als am 10. September auch Graf Coronini, der Militär- und Civil-Gouverneur, erschien, wurden Anstalten getroffen, daß die Krone mit dem zu diesem Zwecke eingerichteten Kriegsdampfer Albrecht, unter Begleitung einer Ehren-

compagnie des Petheö-Infanterie-Regiments, nach Wien abgeschickt wurde. Die Krone wurde von einer großen Volksmenge bis zum Schiffe begleitet und darauf ist in der römisch-katholischen Pfarrkirche in Gegenwart des Gouverneurs, aller Beamten und vieler Privaten ein öffentlicher Danksagungs-Gottesdienst abgehalten worden.

An der Stelle, wo die Krone vergraben war, hat Se. Apostolische Majestät im Jahre 1856 „aus eigener Privat-Schatulle" zum Andenken der Auffindung der Krone eine Capelle im gothischen Style erbauen lassen, „welche von allen Patrioten, die diese Gegend bereisen, besucht wird." In der Mitte der Kron-Capelle befindet sich eine „marmorbrunnenartige Tiefe, in welcher ein, gleich der Krontruhe großer Marmorstein diese an jener Stelle vorstellt, wo die Krontruhe gelegen war," und dieselbe hat folgende Aufschrift: „Franciscus Josephus I., Austriae Imperator locum, in quo corona inter seditionis turbas rapta per IV annos abscondita, die natali Stae Mariae Patronae Hungariae 1853 detecta fuerat, sacrum esse volens sacellum hoc exstruxit et Stae Mariae dedicavit. 1856." (Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich, betrachtet diesen Ort, wo die Krone, welche während der Wirren des Aufstandes geraubt worden, vier Jahre lang verborgen lag und am Geburtstag der heiligen Jungfrau Maria, der Schutzpatronin Ungarns, 1853 entdeckt ward, als geheiligt; er hat diesen Denkstein errichtet und der heiligen Jungfrau geweiht, 1856.)

Von der Csernabrücke 1400 Schritte, an beiden Seiten der Verceserova-Turn-Severiner Landstraße, von da links 200 Schritte bis zur Kron-Capelle, ist eine Allee von Pappelbäumen angelegt worden.

Von der Kron-Capelle etwa 1000 Schritte abwärts sind noch jene Schanzen zu sehen, welche die Honved-Garnison zu Orsowa in der zweiten Hälfte des Mai 1849 aufwerfen

und besetzen ließ gegen etwaige abermalige Angriffe der Armee des k. k. Generals Puchner.

So weit unser Gewährsmann, Boleszny Antal, katholischer Pfarrer in Orsowa und Mitglied des „Südungarischen historisch-archäologischen Vereins," in seiner Schrift: „Die Donau-Katarakte, die Veterani-Höhle und die Festung Peth, zwischen Basiasch, Orsowa und Turn-Severin" (Orsowa, bei Joseph Händl), welche Schrift, trotz ihrer etwas seltsamen Form, recht schätzbares Material enthält. Der Donau-Reisende kann sie auf dem Dampfboote zwischen Basiasch und Orsowa kaufen.

Der Minister Alexander Baron v. Bach, früher ultraradicaler Barricaden-Mann, dann absolutistisch-clericales Werkzeug der Erzherzogin Sophie, trieb mit der wiederaufgefundenen Stephans-Krone einen erbärmlichen Humbug. Er ließ sie unter großen Feierlichkeiten nach Ofen escortiren und daselbst ausstellen; und obgleich er fortfuhr, Ungarn als „Eroberer" zu tyrannisiren, statt es im Sinne der „pacta conventa" constitutionell zu regieren, behauptete er mit eiserner Stirn, mit Auffindung der Krone sei nun allen Streitens ein Ende.

Seine Leibjournalisten, welche nicht nur die österreichisch-ungarische Monarchie, sondern ganz Europa und namentlich auch Deutschland, wo damals in Folge der schwachmüthigen Resignation Preußens die „großdeutschen" Korybanten dominirten, mit ihrem schwarzgelben Schakalsgeheul erfüllten, schmetterten in die Welt hinaus: der Vorsehung habe es in ihrer Weisheit gefallen, dem frommen Minister Bach, dem Vater des Concordats, aus besonderer Gnade und zur Belohnung seiner gott- und papstgefälligen Werke, das Versteck der „heiligen" Krone des „apostolischen" Königs zu offenbaren; nun sei — Gott sei Dank — jeder Schein der Ungesetzlichkeit, die bisher Böswillige dem Regimente Bach's und seiner schwarzen Husaren in Ungarn nachgesagt hätten,

beseitigt, alle Unzufriedenheit und jeder Streit habe nun sein Ende erreicht, der „wühlende Lindwurm der ungarischen Umsturz- (d. i. Verfassungs-) Partei“ sei nun endlich niedergetreten, eine neue Aera beginne, wo der Slowak mit dem Steyrer, der Czeche mit dem Italiener, der Walache mit dem Oberösterreicher, der Serbe mit dem Salzburger, der Wiener mit dem Bukowiner, der Kroat mit dem Magyaren und der Dalmatiner mit dem Tyroler fraternisiren und wo ein herrlicher Frühlingsmorgen heraufdämmern werde, an dem es nichts mehr geben werde, als Prozessionen, Paraden, Hochämter, musikalische Messen, Festlichkeiten, Triumphbogen, Dankadressen, Loyalitäts-Deputationen und Loblieder auf den „großen Bach,“ welcher das „überglückliche Neu-Oesterreich“ für ewig zusammengehämmert. Das Alles sollte die Auffindung der Krone bewerkstelligt haben!

Dieses Schakalsgeheul war so laut, daß es auch bis in jenes einsame Krankenhaus in Döbling drang, in welchem der „größte Ungar,“ Graf Stephan Szechenyi, körperlich und geistig gebrochen und doch niemals an dem Geschicke seiner heldenmüthigen Nation gänzlich verzweifelnd, seine alten Tage voll Resignation zubrachte.

Da raffte der Alte sich noch einmal auf und richtete an den „pleno titulo Herrn A. Bach“ eine Apostrophe, von der man sagen konnte: „Facit indignatio versum.“

„In einem Lande,“ sagte der Graf, „wo die Menschen immer frei denken und ihre Gedanken auch frei austauschen konnten, selbst unter türkischer Herrschaft, dort kann man derlei absurda in das Gehirn der Bewohner nicht hineinoctroyiren, frottiren oder keilen; sie werden schweigen, wenn sie nicht reden dürfen — vielleicht auch lügen, wenn man sie dazu gehörig terrorisirt und abrichtet . . . aber glauben werden sie — halten Excellenz zu Gnaden — solche ‚Alfanzereien‘ im Innern gewiß nimmermehr, und wir sind dreist genug, Excellenz, unser Ehrenwort zu geben, daß,

wenn Seine Majestät der Kaiser anstatt der heiligen Stephans-Krone einen Csako, eine Lagermütze, einen Cylinder, ja einen Calabreser, auch sogar eine Schlafmütze aufsetzt und die „pacta conventa," die zwischen seinen Ahnen und der ungarischen Nation geschlossen wurden und die nach Recht und vor Gott noch immer bestehen — beschwört und dann auch ehrlich Wort hält — daß in diesem Falle der Csako, der Hut, die Mütze rc., mit dem einzigen Unterschiede, von der ganzen Bevölkerung Ungarns eben so heilig gehalten werden wird, wie die Krone — mit dem Unterschiede, sagen wir, daß die Zeit Alles zu einer größeren Würde erhebt, wie denn auch bei ganz gleichem Werthe der Alte stets mehr respectirt wird als der Junge; während die Krone des heiligen Stephan in eine Rumpelkammer geworfen und ihrer höheren Bestimmung niemals zugeführt, auch dem letzten „Insassen" (!) Hunniens nicht einmal so werthvoll erscheinen dürfte — außer wenn er sie zerstückeln und einschmelzen darf — wie ein Topf oder ein Kessel, in welchem er seine Erdäpfel oder seinen Sterz (soviel wie Plenten oder Paluckes, d. h. Mais-Brei) kochen kann.

„Nicht in einer leblosen Krone oder in glänzenden, stets fürchterlich langweiligen und äußerst kostspieligen Ceremonien und Blendwerken liegt die Garantie der pactirten National-Verhältnisse, sondern in dem Eide der Regenten und deren Gewissenhaftigkeit — oder in der Energie, ja, Verzweiflung der ungerecht Unterdrückten.

„Excellenz täuschten sich demnach ganz monströs, wenn Sie etwa wirklich in der Illusion waren, daß Sie durch die in Ofen abgespielte Kron-Bouffonnerie Jemand Andern zum Narren gemacht haben, als Hochdero selbst.

„Kaiser Joseph II. ging in dieser Hinsicht offen zu Werke. Er hätte die verschleppte Krone nicht aufsuchen lassen. Sie war ihm stets ungelegen und er würde gewiß gar nichts dagegen gehabt haben, wenn Jemand so gefällig

gewesen wäre, sie zu escamotiren und zu stehlen — und zwar weil er ehrlich und gewissenhaft, wie er in hohem Grade gewesen ist, sehr gut wußte und darüber vollkommen aufgeklärt war, daß er den König von Ungarn unmöglich spielen könne, wenn er blos nach seinem Willen zu handeln entschlossen sei.

„Excellenz können jedoch sagen: die Krönung wird schon folgen, wie auch die Constitution, die versprochen wurde; nur Geduld, es kann nicht Alles auf einmal geschehen 2c. — Ganz richtig! — Excellenz können aber überzeugt sein: ‚Glanz für Wahrheit,‘ ‚Worte für Wirklichkeit,‘ ‚Gleißnerei für Tugend‘ — wie besonnen, klug und verblümt Sie es dann auch anstellen mögen — dürfte die Völker, deren Augen Excellenz so gefällig waren sehr weit aufzureißen, schwerlich mehr zufrieden stellen, und sie werden — nicht Excellenz, sondern die Völker — sich höchst wahrscheinlich mit dem stets dargereichten „Nesze semmi fogd meg jól“ (auf Deutsch: Da nimm das Nichts und halte es ja recht fest. Im Deutschen hat man das Sprüchwort vom ‚goldenen Nichtschen‘ und dem ‚silbernen Wart‘ noch ein Weilchen‘. K. Br.) wie bis ‚anhero‘ vielleicht in der Folge nicht abfertigen lassen.“

So Szechenyi. Die Prophezeiungen der „großdeutschen“ Leibjournalisten über die segensreichen Folgen der Auffindung der Stephans-Krone durch Excellenz Bach hatten sich als falsch erwiesen. Am 21. August 1859 hatte Bach aufgehört zu regieren. Er ging als Gesandter nach Rom zum Heiligen Vater, bei dem er bis Ende 1865 fungirt hat. Bei seinem Abmarsch nach Rom soll Baron Bach gesagt haben: „Wäre es mir gelungen, fünfundzwanzig Jahre lang ungestört durch auswärtige Ereignisse in Ungarn zu schalten und zu walten, dann hätte ich den Magyarismus vernichtet und Ungarn wäre eine deutsch-slawische Provinz gewesen, wie jede andere.“

Glücklicher Weise geht heute der Lauf der Geschichte zu schnell, um unberufenen Stümpern, die den deutschen Namen im Auslande zu einem Gegenstande des Abscheues machen, so lange Fristen zu gewähren.

Ich könnte noch Vieles hinzufügen, wie in früheren Zeiten die Stephans-Krone sich bald in Wissegrad und bald in Preßburg, bald in Pesth, in Ofen, in Wien und im Auslande befunden. Kurz, man müßte einen dicken Band zusammenschreiben, wenn man die wechselvollen Schicksale der „heiligen Krone“ nur einigermaßen ausgiebig erzählen wollte.

Außerdem hat Ungarn eine händereiche Literatur über ihre Entstehung, ihr Alter und ihre antiquarische Beschaffenheit. Ich will den geneigten Leser verschonen mit diesen Controversen, welche vielfach mit einer Rechthaberei und einer Ungeschliffenheit ausgefochten werden, die eines deutschen Zopfgelehrten würdig wären; ich will mich vielmehr auf einige kurze Beobachtungen und Bemerkungen beschränken. Die Krone besteht aus zwei Stücken von verschiedenem Alter, nämlich erstens aus der untern Hälfte oder dem Stirnband, und zweitens aus der obern Hälfte oder der halbkugelförmigen Kappe, welche sich aus zwei einander gegenüber liegenden Bogen zusammensetzt und oben mit einem Kreuze gekrönt ist.

Die Technik, die Bilder, die Schrift, die Sprache, kurz, Alles ist zwischen diesen beiden Theilen so grundverschieden, daß sie gewiß nicht aus derselben Zeit und auch schwerlich aus derselben Werkstätte, geschweige denn von dem nämlichen Künstler herstammen. Der obere Theil ist offenbar der ältere. Die Inschriften sind theils lateinisch, theils griechisch-byzantinisch. Die letzteren scheinen die älteren zu sein. Dieselben bezeichnen die eine Figur mit dem Schwert als den Erzengel Michael (ὁ ἀρχ. μιχ.) und die andere als den Erzengel Gabriel (ὁ ἀρχ. γαβριηλ). Zwei andere

Inschriften lauten: „Michael Dukas, in Christo gläubiger König der Romäer“ (μιχελ χρ. πιστος βασιλευς ρωμαιων δουκα) und „Constantinus, der im Purpur geborene König der Romäer“ (κονστ. βασιλευς ρωμαιων ὁ πορφυρογεννητος). Beide Inschriften beweisen, daß die Krone oder einzelne Bestandtheile derselben früher von byzantinischen Kaisern getragen worden sind. Wie dieselbe nach Ungarn gekommen, darüber gibt vielleicht eine andere griechische Inschrift Auskunft, welche im Original lautet: „γεοβιτς πιστος κραλης τουρκιας,“ was heißen soll: „Geobitz gläubiger Kral (Király, König) der Türkei,“ und auf König Geysa I. von Ungarn gedeutet wird, der diese Krone von dem in der anderen Inschrift erwähnten byzantinischen Kaiser Michael Dukas zum Geschenk erhalten haben soll. Seltsam ist es, daß die frommen, aber hochnasigen und unwissenden Byzantiner damals noch die Ungarn für „Türken“ gehalten zu haben scheinen.

Die Krone ist, wie ich meinem ungarischen Gewährsmann entnehme — ich selber verstehe nichts von Juwelen — mit 53 Saphiren, 50 Rubinen, 1 Smaragd und 338 echten Perlen geziert, von welchen zu verwundern ist, daß sie per tot discrimina rerum ungeschoren durchgekommen.

Der Krönungs-Mantel ist nichts weiter als ein radförmiges Meßgewand, ein sogenannter Chor-Mantel, lateinisch „Pluviale“ geheißen, und eine ganz unzweifelhafte Inschrift, welche sich auf demselben befindet, sagt mit deutlichen lateinischen Worten, daß Gisela, die Gemahlin König Stephan's des Heiligen, denselben als priesterliches Gewand der Kirche „Zu-Unserer-Lieben-Frau“ in Stuhlweißenburg (Fehervár auf Ungarisch, Belgrad auf Slawisch) geschenkt habe. Stuhlweißenburg ist die alte Residenz der ungarischen Könige und Erzbischöfe. Dort liegen auch die alten Könige begraben. Der ungarische Antiquarius Henszlmann hat dort vor einigen Jahren sehr interessante Ausgrabungen nach der

alten Basilika vorgenommen. Dieselben wurden jedoch durch den Erzbischof von Stuhlweißenburg (er war der Einzige in Ungarn, der das Unfehlbarkeits-Dogma feierlich proclamirte) inhibirt, und zwar, wie man mir sagte, aus einem sehr seltsamen Grunde.

In der Schloß-Pfarrkirche in Ofen wird die rechte Hand des heiligen Stephan verehrt. Alljährlich am 20. August, dem St. Stephans-Tage, wird dieselbe in einem feierlichen Aufzug aus der Schloß-Pfarrkirche in die Festungs-Pfarrkirche getragen und in der letzteren zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Der Propst von Stuhlweißenburg, ein Italiener Namens Catapani, soll um 1090 den Leichnam des heiligen Stephan, welcher unzweifelhaft an dem genannten Orte beerdigt worden, ausgegraben, aber nichts mehr erhalten gefunden haben, als den rechten Arm nebst Hand. Letztere schenkte er dem König Ladislaus (Laszlo), und der König ließ in Verelis, dem heutigen Szent-Jobb (bei Großwardein), eine Capelle errichten und in derselben den „heiligen Arm" zur Anbetung ausstellen. Als fünfhundert Jahre später die Türken anrückten, flüchtete der Bischof von Großwardein die Reliquie. Man glaubt, nach Ofen. Seit der Eroberung Ofens durch die Türken, 1526, war dieselbe spurlos verschwunden und mehr als zweihundert Jahre hindurch hörte man nichts mehr von ihr. Erst im Jahre 1770 wurde die Kaiserin Maria Theresia darauf aufmerksam gemacht, daß die Stadt Ragusa, welche im 17. und 18. Jahrhundert ein sehr schwunghaftes Reliquiengeschäft betrieb, jenes Heiligthum besitze. Die große Kaiserin erwarb dasselbe und schenkte es ihren geliebten Ungarn. Es war aber kein ganzer Arm mehr, sondern nur noch die rechte Hand. Dieselbe wird seitdem in der Schloßkirche zu Ofen verwahrt. Die Kirche in Stuhlweißenburg dagegen besitzt den Schädel des heiligen Stephan. Auch dieser war dem anderthalbhundertjährigen Türken-Regiment, ähnlich wie

die Hand, aus dem Wege gegangen, um später in die den Christen wiedergegebene Heimat zurückzukehren. Wer sich über die merkwürdigen Schicksale dieser Reliquien näher unterrichten und die Beweise für die Echtheit und Heiligkeit derselben nachlesen will, den verweise ich auf Pragy's „Dissertatio historico-critica." Hier werden obige Daten genügen.

Als nun Professor Henszlmann aus Pesth vor einigen Jahren mit seinen Ausgrabungen in dem ungarischen Persepolis energisch vorging (einen Bericht über seine Thätigkeit findet man in der von Dr. Mansvet Riedl herausgegebenen „Ungarischen Revue," 1869, S. 101—126, „Die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn, von Dr. Heinrich Henszlmann"), und alle Gründe dafür sprachen, daß man die wirkliche Begräbnißstätte der alten magyarischen Könige erreicht habe, warf man, so sagt die böse Welt, sich die Frage auf: „Wie nun, wenn man die Gräber findet? Wenn man auch ein Grab findet, welches sich durch Inschriften oder sonstige Merkzeichen unzweifelhaft als das des Königs Stephan ausweist? Und wenn nun in diesem Grabe sich ein Leichnam oder eine Mumie oder ein Skelett findet — ein vollständiges Skelett — ein Skelett mit einem Kopf — ein Skelett mit einer rechten Hand? Was dann? Was soll aus dem heiligen Schädel in Stuhlweißenburg, was aus der heiligen Hand in Ofen werden?"

Da verbot der Erzbischof von Stuhlweißenburg dem neugierigen Professor aus Pesth die Fortsetzung seiner Ausgrabungen, und die lästigen Fragen verstummten. Der Professor Henszlmann aber sagt in seinem Rechenschaftsberichte (a. a. O. S. 102 und 107): „Leider ist die Aufdeckung nicht bis zum Schlusse gediehen, indem sie sich bloß auf den in der Töpfergasse befindlichen Theil der Basilika, der kaum mehr als ein Viertel des Ganzen beträgt, beschränkte und die Erlaubniß, die wichtigste Partie der Kirche,

welche im Bischofshofe liegt, aufzudecken, von dem Bischof durchaus nicht zu erlangen war. Gerade an letzterer Stelle waren die maßgebenden Aufschlüsse zu erwarten. Die Töpfergasse, in welcher der aufgegrabene Theil der Kirche stand, war immer offen und jedem Raube an Stein und Gräberinhalt zugänglich und ausgesetzt, während die Bauten auf dem Bischofshofe ihr Material bloß bis zur Bodenoberfläche hergaben und was sich unter dieser befindet noch unverändert vorhanden sein muß. Hier sind urkundlich angegeben die Grabcapellen Ludwig's, Matthias' und die Gräber anderer Könige; hier wäre demnach eine weitere Bestätigung für die Annahme und Namensbezeichnung der in der Töpfergasse bloßgelegten Gräber zu suchen; hier müsse sich noch eine Masse Erzeugnisse unserer mittelalterlichen Kleinkünste vorfinden, deren wir uns zur Bereicherung des National-Museums bedienen könnten, falls bei uns der wahre Forschergeist bereits so allgemein verbreitet wäre wie im Westen Europa's, falls die wahrhafte Pietät für unsere Vergangenheit und deren Geschichte uns höher stände als kleinliche Rücksichten für hinter dem Zeitgeist weit zurückgebliebene Individualitäten und aristokratische Bedenklichkeiten."

Doch zurück zu unserem Krönungs-Mantel, der ursprünglich ein Stuhlweißenburger Priestergewand war. Wie derselbe von Stuhlweißenburg nach Ofen und von dem Rücken des Priesters auf den Rücken des Königs gelangt ist, kann man nicht wissen. Nur so viel ist sicher, daß ihn zwar der König Stephan selbst nicht getragen hat, daß er aber seit Jahrhunderten einen integrirenden Bestandtheil der Krönungs-Insignien bildet. Er besteht aus lichtblauem Seiden- oder Atlaßstoff, der sich leidlich conservirt hat und über und über mit sehr gelungenen Goldstickereien bedeckt ist, Alles die sorgfältigste Handarbeit, wie sie in West-Europa nicht mehr gemacht wird, in unserer heutigen Zeit, wo man denkt, daß für dergleichen „das menschliche Leben zu kurz

sei." In dem Zipfel des dreieckigen Schulterstückes ist Christus eingestickt, und dann folgen weiter drei halbrunde Bogen, wovon der oberste mit großen stehenden Heiligen, der mittlere mit sitzenden Heiligen und der unterste mit kleineren Heiligen in halber Figur geziert ist. An dem Schulterstück ist oben in der Mitte ein stehender Kragen angesetzt, bedeckt mit goldgestickten Arabesken. Sie sind nicht so schön wie der übrige Mantel und wahrscheinlich jüngeren Datums.

Das Reichsscepter hat die Form des „Buzogani," d. h. jenes Streitkolbens, welcher den alten Magyaren eigenthümlich ist. Der Knopf, der sonst zum Zerschmettern der Köpfe bestimmt ist, besteht hier aus Glas, ist zierlich mit Gold eingefaßt und unten mit Perlenschnüren behangen. Der Stiel des Buzogani besteht aus emaillirtem Gold.

Der Reichsapfel, ebenfalls Gold, ist mit einem griechischen Kreuz geziert. Er trägt das Wappen des französischen Hauses Anjou, welches im Jahre 1309 auf den ungarischen Thron gelangte.

Die alterthümlichste Form von allen Reichskleinodien hat das Schwert. Es ist eben so lang als spitz, gleich gut zum Hauen und Stechen, und steckt in einer rothen Scheide. Ich kann weder behaupten noch leugnen, daß es gerade dieses Schwert ist, mit welchem sich König Stephan umgürtete, als er wider Kupa zog. Die Schwertumgürtung als Krönungs-Ceremonie erinnert an die nämliche Feierlichkeit, welcher sich der neue Padischah in der Dschami Ejub in Stambul zu unterziehen hat — der einzigen Moschee in der Türkei, welche eines Ungläubigen Fuß nicht betreten darf.

Man sieht aus Obigem, welche Fülle von historischen und antiquarischen Erinnerungen auf uns eindringt, wenn wir vor dem Krönungshügel stehen und gegenüber die Ofener Königsburg erblicken. Man kommt da kaum weiter.

III.

Eine Brücke aus dem Mittelalter in die Gegenwart.

Erinnert uns der Krönungshügel in Pesth an die mittelalterlichen Traditionen, so versetzt uns die Kettenbrücke mitten in die moderne Entwicklung des ungarischen Reiches. Ungarn ist, außer England, das einzige Land in Europa, wo die mittelalterlichen Traditionen und die moderne Entwicklung keinen unversöhnlichen Gegensatz bilden. Auch Ungarn hat sich eine Continuität der staatsrechtlichen Entwicklung bewahrt, wie sie die anderen Staaten des europäischen Continents nicht kennen. In den letzteren haben die großen Ideen des Mittelalters sehr früh ihre treibende Kraft verloren. Die Einrichtungen und die Zustände, welche aus diesen Ideen hervorgegangen waren, begannen abzusterben und die Luft zu verpesten, oder wenigstens als altes und unbrauchbares Gerümpel im Wege zu stehen und die Bahn des Fortschritts zu versperren. Da war denn irgend eine Gewalt, mochte sie auch ein wenig brutal sein, nöthig, um die absterbenden und abgestorbenen Reste des sinkenden Mittelalters aus dem Wege zu räumen. Diese Gewalt war in Mittel- und West-Europa der Absolutismus, der fiscalisch-polizeiliche Beamtenstaat, der keinem Geschöpfe neben sich eine Berechtigung zuerkannte, der in seinem Eifer, das Abgestorbene zu beseitigen, zuweilen auch das Lebendige ausreutete oder niedertrat, und der alle öffentliche Gewalt und alle Thätigkeit in sich und für sich aufsog, um das Volk „glücklich, wohlhabend, aufgeklärt, moralisch, gesund" und wer weiß was sonst noch Alles zu machen, mochte es nun wollen oder nicht. Wir West-Europäer, die wir die Schule des „aufgeklärten Absolutismus" hinter uns haben, wir können nicht leugnen, daß dieses Mitteldiug von einem Feld-

webel und einem Schulmeister, welches den Stock unbarmherzig auf dem Rücken seines Zöglings tanzen ließ, um ihm „Tugend" und daneben sogar auch „Liebe zu seinem gestrengen Erzieher" beizubringen, doch mancherlei großen Nutzen gestiftet und den Reformen der modernen menschlichfreien Zeit kräftig vorgearbeitet hat. Freilich mußten die Völker lange Zeit hindurch auf politische Rechte verzichten, und es kamen bei ihnen zuweilen bange Zweifel auf, ob nicht die Arznei schlimmer sei als die Krankheit; und als die Krankheit geheilt war, hinterließ sie jedenfalls noch ihre bedenklichen Spuren. An diesen Folgen krankt z. B. der continentale Constitutionalismus, welcher es bis jetzt noch nicht zu jenem festgeregelten parlamentarischen Leben hat bringen können, dessen sich England erfreut und das nicht zum geringen Theile darauf beruht, daß dort die corporativen Elemente niemals politisch abgedankt hatten, und daß die Entwicklung eine ununterbrochene und continuirliche war, von dem Mittelalter bis zu dem heutigen Tage.

Ungarn war freilich nicht ganz so glücklich wie England. Während letzteres, bevorzugt durch seine insulare Lage, mit allen Welttheilen in Verbindung und doch vor seinen europäischen Nachbarn und Nebenbuhlern geschützt war, hat Ungarn, eingekeilt zwischen den verschiedensten germanischen, romanischen, slawischen und turanischen Racen und abgeschnitten von der See (denn der kroatische Hafen Fiume, dem seiner Zeit Ludwig Kossuth seine mehr feurigen als richtigen Lobpreisungen widmete, will wenig besagen), von jeher einen schweren Kampf um das nationale und politische Dasein gekämpft, der zugleich auch seine innere Entwicklung gefährdete oder wenigstens störte. Aber unentwegt hat es in guten und schlimmen Zeiten, und es waren der schlimmen mehr als der guten, festgehalten an den Grundlagen seiner achthundertjährigen ehrwürdigen Verfassung. Oft brauste die Windsbraut der Knechtschaft über

das Land und schien alles Hervorragende für immer niederzuwerfen. Oft überschwemmte eine barbarische feindliche Invasion die Länder des heiligen Stephan; und einmal dauerte es sogar beinahe anderthalb Jahrhunderte, bevor sie zurückwich vor der Erhebung des Volkes. Dann wieder rebellirten die „partes annexae" wider den einheitlichen ungarischen Staatsgedanken und schienen zeitweise die Oberhand zu gewinnen. Und dann endlich nahte sich der bereits geschilderte aufgeklärte Absolutismus, in der einen Hand das Zuckerbrod und in der andern die Peitsche. Das erstere versprach er für den Fall der Unterwerfung und mit der letzteren drohte er für den Fall der Widersetzung. Die Ungarn, Soldaten und Juristen, Männer des Rechts und des Vertrages, die ihre Vertragsrechte, ihre Verfassungsrechte, ihre „pacta conventa," wenn es noththat, auch mit dem Schwert zu vertheidigen wußten, ließen sich nicht irre machen. Sie schätzten ihr altes Recht so hoch, daß sie es sogar über die moderne Cultur stellten, daß sie die Freiheit der Wohlfahrt vorzogen. Sie verzichteten bereitwillig auf die Wohlfahrt, auf die Cultur, auf den Fortschritt zu Gunsten des „guten alten Rechts" —

Des Rechts, das jedem freien Mann
Die Waffen gibt zur Hand,
Damit er stets verfechten kann
Das theure Vaterland.

Des Rechts, das wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie sein Christenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Des Rechts, das eine schlimme Zeit
Lebend'gen Leibs begrub,
Das jetzt mit neuer Regsamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Wenn die Windsbraut vorübergesaust war, richtete man in Ungarn wieder auf, was sie niedergeworfen hatte.

Wenn die Invasion vorüber war, grub man die Fundamente, welche sie nur zu überschwemmen, aber nicht zu zerstören vermochte, wieder aus und begann mit neuem Eifer auf denselben weiter zu bauen. Er war conservativer als irgend eine europäische Regierung, dieser ungarische National-Patriotismus. Weit conservativer als der Fürst Metternich, der ewig „die Solidarität der conservativen Interessen“ predigte und doch Ungarn gegenüber ein arger Revolutionär war. Während der Baron Bach, dessen wir schon mit verdienten Ehren gedachten, die ungarische Verfassung todtzuschlagen versuchte, würde es der Fürst Metternich, der mit der „Kirche“ den Abschen vor Blut theilte, vorgezogen haben, dieselbe todt zu hungern.

Max Falk schildert in seiner Biographie des Grafen Stephan Szechenyi dieses System treffend mit folgenden Worten: „Man bevorzugte die inner-österreichischen Erbländer und ließ Ungarn verarmen, um jenen, wenn sie je ein Gelüste nach verfassungsmäßiger Freiheit verspüren sollten, sagen zu können: seht, das hat Ungarn von seiner freien Verfassung; keine Straßen, keinen Handel, keine Industrie, kein Geld, keinen Credit; bleibt ihr ruhig bei euren Zuständen, bei denen es euch recht wohl ergeht!... Und weßhalb ertrug Ungarn diesen Druck, da ihm doch in seinem Reichstage das gesetzliche Mittel zur Aufhebung desselben zur Verfügung stand? Zum Theil, aber freilich nur zum Theil, fiel auch dies der Regierung zur Last. Eben um den Absolutismus in den Erbländern in aller Ruhe aufrecht halten zu können, wurde Ungarn gerade nach jener Seite hin, wo der Weg zur mittel- und westeuropäischen Cultur führte, hermetisch abgesperrt; bei Hainburg meinte das civilisirte Europa seine Grenze zu finden; was dahinter lag, war ihm unbekannt, und die Phantasie bevölkerte die unabsehbaren Steppen an der Donau und Theiß mit einem Volke von Barbaren, das vor den Türken nichts voraus hätte, als

das Christenthum. Die Censur wurde in Ungarn eben so streng gehandhabt wie die Paßvorschriften; jeder geistige und commercielle Verkehr nach außen war so gut wie abgeschnitten, und so hatte die Masse des Volkes in Ungarn gar keine Gelegenheit, durch einen Vergleich mit fremden Zuständen die Verwahrlosung der eigenen erkennen zu lernen; so lebte sie in der That Jahrzehnte hindurch in einer Art von Urzustand, ohne Sehnsucht nach den Erzeugnissen des Luxus, ihre geringen materiellen Bedürfnisse aus dem reichen Erträgnisse des gesegneten Bodens deckend und nicht im entferntesten ahnend, wie es anderwärts aussehe und wie es wohl auch in Ungarn aussehen könnte und sollte. Die Kraft der Nation erschöpfte sich im Kampfe für die Aufrechterhaltung der Verfassung — „ad obvallandam constitutionem" — gegenüber den absolutistischen Gelüsten der Regierung. Sobald solch ein Angriff abgeschlagen war, wurde Jahre lang darüber verhandelt, durch welche Garantieen ähnlichen Gefahren für die Zukunft vorgebeugt werden könne; bis endlich beide Theile müde wurden und schließlich ein Compromiß zu Stande kam, um binnen kürzester Zeit wieder neuen Kämpfen Platz zu machen, welche wieder genau denselben Verlauf nahmen, wie die vorhergegangenen."

Die Wirkungen dieses unheilvollen Systems, welches das Land nach jeder Richtung hin zum Stillstand verdammte, charakterisirt Graf Szechenyi selbst mit folgenden sarkastischen und drastischen Worten: „Der ungarische Edelmann (denn von dem Volke war damals noch wenig die Rede) lebt in einer so beneidenswerthen Lage, daß man schwerlich ein Geschöpf von glücklicherem Loose auf unserem Sterne finden wird. Wenn er Briefe und Zeitungen von seinem Hause entfernt und einen handfesten Thürhüter hat, der Niemanden in sein Schloß einläßt, so kann er sich lebenslang in dem süßen Taumel wiegen, daß er Bewohner eines ganz abgesonderten

und glücklicheren Planeten sei, auf welchem Alles Freude und Zeitvertreib ist, und wo man von Sorgen, Mühe und Arbeit gar nichts weiß. Er trägt durchaus keine Lasten des Landes und zahlt keine Steuer. Auch dient er weder beim Militär, noch besucht er die Comitatsversammlungen, wenn er nicht will, denn alles dieses kann er durch Andere (durch Stellvertreter) verrichten lassen, mit Einem Worte: ihn hat der Schöpfer in einer überaus guten Laune dazu erschaffen, daß er die schönsten Freuden und die süßesten Empfindungen des Lebens genießen soll! Und gaudeant bene nati!"

Ich entnehme diese Stelle dem berühmten Buche Szechenyi's, betitelt „Hitel," d. i. „Ueber den Credit," das im Jahre 1830 erschien mit dem Motto: „The strong resist, the weak despair." Es ist gewidmet „den schönen und großherzigen Frauen meines Vaterlandes." Vielleicht, weil auch in Ungarn, ähnlich wie in Polen, gerade die Frauen vorzugsweise von nationaler Gesinnung beseelt sind. Vielleicht auch, um den österreichischen Censor über den Inhalt des Buches zu täuschen. Ich weiß es nicht. Gewiß aber weiß ich, daß es eines der merkwürdigsten und lehrreichsten Bücher ist, die ich jemals gelesen*). Es handelt sehr wenig vom „Credit" und sehr viel von Ungarn. Es gibt uns ein vollständiges Bild von dem wirthschaftlichen und sonstigen

---

*) Der alte Wigand in Leipzig, ein Ungar von Geburt, ließ es auch in das Deutsche übersetzen. Der Uebersetzer war indeß weder der deutschen noch der magyarischen Sprache vollkommen mächtig — traduttore traditore! — und das Machwerk fiel so kläglich aus, daß auf Veranlassung Szechenyi's eine andere Uebertragung gemacht werden mußte. Diese führt den Titel: „Ueber Credit. Vom Grafen Stephan Szechenyi. Aus dem Ungarischen übersetzt von Josef Vojdisek, Advokat und Notar. Zweite berichtigte, verbesserte und vermehrte Ausgabe, Leipzig und Pesth, 1830." Diese zweite Ausgabe kann ich meinen deutschen Landsleuten empfehlen.

Culturzustande des Landes, deckt schonungslos die Fehler und Mängel auf und erörtert die Mittel, wie da zu helfen. Jeder gute Ungar wird heute das Buch mit dem größten Vergnügen lesen; denn wenn er die Barbarei von damals vergleicht mit der Cultur von heute, dann wird er die tröstliche Ueberzeugung gewinnen, daß sein Vaterland im Laufe des letzten Menschenalters gewaltige Fortschritte gemacht hat, und wie die Hoffnung wohlberechtigt ist, daß, wenn die gegenwärtigen Anstrengungen fortgesetzt werden und wenn das Land vor Krieg und anderen schweren Krisen bewahrt wird, die letzten Spuren früherer Uncultur in nicht allzu langer Frist vollständig verschwinden werden. Die Mängel der Agrar- und der Steuerverfassung, die Flurgemeinschaft, die Steuerprivilegien des Adels, das Zunftwesen der Bürger, den Zehnten, den Robot, die Schutzzöllnerei, die primitiven Einrichtungen der Landwirthschaft, das Darniederliegen des Handels, die Bummelei und den Mangel an geschäftlichem Ehrgefühl und an Betriebsamkeit, den Mangel an Communicationsmitteln, die jämmerliche Rechtspflege — alles das unterzieht der Autor der schärfsten Kritik, und er verhehlt seinen Landsleuten auch das nicht, daß nicht der „Schwob" in Wien, sondern daß sie selber großentheils schuld an diesem verkommenen Zustande sind, und daß aus demselben nicht durch Comitatsreden und eine bloß verneinende Opposition herauszukommen ist, sondern nur durch kräftiges Handeln. Er betont, daß ein Jeder die Weltverbesserung zunächst mit der Besserung seiner eigenen Person beginnen und, statt Alles von Wien zu hoffen oder zu fürchten, mitwirken solle, die Dinge auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthülfe zu fördern.

Und Szechenyi schrieb nicht bloß Bücher mit guten Rathschlägen, sondern er führte die Rathschläge auch aus. „Er war nicht wie die Pfaffen," sagte mir ein schalkhafter Ungar.

Und wie sind denn die Pfaffen? fragte ich.

„Die Pfaffen sind wie die Wegweiser.“

Das ist ein neues Räthsel.

„Werde Ihnen gleich auflösen das Räthsel. Der Wegweiser zeigt den Weg, aber er geht ihn nicht. Der Pfaffe predigt und thut's nicht. Aber Szechenyi ist den Weg auch gegangen.“

Man kann in Ungarn in der That keinen Schritt thun, ohne an den großen Grafen erinnert zu werden. Verweilen wir in Pesth: hier ist die Kettenbrücke und die Akademie sein Werk. Fahren wir die Donau hinunter, die Donaudampfschifffahrt ist sein Werk. Ehe wir das Land auf dieser mächtigen Wasserstraße verlassen, sehen wir auf dem rechten serbischen Ufer die Spuren der alten Römerstraße, welche Kaiser Trajanus, der Eroberer Daciens, in die Felsen hauen ließ, auf dem linken ungarischen Ufer dagegen erblicken wir die Szechenyi-Straße. (Dieser ungarische Graf vermochte mit einem römischen Kaiser zu wetteifern. Der Kaiser verfügte über die Finanz- und Militärmacht einer Welt; der Graf verfügte nur über sein eigenes Privatvermögen, aber freilich unter dem Beistande seines Geistes und seines Patriotismus.) Bewundern wir die Pferdezüchtung in Mezöhegyes: Szechenyi hat den Anstoß dazu gegeben durch seine „Pferdezucht-Vereine“ und durch das Buch „Alavakról“ (über Pferde), das er 1828 herausgab.

Keine europäische Stadt hat schönere Straßen und ein besseres Pflaster als Buda-Pesth: den ersten Anstoß zu allen diesen Meliorationen hat Szechenyi gegeben. Zu seiner Zeit war Pesth eine öde und kleine Steppenstadt, in der man es bei nassem Wetter vor Koth und bei trockenem vor Staub nicht aushalten konnte. Szechenyi schrieb eine Broschüre „Pesther Staub und Koth“ (1865 durch Herrn v. Török neu herausgegeben), worin er darthut, wie man jene Feinde zu bekämpfen, wie man den Häusern eine comfortable Ein-

richtung zu geben hat, wie man es mit der Heizung halten soll u. s. w. Um die vornehme Welt Ungarns, welche während des Landtages in Preßburg und sonst in Wien, oder auch in westeuropäischen Bädern oder Hauptstädten Zerstreuung suchte, an Pesth zu fesseln, gründete er Clubs und Casinos (das jetzt noch in Pesth bestehende National-Casino, Hatvan-Straße Nr. 8, namentlich vor 1848 der Sammelplatz des ungarischen Adels und der Patrioten, ist von Szechenyi gestiftet; jeder Fremde, der sich einige Zeit in Pesth aufhält, wird wohl thun, sich dort einführen zu lassen); ihm verdankt Buda-Pesth ferner die Verschönerung der Donau-Ufer, die Anlage der Promenade und die Errichtung des magyarischen National-Theaters. Die große Ueberschwemmung, mit der Pesth 1838 heimgesucht wurde, benutzte er, um an Stelle der zerstörten Hütten prachtvolle Paläste erstehen zu lassen.

Das Eisenbahnnetz, welches jetzt Ungarn bedeckt, ist dem Geiste Szechenyi's entsprungen, während Kossuth immer nur auf der unfruchtbaren Fiumebahn herumritt. Szechenyi hat die Theißregulirung begonnen und das Land mit Straßen und Brücken versehen.

Die jetzt so blühende ungarische Dichtung verdankt ihren Aufschwung zum Theil der Aufmunterung und Unterstützung, welche ihr Szechenyi durch die Akademie und auf anderen Wegen zu Theil werden ließ. Die magyarische Sprache dankt ihm ihre Wiederbelebung. Auch er wollte sie zur herrschenden machen, aber nicht auf dem Wege des Zwanges, sondern auf dem der Cultur. In der berühmten Rede, welche Szechenyi am 27. November 1842 über die Pflege der magyarischen Nationalität und Sprache in der Akademie hielt, verdammte er ohne alle Umschweife die Excentricitäten der Heißsporne; ich gebe hier seine Worte im Auszug:

„Während jedes andere Volk,“ sagt er, „sich vorzugs-

weise durch die Güte einer Sache bestimmen läßt, ohne zu fragen, woher sie kommt, will der Ungar Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, in ein magyarisches Gewand hüllen, und was nicht in diesem erscheint, ist ihm schon verdächtig. Mir wenigstens ist kein wirklicher Ungar bekannt, der nicht, gleich einem Verrückten, dessen fixe Idee angetastet wird, sich allen Regeln der Billigkeit, ja sogar der Gerechtigkeit, mehr oder weniger entzöge, sobald die Angelegenheit unserer magyarischen Sprache und Nationalität auf das Tapet kommt. Freilich wäre es einfacher und leichter, wenn man mit einem Federstrich oder einem Machtworte alle Bewohner des Landes in Magyaren verwandeln könnte. Doch so bequem geht die Sache nicht. Denn gleichwie in einem einzigen ausgebildeten Gehirn ungleich mehr anziehende und in sich verschmelzende Kraft vorhanden ist, als in tausend leeren, verwirrten Köpfen, ebenso kann auch eine Nationalität einzig durch Ueberlegenheit und sonst durch gar nichts verbreitet werden, während der heiligste Feuereifer, der rühmlichste Heldenmuth, der festeste Wille, durch deren zweckmäßige Verwendung, ich gebe es zu, tausend Schlachten zu gewinnen sind, die Sache des Magyarenthums nicht nur keinen Zoll weit vorwärts bringen, sondern gerade umgekehrt sie in die möglichst bedenkliche Gefahr verstricken, wenn nicht im Hintergrunde dieser überaus löblichen Eigenschaften die Zaubermacht der Civilisation mit dem unwiderstehlichen Lichte der Ueberlegenheit leuchtet. Das ungarische Wort ist noch nicht ungarisches Gefühl. Man ist darum noch nicht tugendhaft, weil man Ungar ist, und der in den Mantel des Patriotismus Gehüllte ist darum noch kein Patriot. Wie mancher der Uebertünchten arbeitet an der Zerstörung des Vaterlandes, weil er keine andere Eigenschaft hat und vom blinden Eifer dennoch in die Wolken gehoben wird, wogegen er die Vaterlandsliebe derer verdächtigt und in Schatten stellt, die in makelloser Brust frei von allen Schlacken,

im reinsten Geiste der Vaterlandsliebe ihrem Stamme anhangen *)."

Ich glaube nicht, daß die Geschichte irgend eines anderen Staates der Welt einen Mann aufzuweisen hat, der seinem Lande und seiner Zeit mehr seinen Stempel aufgedrückt hat, als Szechenyi. Und es war der Stempel der Cultur.

Zum Dank dafür wurde er 1848 „Feigling" und „Verräther" gescholten von denjenigen, welche der abenteuernden Separatistenfahne folgten und dadurch der Reaction einen Vorwand lieferten, Ungarn seine Verfassung zu rauben. Szechenyi ist der Urheber der nationalen Wiedergeburt Ungarns. Kossuth, Görgei und Bach, drei unter einander sehr verschiedene, aber für Ungarn verhängnißvolle Männer, haben dieselbe gewaltsam unterbrochen. Franz Deak, der „Weise der Nation," hat sie wiederhergestellt und ihr auch formell zum Abschluß und zur Sanction durch Oesterreich und durch Europa verholfen.

Für Szechenyi stand die politische Frage in zweiter Linie. In erster handelte es sich für ihn darum, die magyarische Nation dadurch zu retten, daß er sie geistig und materiell hob und sie damit fähig machte, als vollberechtigtes Mitglied in den europäischen Völkerbund einzutreten.

*) Leser, welche diesen Gegenstand näher verfolgen wollen, verweise ich auf das Buch „Ungarische Lyriker von Alexander Kisfaludy bis auf die neueste Zeit. In chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, metrisch übertragen und mit einer literarhistorischen Einleitung und mit biographisch-kritischen Notizen versehen von Gustav Steinacker." (Leipzig, J. A. Barth.) S. 517 u. ff. Das Buch leistet mehr als sein Titel sagt. Es ist eine vollständige Literargeschichte der magyarischen Dichtung mit Proben und Beispielen, von welchen meine magyarischen Freunde versichern, daß sie gut und richtig übersetzt sind. Meine deutschen Landsleute werden sich aus diesem Buche überzeugen, wie sehr die magyarische Dichtung von ganz Europa beachtet zu werden verdient.

Bis dahin war der Kampf wider den Wiener Absolutismus leider zuweilen auch ein Kampf gegen die westeuropäische Cultur gewesen. Man mußte sich gegen den ersteren hinter seinen altväterlichen Institutionen „obvalliren,“ und der Wall, den man aufwarf, wehrte auch dem Fortschritt den Einzug; das schien nicht zu ändern. Die Comitats-Versammlungen, mehr als ein halbes Hundert stürmischer Winkel-Parlamente, hemmten zwar jede Reform, aber sie bekämpften auch wirksam den Absolutismus; und erst seitdem Ungarn eine einheitliche parlamentarische Regierung hat, ist es möglich geworden, die veraltete und verfahrene Comitats-Verfassung zu reformiren.

Vor vierzig Jahren, als Szechenyi seine Laufbahn begann, galten in Ungarn Freiheit und Cultur beinahe für unverträgliche Dinge. Es war wie 1867 in Deutschland, wo Viele noch glaubten, Einheit und Freiheit seien miteinander nicht zu vereinen. Jetzt weiß man es besser.

So hat denn auch Szechenyi seine magyarischen Landsleute belehrt, daß Cultur und Freiheit nicht unversöhnliche Gegensätze, sondern eins und dasselbe sind, und daß jeder Cultur-Fortschritt zugleich auch einen politischen Fortschritt bedeutet.

Er hat diese Theorie in seinen Büchern entwickelt: In dem „Hitél“ (1830), dessen ich schon oben gedachte; in dem „Világ,“ Licht (1831); in dem „Stadium“ (1831); in dem „Politikoi-Programm-Töredédek,“ d. i. Fragmente eines politischen Programms (1847), in dem „Kélet népe,“ Volk des Ostens (1841), in der „Hunnia“ (1858) und selbst in seinem „Blick,“ in jenem ergreifenden letzten Schmerzensschrei, den er 1859 gegen die Bach'sche Mißregierung ausstieß aus dem tiefen Elend seiner freiwilligen Gefangenschaft.

Gewiß hat er durch seine Bücher (ich glaube, daß Obiges eine ziemlich vollständige Zusammenstellung derselben ist) Viele überzeugt.

Aber doch noch viel mehr durch seine Brücke, durch die Kettenbrücke zwischen Pesth und Ofen (Buda) und deren Erfolg. Nam stultorum magister eventus.

Ich habe diese lange Einleitung vorausgeschickt, nur um von dieser Brücke zu sprechen, und ich hoffe, der Leser wird sich überzeugen, wie sehr diese Einleitung zur Sache gehört. Ich will nicht von der Schönheit und technischen Vollkommenheit dieser Brücke sprechen — das haben Andere zur Genüge erörtert und der geehrte Leser kann es, wenn er sich an Ort und Stelle verfügt, mit leiblichen Augen sehen —, ich will sprechen von dem, was man nicht sieht, nämlich von der Bedeutung dieser Brücke für die Cultur und Politik, nicht nur für Ungarn, nein, für Europa.

Ich habe einen alten Kupferstich vor mir liegen, welcher Buda-Pesth darstellt, wie es im 17. Jahrhundert, kurz nach Vertreibung der Türken, aussah. Auf diesem Bilde ist Ofen alles, und Pesth nichts. Ofen erstreckt sich dem ganzen Stromufer entlang, von dem mit einem stolzen Fort gekrönten Blocksberg bis hinunter nach der heutigen Landstraße (Orzággút) und dem Neustift (Ujlák); auf dem Festungsberg (Vár) reiht sich Schanze an Schanze und Palast an Palast; aus der Stadt und der Festung Ofen ragen Dutzende hoher und stattlicher Thürme hervor, theils von Moscheen (Dschamis), theils von Palästen und Forts und theils von christlichen Kirchen, welche die duldsamen Türken nicht antasteten; um die Stadt herum reihen sich türkische Kirchhöfe, kenntlich an den zwei aufrechten, weißen Säulen, welche an den Kopf- und Fußenden eines jeden Grabes stehen. Die Margarethen-Insel, vormals mit Kirchen und Klöstern bedeckt, ist nur noch eine Anhäufung von Trümmern. (Jetzt hat sie der Erzherzog Joseph in ein wahres Paradies verwandelt, er empfing in demselben die Mitglieder des internationalen Congresses für Statistik mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft — „sur ma terre“

sagte er in dem französisch gesprochenen Begrüßungs-Toast mit gerechter Befriedigung.)

Pesth also war damals, nach der Türkenzeit, ein kleines Städtchen, kaum ein Fünftel so groß wie Ofen, ein paar Thürme, ein paar Häuser, mit Wällen und Forts umgeben — im Grunde genommen nichts als ein befestigter Brückenkopf zum Schutz einer elenden Schiffbrücke, welche, aus vierundzwanzig Jochen bestehend, das große Ofen und das kleine Pesth mit einander verband. Unmittelbar hinter Pesth, in südöstlicher Richtung, begann damals schon die uncultivirte Tiefebene, die endlose Steppe, welche von der blonden Theiß durchströmt und so oft überschwemmt wird. Unser Bild zeigt uns östlich von Ofen aus uncultivirtes Land, wirres Gestrüpp, einige türkische Gräber und ein paar einsame Pappeln. Aehnlich ist das Bild, das Franz Schams in seiner „Beschreibung der Königlich-Freyen Hauptstadt Ofen in Ungarn" (Ofen 1822) unter dem Titel „Ansicht der Stadt Ofen unter den Türken" (S. 76) gibt.

Vor vierzig Jahren, im Anfange der Dreißiger, war zwar Pesth schon zu einer ziemlich großen Stadt herangewachsen, welche mit Ofen wetteifern konnte; allein die Verbindung zwischen beiden Ufern war noch nicht viel besser als zu Zeiten der Türken. Sie bestand auch damals noch in einer schlechten hölzernen Schiffbrücke, welche zur Zeit der Flut und des Eisganges abgefahren und in der guten Jahreszeit, wenn sie stand, für jedes einzelne Schiff geöffnet werden mußte, so daß die Verbindung zwischen beiden Ufern desto mangelhafter zu werden drohte, je mehr sich der Strom belebte. Im Winter, wenn die Brücke nicht stand, mußte man sich mit Kähnen behelfen, und bei stürmischem Eisgang hörte auch diese Verbindung ganz auf. Der prachtvolle Strom, über welchen jetzt außer der berühmten Kettenbrücke noch zwei andere Brücken führen (nämlich die Eisenbogenbrücke unterhalb der südlichen Spitze der

Margarethen-Insel, bestehend aus zwei gleichen Theilen, welche in der Mitte des Stromes in einen Winkel von 150° zusammentreffen; sie wurde am 1. Juli 1875 übergeben, — und die Verbindungsbahnbrücke zwischen dem Pesther Schlachthause und dem Ofener Palatinalgarten, südlich vom Blocksberg, ein Fachwerk mit parallelen Gurtungen); — dieser Strom, auf welchem jetzt zahllose Dampfer, von den großen eleganten und leichten Passagierbooten herunter bis zu den kleinen Propellors, welche nach dem Vorbilde der kleinen Schraubenschiffe auf den norwegischen Fjords erbaut sind, an die Pariser „Mouches“ erinnern und auch an anderen Orten, z. B. auf dem Rhein zwischen Köln und Deutz, nachgeahmt zu werden verdienten, hin und her eilen und zu jeder Zeit uns die Gelegenheit bieten, von dem einen Ufer auf das andere zu gelangen und dort unseren Curs mit der Pferdebahn, der Drahtseilbahn oder der Zahnradbahn fortzusetzen; — dieser Strom, der jetzt die Städte verbindet, vermochte damals nur dieselben zu trennen. Die Schiffbrücke aber kostete Geld und trug wenig ein. Denn nur der Bürger und der Bauer, der Proletarier und der Arme bezahlte seinen Brückenzoll. Der Edelmann zahlte überhaupt damals in Ungarn grundsätzlich gar nichts, und folglich auch kein Brückengeld; der Adel ist aber in diesem Lande zahllos wie der Sand an dem Meere und zum großen Theil gering begütert. Man hat in Ungarn den Ausdruck „Sieben-Zwetschgenbaum-Edelmann,“ analog unserem deutschen „Krautjunker.“ Man will damit sagen, der Gutsbesitz dieses Mannes sei so groß — oder vielmehr so klein —, daß er kaum für sieben Zwetschgenbäume Raum hat. Dieser Adel hielt damals noch mit der größten Zähigkeit an seiner Steuerfreiheit fest, welche Szechenyi schon in seinem „Hitél“ als das größte Hinderniß des Fortschritts bekämpft hatte; man hatte für die aristokratische Steuerverweigerung einen guten Grund, oder wenn man will „Vorwand;“ er

war nur dilatorisch, aber er half zur Zeit durch; man sagte nämlich: „Was sollen wir Steuern zahlen? Wir haben ja keine Controle für deren Verwendung." Jetzt zahlt auch der Edelmann Steuern in Ungarn, denn an der Controle fehlt es nicht. Aber das Steuerzahlen ist eine schwierige Kunst, die gelernt sein will, und gegenwärtig noch hat kein Land der Welt größere Steuerrückstände als Ungarn. Indessen beginnt auch das sich zu bessern; denn jetzt darf jemand, der Steuerrückstände hat, nicht mehr mitwählen.

Schon im Jahre 1832 gründete Graf Szecheny, unterstützt von dem Erzherzog-Palatinus Joseph (dem Vater des späteren Palatinus Stephan, der so lange als Verbannter in Deutschland, zu Schaumburg an der Lahn, gelebt hat, und des jetzigen Erzherzogs Joseph, der das Ehrenpräsidium des statistischen Congresses führte), in Gemeinschaft mit dem Grafen Georg Andrassy einen Verein zum Bau einer stehenden Brücke zwischen Pesth und Ofen. Dann begaben sich beide Grafen nach England, um sich dort in Betreff der technischen und financiellen Seite des Unternehmens zu informiren. Nachdem dies geschehen, entschieden sie sich für eine Kettenbrücke, trotz der Breite des Flusses und der Heftigkeit seines Eisganges. Es war die Schwierigkeit, welche um so mehr reizte, als sie ein Unicum zu lösen und eine architektonische Zierde der so schön gelegenen Schwesterstädte zu werden versprach. Und das Unternehmen versprach noch mehr, es versprach die Städte zu verbinden, ohne die Schifffahrt zu beeinträchtigen; es versprach den Dualismus zwischen dem rechten und dem linken Ufer der Donau, den Dualismus zwischen der deutschen Bergstadt Ofen und der ungarischen Pusztenstadt Pesth zu überwinden und beide zu einer höheren Einheit zu erheben, damit aber zugleich dem ungarischen Reiche einen einheitlichen Centralpunkt zu geben, an den sich alle nationalen Bestrebungen des in Ermangelung von Communicationsmitteln schier endlosen Landes an-

krystallisiren konnten, während die frühere Hauptstadt Preßburg zu sehr nach dem Westen vorgeschoben war und nach Wien gravitirte. Wenn man früher sagte, Pesth sei der Grenzstein zwischen dem Occident und dem Orient, oder gar zwischen Europa und Asien, so hat diese Brücke die Frage im abendländischen Sinne entschieden.

Aber es dauerte noch zehn Jahre, ausgefüllt mit unermüdlicher Thätigkeit des Grafen Szechenyi, bis man zur Ausführung schreiten konnte. Erst im Jahre 1842 bildete sich eine Brückenbau-Actiengesellschaft, an deren Spitze neben dem Grafen der Wiener Banquier Simon Sina stand. Die Pläne lieferte William Tierney Clark, die Ausführung übernahm Adam Clark, beides englische Ingenieure. Am 20. November 1849, zu einer Zeit, wo ihr großer Urheber schon der Krankheit verfallen war, wurde die Brücke dem öffentlichen Verkehr übergeben. Kurz vorher, am 23. April 1849, war die alte Schiffbrücke von den Kaiserlichen niedergebrannt worden.

Im Jahre 1870 hat das ungarische Reich die Schiffbrücke um sieben Millionen Gulden erworben; ihre Erbauung hatte vier und eine halbe Million gekostet. Die ungarische Regierung hat die Absicht, den Kaufpreis durch die Brücken-Einnahmen zu amortisiren und dann das Brückengeld ganz aufzuheben; jetzt beträgt es für den Fußgänger 2 Kreuzer, für den Einspänner 14 und für den Zweispänner 21.

Man sieht diesem Werke, das groß und graziös zugleich ist, nicht an, welche Zeit und Mühe es Szechenyi kostete, die Hindernisse zu überwinden, die sich selbst dem ersten Anfange entgegenthürmten.

Die Magnaten schienen Lunte zu wittern. Ein Theil derselben, der Judex Curiae Graf Cziraky an der Spitze, protestirten gegen diese ungehörige Neuerung.

Aber schon im Jahre 1835 gelang es dem unermüd-

lichen Grafen, in der Deputirten- und der Magnaten-Tafel einen Entwurf durchzubringen, welcher ausnahmsweise für diese Brücke „Jedermann ohne Ausnahme" zur Entrichtung von Brückengeld verpflichtete. Der Entwurf wurde als Artikel XXVI. von 1835 publicirt. Er war der erste Nagel zum Sarge der Steuerfreiheit des Adels. Nur der große Erfolg, welchen Szechenyi unmittelbar vorher durch seine Donau-Dampfschifffahrt erzielt hatte, vermochte den Entwurf durchzubringen; die steuerverweigernden Magnaten ließen es an Widerstand nicht fehlen. Allein nun drohte eine andere Gefahr. Auf der alten Schiffbrücke genoßen die Edelleute nach wie vor die Steuerfreiheit. Es war daher zu befürchten, daß sie die Kettenbrücke verschmähen und ausschließlich die Schiffbrücke benutzen würden, natürlich ohne den Brückenzoll zu entrichten. Um diese Gefahr, daß der Adel die neue Kettenbrücke und den Artikel XXVI. links liegen lasse, abzuwenden, mußte Szechenyi die Schiffbrücke von den Städten Pesth und Ofen (Buda) kaufen, damit sie demnächst mit dem Kettenbrücken-Unternehmen fusionirt und unter dieselben gesetzlichen Bedingungen gestellt werde.

Um ein Beispiel zu geben, welche Hindernisse Szechenyi zu überwinden hatte und wie er sie überwand, wie er namentlich die damals noch allmächtige Bureaukratie zugleich zu schonen und doch zu packen wußte, wie er ihr Ausflüchte, Wendungen und Ideen an die Hand gab, ihr die Ehre der Autorschaft und der Ausführung gönnend, theile ich hier eine Stelle mit aus dem ausführlichen Schreiben, das er Ende Februar 1836 an den Hofkanzler Reviczky richtete. Nach Vorausschickung der üblichen Schmeicheleien, mit welchen Szechenyi nicht gerade sparsam verfuhr, heißt es weiter: „Die Angelegenheit der Pesth-Ofener Brücke ist bereits durch beide Häuser gegangen und so zu sagen im Reinen, so daß für die vollständige Ausführbarkeit der Sache nichts Weiteres mehr erforderlich ist, als eine günstige königliche Ant-

wort. Aus diesem Grunde erlaube ich mir schon jetzt, diese wenigen Zeilen an Ew. Excellenz zu richten, damit Sie das, was geschehen soll, schon jetzt in das richtige Geleise zu lenken in der Lage seien. Bei der Pesth-Ofener Brücke wird nämlich der Adel für eine gewisse Zeit auf sein Privilegium verzichten und Zoll entrichten. Dieser Entschluß wird im Gesetzvorschlage in der Weise ausgedrückt, daß aus der eventuell zu erbauenden Brücke „Jedermann ohne Ausnahme" zu zahlen verpflichtet ist. Unter diesem Ausdrucke „Jedermann" sind aber auch die Leute der Regierung verstanden, deutlicher haben wir dies aus vielen Gründen nicht aussprechen wollen. Wird aber die Sache in der königlichen Antwort gar nicht weiter berührt, dann fürchte ich, es werde alles wieder zusammenstürzen, was wir bisher mit Mühe und Noth erreicht haben, denn nie würde sich der Adel zum Zahlen herbeilassen, wenn von dieser Zahlung die Regierungsleute, wie Soldaten u. s. w., unter was immer für einem Vorwande ausgenommen wären. Den Vertretern des Landes hätte es vielleicht nicht geziemt, zu sagen: Herr, wir zahlen, wenn auch du zahlst; aber um so mehr würde es mir in der Ordnung scheinen, wenn der König zum Adel sagen würde: Wenn ihr für neue Vortheile, für neue Annehmlichkeiten zahlen wollt, dann will auch ich mich der Last nicht entziehen; so müßte ungefähr die königliche Antwort lauten, wenn man will, daß die Brücke zu Stande komme und ein neuer herrlicher Weg eröffnet werde, auf welchem auch der Adel zur schöneren Entwicklung des Vaterlandes beitragen könnte. Der Monarch müßte sagen: Er habe mit Wohlgefallen den hochherzigen Entschluß des Adels vernommen, wonach dieser im Interesse der größeren technischen Entwicklung des Landes für eine gewisse Zeit seinem Privilegium entsagen wolle. Und indem Se. Majestät dieses Verlangen des Landes genehmige, werde auch er zur erfolgreichen Durchführung der Sache beitragen, und da er, was

praktisch unmöglich sei, nicht für jeden einzelnen Soldaten oder Munitionskarren, für jedes einzelne Geschütz u. s. w. jedesmal den Zoll entrichten könne, so wolle er ein- für allemal wegen fortwährender Benutzung der Brücke mit der Brückenbau-Gesellschaft einen Vertrag schließen, was ja ohnehin der Natur der Sache gemäß auch jedem Privatmanne freistehe.

„Dadurch würde sich die Popularität der Regierung steigern und, was das Schönste und Wichtigste an der Sache ist, das Ganze würde der Regierung nicht einen Groschen kosten! Ein glücklicher Zufall hat es nämlich gefügt — dies möge aber möglichst unter uns bleiben —, daß die einzige Linie, wo man vernünftigerweise zwischen Ofen und Pesth eine Brücke bauen kann, auf ein Aerarialmagazin stößt, welches sich am Ofener Ufer befindet. In diesem Magazin befindet sich ein Holz- und Heu-Depot und eine Proviant-Bäckerei. Wenn die Regierung uns dieses überläßt, so kann sie sich damit für ewige Zeiten von der Zahlung loskaufen, und die Brückenbau-Gesellschaft wird, ehe sie das erwähnte Magazin übernimmt, ein ganz ähnliches, nur noch viel zweckmäßigeres, am nämlichen Ufer einige Hundert Schritt weiter oben oder unten, und zwar ganz unentgeltlich erbauen. Die Regierung behält also, was sie jetzt besitzt, denn ob ein Holz- und Heu-Magazin und eine Bäckerei etwas weiter oben oder unten steht, ist denn doch einerlei, und die Regierung erhält ein neues, zweckmäßigeres Gebäude, während das jetzige eine herzlich schlechte und unpassende Baracke ist. So wäre unser Zweck erreicht und allen Theilen Genüge geschehen."

Auch hier wurde nach Szechenyi's Anträgen verfahren. Er brachte demnächst auch Verträge mit den Bankhäusern zuwege und legte dieselben dem Reichstage zur Genehmigung vor. Da trat die große Ueberschwemmung von Pesth (1838) ein. Sie drohte neue Hindernisse zu bereiten. Denn man verlangte von den Erbauern der Brücke „Garantieen, daß

Buda-Pesth nie wieder von einer Ueberschwemmung werde heimgesucht werden." Hierauf mußte er lange auf Genehmigung der Wiener Kanzlei warten. Dieselbe kam erst dann, als Szechenyi Zweifel darüber aufzuwerfen begann, ob sie überhaupt nöthig sei. Und endlich war die Brücke kaum vollendet, da drohten 1849 die Kaiserlichen, sie in die Luft zu sprengen. Nie hat sich Bureaukratie und Schlendrian so stark erwiesen, Nützliches zu verzögern; und doch war Szechenyi noch stärker; er wußte diesen Widerstand zu überwinden; und in Wien sagte man: „Um nur Ruhe zu haben, wollen wir dem zähen Ungar nachgeben." Tantae molis erat pendentem condere pontem! konnte Szechenyi erst nach zehn Jahren angestrengtester Arbeit ausrufen.

Und als nun der erste Edelmann über diese Brücke ging und gleich dem Bürger und dem Bauer seine zwei Kreuzer bezahlte, da war der Uebergang aus dem Mittelalter in die Gegenwart ohne Störung und Unterbrechung der continuirlichen Entwicklung vollzogen. Daß gleichzeitig Ludwig Kossuth durch sein bald verwegenes und bald verzagtes Verfahren, durch seine revolutionäre Spieler-Politik die ruhige Reform-Politik wieder in Frage stellte, das war es, was Szechenyi das Herz brach und seinen sonst so klaren Geist umnachtete. Denn Szechenyi wollte eine ruhig fortschreitende Cultur-Entwicklung, welche das Ziel erstrebte, ohne Krieg mit Wien und ohne Krieg mit den nicht-magyarischen Racen zu provociren. So schlug er die Brücke aus der Barbarei in die Cultur, aus der feudalen Welt in die moderne, aus Asien nach Europa.

Noch vor zehn Jahren zeigte man mir in Pesth einen alten eisgrauen Edelmann, der beharrlich die Kettenbrücke verschmähte. Er hatte sich ein eigenes Boot für sich und einen eigenen Prahm für Wagen und Pferde bauen lassen, um damit über den Strom zu setzen. Er that dies, um

die zwei Kreuzer, „diese Schmach freiwilliger Knechtschaft," zu meiden. Natürlich kostete es ihn das Hundertfache. Aber er hatte seinen Willen durchgesetzt und sein hochadeliges Recht gewahrt. Dies war der letzte Asiate in Ungarn.

IV.

Gastrosophische Studien in Ungarn oder Gulyás und Halászlé.

„O, dieses Ungarn, dieses feuerspeiende Land!" rief ein Mitglied des internationalen Congresses für Statistik („Statistikoi Congreszus" sagen die Ungarn) mit einem vergnüglichen Seufzer, als wir von Temesvár nach Szegedin, d. h. von einem glänzenden Diner nach einem noch glänzenderen Souper, fuhren. Es war am 11. September 1876.

Feuerspeiend? fragte ich; meines Wissens findet sich nicht ein einziger Vulcan in all' diesen Ländern der Krone des heiligen Stephan.

„Ach was!" erwiderte jener, „was will ein lumpiger Vulcan sagen, der nur zuweilen sein Feuer auswirft, und noch dazu bloß in seinem engern Umkreis! Hier speit Alles Feuer und überall. Feuerspeiend sind die Speisen und die Getränke, die Halászlésuppe und das Gulyasfleisch, der Erlauer und der Magyarader, der Czomborder und der Vischontoier, der Tokajer und der Mediascher. Feuer sprühen die Augen der Frauen, die Reden der Männer, die Nüstern der Pferde und die Musik der Zigeuner. Hier lebt man im Feuer, wie ein Salamander."

Und er hatte Recht. Wenn die Ungarn im Weingenuß nicht in der That viel mäßiger wären als wir Deutsche,

dann könnte man auf die Vermuthung kommen, sie essen nicht, um satt zu werden, sondern um desto besser trinken zu können. Denn ihre Nationalgerichte, wie das Gulyaschfleisch, die Fischsuppe und das Paprikahuhn, sind so stark gewürzt, daß man sich nach deren Genuß seines Durstes kaum zu erwehren weiß; und ihre besseren Weine sind wieder alle so schwer, daß man vorsichtig mit ihnen umgehen muß. Der vornehme Magyar thut dies. Er theilt seinen Wein in zwei Kategorien: in „Tischweine" und in „Bratenweine." Die gewöhnlichen Weine, die Tischweine, pflegt er zu „wässern," wodurch sie ihre Herbe verlieren. Er wässert sie aber nicht im Keller und heimlich, wie manche Wirthe in Deutschland, sondern auf dem Tische und öffentlich. Er nimmt die Hälfte Wein und die Hälfte Wasser in sein Glas. Dies wird ihm erleichtert durch die vortrefflichen Mineralbrunnen, woran Ungarn so reich ist und unter welchen der Vorszeger die erste Stelle einnimmt; neben den einheimischen Mineralwassern wird aber auch das deutsche Selters (der Berliner pflegt fälschlich „ein Selder" zu fordern) und das böhmische Gieshübel häufig getrunken. Die „künstlichen" Mineralwasser liebt man dort nicht. Die Bratenweine wässert der Ungar zwar nicht, aber er trinkt sie mit Vorsicht, etwa wie Liqueure oder wie Dessertweine. Dies gilt namentlich von dem Tokajer und den sonstigen Ausbruchweinen. So verfahren die höheren Stände.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß das eigentliche Volk und das junge Volk gehörig trinkt, namentlich bei festlichen Gelegenheiten und bei den Wahlen. Wie im deutschen Reich, ist auch in Ungarn fast immer irgend eine Wahl im Gange, sei es für den Bezirk, das Comitat oder den Reichstag. Dann geht es zu Roß und Wagen in Begleitung von fliegenden Fahnen, berittenen Banderien und musicirenden Zigeunern von Ort zu Ort, durch Gebirg und Thal, durch Wälder und Puszten. Neben dem Reden=

halten ist das Trinken die Hauptsache. Es ist noch nicht lange her, daß eine Wahl, bei der nicht einige Hundert Eimer Wein getrunken worden und einige Menschen todt geblieben waren, für nicht ganz ordnungsmäßig verlaufen angesehen wurde; auch verursachte jede Wahl dem Candidaten mindestens einige Tausend Gulden Kosten. Wer sich des Näheren darüber informiren will, dem empfehle ich den Roman von Jókai Mór: „Die Komödianten des Lebens“ (eine ausnahmsweise gute Uebersetzung ist 1876, in fünf Bänden, bei Otto Janke in Berlin erschienen). Gegenwärtig sind die Parteihäupter bemüht, sich unter einander über Mittel und Wege zu verständigen, die Wahlen weniger kostspielig, weniger wein- und bluttriefend zu machen. Allein es gibt Leute, welche in diesem Versuche einen frevelhaften Angriff auf die altehrwürdigen Sitten der Väter erblicken.

Es schließt ferner nicht aus, daß, wie in Deutschland die Studenten, so auch in Ungarn die Juraten und anderes „zucht- und meisterloses, jung und verwogen Volk“ seinen tüchtigen Stiefel trinkt, und zwar geschieht dies Nächte hindurch, bei der Musik der Zigeuner, welche den Rákoczy-Marsch, den Szozat, das Széb Leán, die „fliegende Schwalbe“ und andere schöne Melodien spielen; und wenn der Tag graut, wird das Geld, welches nach Zahlung der Zeche übrig geblieben, gesammelt und den Zigeunern übergeben. Gegenwärtig streitet man in Pesth lebhaft darüber, welcher Zigeunerbande die Krone gebühre, ob Forkas Miska, oder Rácz Pál oder Horváth Marczi. Jede Bande wird nämlich genannt nach ihrem „Primas,“ welcher zugleich die erste Violine spielt und dirigirt; und das ist nicht leicht, denn die Zigeuner spielen bekanntlich ohne alle Noten. Es scheint, als wenn Rácz Pál, d. h. Paulus Raths, sich am meisten der Gunst erfreue. Er vereinigt das ehrwürdige Alter und das gemüthliche Embonpoint eines österreichischen

Feldwebels a. D. mit der Gewandtheit des Zigeuners, und es ist ein wahres Vergnügen, ihn dirigiren zu sehen.

Kehren wir nun zu den feurigen Speisen zurück:

In erster Linie ist das Gulyás-Hús zu erwähnen. Da in Betreff seines Namens und seiner Beschaffenheit in dem deutschen Reich noch immer höchst bedauerliche Irrthümer grassiren, so bitte ich, mir einige Worte der Erläuterung zu gestatten und für etwaige kleine Abschweifungen im Voraus Indemnität zu ertheilen.

Eine Hauptzierde und eine Hauptnutzbarkeit der ungarischen Pußten sind die Pferde- und die Hornviehheerden, welche diese großen Weideflächen bedecken. Diese Heerden kommen nur ausnahmsweise in den Stall, werden jedoch sorgfältig bewacht und behütet durch besondere Knechte, welche bei jeder Heerde, ebenfalls unter freiem Himmel, leben. Da die Verrichtungen dieser Leute einen hohen Grad von Kraft und Geschicklichkeit und eine besondere technische Vorbildung erfordern, so haben sich aus ihnen besondere Berufsklassen, um nicht zu sagen Specialitäten, entwickelt, unter welchen der Tschikosch und der Gujasch hervorragen.

Die Pferdeheerde heißt Menes (sprich Menesch), die Hornviehheerde Gulya (sprich Guja). Der Pferdeknecht wird Csikós (sprich Tschikosch), der Rinder- oder Ochsenhirt Gulyás (sprich Gujasch) genannt. Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider) und führt daneben den Lasso mit der Schlinge und der Kugel, womit er die Pferde einfängt, sowie eine lange Peitsche (Oschtor), mit welcher er die Thiere haufen- und schaarenweise dirigirt; und dazu genügt in der Regel ein bloßes Ballern oder Klatschen, oft auch nur ein Schwingen der Peitsche. Da der Tschikosch das ganze Jahr, Sommer und Winter, unter freiem Himmel lebt und weder eine Wäscherin hält, noch

selbst Zeit hat zu waschen, so gibt er für Hemd und Gatyen der blauen Farbe den Vorzug vor der bei anderen Leuten üblichen weißen; auch soll er die Eigenthümlichkeit haben, besagte Kleidungsstücke theils der Wärme und der Dauerhaftigkeit wegen, und theils um das Ungeziefer abzuhalten, mit Speck zu schmieren und sie so lange anzubehalten, bis ihre durch besagte Procedur erheblich gesteigerte Dauerhaftigkeit ihr natürliches und unzweifelhaftes Ende erreicht hat.

Die beste Gelegenheit, den Tschikosch zu studiren und zu bewundern, hat man in den drei großen Landesgestüten (worunter Mezöhegyes [sprich Mesöhedjesch] hervorgehoben zu werden verdient) und auf den drei großen Pferdemärkten zu Debreczin, Szegedin und Pesth. Auf diesen Pferdemärkten werden die wilden Pferde aus dem ganzen Lande zusammengetrieben. Sie tragen nicht das geringste Geschirr. Man treibt sie in Rudeln, welche der berittene Tschikosch mit seinem Oschtor umkreist und regiert. Der Kaufliebhaber bezeichnet irgend ein Thier aus der Masse. Der Tschikosch fängt es mittels des Lasso ein, wirft es durch einen Ruck mit der Schlinge zu Boden und legt ihm dann statt Zügel einen Strick in das Maul. Das Pferd springt entsetzt wieder auf, allein es hat den Tschikosch auf dem Rücken, der es mittels des Halfterstricks regiert. Nun geht es wie toll in die weite, weite Welt, und wenn das Pferd anfängt zu ermüden, dann beginnt erst recht der Tschikosch sein Oschtor zu gebrauchen. Das Thier muß von Neuem galoppiren, bis es endlich, nachdem es alle seine Künste und Wildheiten ohne jeden Erfolg probirt hat, müde und zahm wird, und es zum Schluß der Tschikosch ruhig nach dem Markte zurückreitet, wo dann der Handel abgeschlossen wird.

Minder romantisch als der Tschikosch, aber nicht minder beachtenswerth ist der Gujasch, der Rinderhirt. Auch er

behilft sich das ganze Jahr hindurch mit Hemd und mit Gatyen, dieselben sind jedoch nicht von blauer, sondern von weißer Farbe. Daneben trägt er den kleinen Hut und die blaue Weste, welche letztere vorn mit einer Unzahl metallener Knöpfe besetzt ist. Bei großer Kälte behilft er sich mit einem weißen wollenen Mantel oder mit dem Schafpelz. Letzterer wird bei niedriger Temperatur mit der Wolle nach innen, bei höherer mit der Wolle nach außen getragen. Die Lederseite ist mit allerhand bunten Zierrathen besetzt, welche oft recht geschmackvolle Arabesken bilden.

Dieser Schafpelz wird auch von wohlhabenden Bauern getragen, gewinnt aber dann eine weit civilisirtere Gestalt dadurch, daß man auf der Lederseite alle Künste der Decoration aufwendet. Auf der ungarischen Landesausstellung in Szegedin waren solche „Bunden“ aus allen Landestheilen ausgestellt. Sie zeichneten sich durch außerordentliche Feinheit der Wolle und durch ihre vielfarbigen und geschmackvollen Verzierungen aus. Die Bunda, welche am reichsten geziert war, kostete 120 Gulden. Auch der Bauer treibt hier seinen Luxus in Kleidern.

Der ungarische Bauer ist in seiner Art auch ein vornehmer Herr. Der deutsche Bauer war es vor Zeiten ebenfalls, und in Siebenbürgen ist er es noch heute. In Deutschland ist er während der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ und während der Greuel des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen. Erst seit fünfzig Jahren beginnt er, sich wieder zu heben. Daß er wieder obenauf kommen wird, dafür spricht der Umstand, daß er klug ist und von seinen „falschen Brüdern,“ der socialistisch-junkerlichen Sekte der „Agrarier,“ absolut nichts wissen will. — — —

Ebenso hoch, wie der Tschikosch seine Pferde, schätzt der Gujasch seine Hunde. Es sind Thiere von außerordentlicher Kraft und Schönheit. Dem Wolf an Gestalt und Größe sehr nahe kommend, unterscheiden sie sich von

ihm durch ihre schönen, langen, weißen Haare. Sie sind nicht nur auf den Wolf und anderes Raubzeug dressirt, sondern auch auf den Mann. Da der Rinderdiebstahl hier mit derselben Entschlossenheit wie weiland von dem göttlichen Dulder Odysseus betrieben wird, so sind diese wachsamen Hunde ganz unentbehrlich. In Nordungarn und in den Karpathen findet man sie bei den Schafhirten. Auch dienen sie vielfach zur Bewachung einsam gelegener Häuser und Höfe. Der Tourist, welcher zu Fuß reist, hat alle Ursache, vor diesen weißen Wolfshunden auf der Hut zu sein und einen kräftigen Stock mit langer Stachelspitze bei sich zu führen.

Das Gulyasch also hat seinen Namen von den Rinderhirten. Ursprünglich heißt es Gulyás-Hús, Rinderhirtenfleisch, d. h. das Fleisch, welches die Rinderhirten zu essen pflegen. Im Laufe der Zeit hat man das Hús abgeworfen.

In Oesterreich spricht man von „Golasch," in Deutschland, namentlich am Rhein, kann man auf den Speisekarten sogar „Kullasch" lesen. Das Ding ist aber ebenso corrupt wie der Name. Es besteht aus übrig gebliebenen Brocken, in einer dicken pappigen Sauce geschmort. Das wirkliche echt ungarische Gulyasch ist das directe Gegentheil von Alledem. Es wird bereitet, wie folgt:

Man stellt, und zwar wo möglich (bei Rinderhirten versteht sich das aber von selbst) unter freiem Himmel, einen Kessel über das Feuer und schneidet frisches Ochsenfleisch in Würfelform in denselben. In Ermangelung eines Kessels thut es auch eine blecherne Pfanne. Dann gießt man Wasser darauf, aber nicht zu viel. Denn eine Hauptsache ist es, daß das Wasser beim Kochen verdunstet bis auf einen Rest, welcher während des Kochens mit Salz, Paprika (dem rothen ungarischen Pfeffer), Zwiebeln und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt.

Alles Weitere ist vom Uebel. Für Leute, welchen sonst die Brühe zu scharf ist, läßt sich etwa ein mildernder Zusatz von Kartoffelstücken oder Kartoffel-Puré rechtfertigen, aber ganz correct ist auch das schon nicht mehr.

Dieses ist das wirkliche Gulyasch. Aber selbst in Ungarn, in seiner Heimat, beginnt man bereits in den großen Hotels dieses vortreffliche und naturgemäße Gericht durch allerlei weitere heterogene Zuthaten ad modum Ballhornii zu „verbessern," und es ist nöthig, daß man mit großem Nachdruck „Bauern-Gulyasch" fordert, um das Richtige zu bekommen.

Man sieht, jeder gute Deutsche kann sich auch zu Hause im deutschen Reich sein Gulyaschfleisch selbst präpariren lassen, und es wird eine Zierde seiner Küche sein. Goethe träumte von einer durch Deutschland getragenen „Weltliteratur." Vielleicht sind wir näher an einer Weltküche. Das erste Erforderniß zur Bereitung richtigen Gulyasch's ist jedoch, neben dem Ochsenfleisch, gute Paprika, und man wird wohl thun, sich dieselbe durch einen ungarischen Vertrauensmann direct besorgen zu lassen. Auch auf Paprika erstreckt sich die immer weiter um sich greifende Fälschung der Lebens-, Gewürz- und Genußmittel. Und auch zwischen der echten gibt es Unterschiede, je nachdem man nur die dunkelrothe, trockene Schote mahlt, oder auch die hellgelben Körner. Die auf erstere Art gewonnene Paprika ist nämlich feiner und besser. Sie ist an ihrer dunklen Farbe erkennbar. Die hellgelben Körner sind zu scharf.

Die unreifen grünen Paprikaschoten werden auch zu Salat verwandt, oder in Essig eingemacht und gleich den sauren Gurken gegessen. Letzteres geschieht auch mit den unreifen Kukurutz- (Mais-) Kolben. Sowohl diese Maiskolben als jene Paprikaschoten in Essig bieten einen sehr schmackhaften und billigen Ersatz für die englischen Pickles, welche bei uns immer theurer und schlechter werden. Der

Paprikasalat ist etwas scharf, reizt aber den Appetit und stärkt den Magen.

Wie Gulyasch der Repräsentant des Landes, so ist Halászlé der Repräsentant des Wassers. Ungarn ist nämlich an Fischen eben so reich als an Rindern. Namentlich die untere Donau und die Theiß sind außerordentlich fischreich, nicht minder auch die zahlreichen Seen.

Der Plattensee hat eine Specialität, den Fogasch (Fógas), auf Deutsch Zahnfisch. Der Fisch hat nämlich ein spitzes Maul mit vorstehenden Zähnen. Derselbe wird bis zu zwanzig Pfund schwer, und die Ungarn behaupten, es gebe nichts dem Aehnliches, weder in den übrigen ungarischen Gewässern, noch sonstwo in der weiten Welt. Richtig ist es nun zwar, daß dieser Fisch einen außerordentlich feinen Geschmack hat, aber er erinnert doch sehr lebhaft an unseren nordischen Zander, und ich glaube, daß er mit demselben verwandt ist, obgleich der Zander niemals so groß wird. Ein des Ungarischen unkundiges Mitglied des statistischen Congresses pflegte beharrlich die Namen Fogasch und Lajosch (Lajos), d. h. Ludwig, mit einander zu verwechseln. Dem kleinen Kellner in der „Königin von England," welcher letzteren Vornamen führte, rief er mit gerechtem Stolz auf seine Kenntniß der magyarischen Sprache und Dinge zu: „Sie da, kleiner Fogasch! bringen Sie mir einmal eine große Portion Lajosch!" Auch Schildkröten finden sich am Plattensee. Nicht minder in mehreren der Moräste, welche in der ungarischen Tiefebene so häufig sind, und welche den Namen „Schwimmende Rasen" führen.

Die Theiß ist so reich an Fischen, daß man behauptet, in ihrem unteren Laufe enthalte ihr Bette zum öfteren ein Drittel Fisch und zwei Drittel Wasser. In Deutschland hat man eine sprüchwörtliche Redensart: wenn man sagen will, irgend ein Ding sei in überreichlicher Fülle vorhanden, dann behauptet man, man habe davon so viel,

„daß man die Schweine damit mästen könne.“ Diese Redensart trifft in Ungarn buchstäblich zu. Denn wenn die Theiß nach einer der häufigen Ueberschwemmungen, welche sie anrichtet, in ihr Bette zurückkehrt, läßt sie auf dem Inundationsgebiete Fische in solcher Masse zurück, daß man die Sauheerden dort auftreibt und sie mit den Fischen füttert. In Szegedin erzählte man mir, es sei noch nicht lange her, daß man für einige Ducaten tausend schöne Fische habe kaufen können. Freilich ist dort die Theiß auch zuweilen ein recht unangenehmer Nachbar. Noch im Frühjahr 1876 bedrohte sie die Stadt mit Ueberschwemmung, und nur der äußersten Anstrengung der Bewohner gelang es, die Dämme und Deiche zu befestigen und zu erhalten, und so die Gefahr zu beschwören. Wie groß die letztere war, läßt sich am besten ermessen, wenn man bedenkt, daß diese 60—70,000 Einwohner zählende ungarische Centralstadt zum größten Theile aus Häusern von ungebrannten Erdziegeln besteht, welche primitive Wohnstätten den Fluthen Widerstand zu leisten nicht fähig sind. Die Wassersnoth, welche Szegedin bedroht, wird erst dann vollständig beseitigt sein, wenn der Maroschfluß, welcher jetzt senkrecht auf die Theiß aufstößt, eine andere Mündung erhält, wodurch die Stauung beseitigt und der Abfluß der beiderseitigen Gewässer mit einander in Harmonie gesetzt und erleichtert wird.

Es ist, das will ich beiläufig bemerken, in Europa vielfach die Meinung verbreitet, daß das von der Natur so reich gesegnete Ungarland nur deßhalb nicht nach Gebühr gedeihe, weil dort die Menschen zu faul seien. Das mag für einzelne Districte zutreffen. Im Großen und Ganzen ist es falsch. Die Natur, in der Regel so freigebig und gütig, ist daneben auch grausam, unbändig und gewaltthätig in diesem Lande. Ich erinnere an die beiden großen Landplagen: an die Wassernoth und an die Wassersnoth.

an den Mangel und an den Ueberfluß an Wasser, an das Versengen und an die Ueberschwemmung, Calamitäten, welche gewöhnlich einen sehr großen Umfang annehmen, weil das ganze Land (mit alleiniger Ausnahme der Popper, welche im Norden, an der hohen Tatra, entspringt und gemeinsam mit der ebendaher kommenden Dunajez der Weichsel zueilt) nur ein einziges Stromgebiet bildet. Der Kampf mit den übermächtigen Naturgewalten, in andern Ländern bereits siegreich beendigt, ist in Ungarn noch durchzuführen. Es gilt namentlich, die Ströme zu regeln und die riesigen Entfernungen zu überwinden. Dazu bedarf es der äußersten Anstrengungen des Staates, der Gesellschaft und der Einzelnen. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Kräfte dieses Landes theils durch Krieg, theils durch Verfassungskampf ununterbrochen in Anspruch genommen waren, denn es hat, wie Sir John Paget richtig hervorhebt, seit Arpád vor tausend Jahren seinen Fuß zuerst nach Ungarn setzte, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts schwerlich jemals einen zehnjährigen Frieden ohne Unterbrechung genossen, von der großen Krisis in der Mitte des 19. Jahrhunderts ganz zu schweigen. Daß unter diesen Umständen die wirthschaftliche Entwickelung unter dem Kampfe um das Recht im Innern und unter dem Kampfe um die Existenz nach Außen etwas litt, ist begreiflich. Man ist aber eifrig daran, das Versäumte nachzuholen, und Einige wollen sogar behaupten, daß man darin örtlich und zeitweise, in quali et quanto, etwas zu viel thut, oder wenigstens zu viel auf einmal, zu viel für die zur Zeit disponiblen Kräfte.

Kehren wir nun zur Theiß zurück, dem eigentlichen Landesstrom Ungarns. Denn die Donau ist kosmopolitisch. Gegenwärtig führt merkwürdigerweise auch der leitende Staatsmann den Namen dieses dominirenden Landesflusses. Denn Tisza heißt Theiß. Die Theiß dominirt die Mitte des

Landes, wo die eigentlichen Magyaren hausen, während die übrigen Rassen, als da sind: Slovaken, Ruthenen, Ruszniáken, Polen, Kroaten, Slavonier, Serben, Bulgaren, Walachen, Zinzaren, Deutsche, mehr an den Rändern und den Grenzen des Landes wohnen, Juden und Zigeuner dagegen überall vorkommen.

An der Theiß ist auch die Geburtsstätte des Halászlé, jener vortrefflichen Fischsuppe, von welcher ein sachkundiges Mitglied des „internationalen Congresses für Statistik“ behauptet, sie sei so vortrefflich und kräftig, daß man damit einen todten Menschen wieder lebendig machen könne, vorausgesetzt, daß man ihn bewegen könne, dieselbe hinunterzuschlucken.

Die Zubereitung ist wie bei allen wahrhaft guten Dingen sehr einfach, fast so einfach, wie bei dem Gulasch. Am besten wird sie von den Fischern selbst bereitet.

Versetzen wir uns einmal an die untere Theiß, kurz vor ihrer Einmündung in die Donau. Dort treiben die Fischer ihr Handwerk. Es ist so einfach und leicht, wie das schlächterartige Schießen des zusammengehäuften Wildes auf fürstlichen Jagden. Wenn ein ungarischer Fischer uns sähe, wie wir stundenlang mit unserer Angelruthe am Bache sitzen, Wind und Wetter beobachten, die verschiedensten künstlichen Fliegen probiren und den höchsten Grad menschlichen Witzes, soweit uns solcher überhaupt zu Gebote stehen sollte, aufwenden, um schließlich ein paar Forellen, das Stück ein halbes oder höchstens ein ganzes Pfund wiegend, zu erjagen, er würde uns für höchst komische Leute halten; glücklicherweise kennt er noch nicht jene englische Definition, wonach das Angelfischen eine Vorrichtung ist, „an deren einem Ende sich kein Fisch und an dem anderen Ende sich in der Regel ein Narr befindet.“ Der Fischer an der Theiß ist an brechend volle Netze gewöhnt. Er fängt Dick und Schill, Karpfen und Hecht (letztere zuweilen 30 Pfund schwer),

Hausen und Wels, Stör und Stirl (wohl derselbe Fisch, den man im Schwarzen Meere Sterlet nennt) und eine Unzahl anderer Sorten, von denen ich nur die magyarischen Namen weiß, mit welchen aber dem deutschen Leser schwerlich gedient ist.

Während die Fischer die Netze auswerfen und einheben, lodert am Ufer ein lustiges Feuer, über welchem ein Kessel mit brodelndem Wasser hängt. Hier kocht die Fischerin die Halászlésuppe. Mit kundigem Auge mustert sie die gefangenen Fische. Sie sucht aus der Masse einzelne Sorten aus. Welche die geeignetsten für Halászlé sind, das ist ihr eleusinisches Geheimniß, das sie so wenig verrathen würde, wie den Platz, wo Ludwig Kossuth vor seinem Uebertritt auf rumänisches Gebiet die Krone des heiligen Stephan vergraben ließ. Nur den vorsichtigsten und nachhaltigsten Forschungen der gastronomischen Section des „internationalen Congresses für Statistik" ist es gelungen, Folgendes zu ermitteln:

Um die richtige Halászlésuppe herzustellen, bedarf es sieben Sorten von Fischen. Diese Sorten wechseln nach dem Orte und der Jahreszeit. Aber unter allen Umständen müssen es sieben sein — sieben, die runde Zahl der Bibel, die heilige Zahl aller arithmetischen Phantasten alter und neuer Zeit. Für die Auswahl der Sorten gibt es verschiedene Systeme. Aber in neuerer Zeit reißt immer mehr die Systemlosigkeit, der Eklekticismus, oder wie die Leute des Umsturzes sagen: „der gesunde Menschenverstand" ein, und merkwürdigerweise soll dies der Güte der Suppe nicht den geringsten Eintrag thun. Doch genug, versuchen wir nicht weiter den mysteriösen Schleier zu heben. Es werden also verschiedene Sorten Fische in den Hexenkessel geworfen. Die Brühe wird mit Salz, mit wenig Kümmel und viel Paprika gewürzt und zusammengekocht, bis der größere Theil verdunstet und der Rest recht kräftig wird.

Daneben wird tapfer gerührt und der Fisch verarbeitet, bis er eine püréeartige Masse bildet, in welcher nur noch einzelne vorstehende Brocken schwimmen. So ist das Halászlé fertig.

Es ist wahr, das Theißwasser, womit die Halászlésuppe gekocht wird, ist in der Regel recht schmutzig. Trotzdem gebraucht man es, in Ermangelung eines besseren, nicht nur zum Waschen und Kochen, sondern auch zum Trinken. Bei unserem Frühstück in Szegedin schauderte eine westeuropäische Dame vor dem ihr gebotenen Tranke zurück.

— Das Wasser ist aber doch zum Trinken zu trübe, man kann ja nicht einmal sehen, was darin ist, meinte sie.

— O, Sie können ganz ruhig sein, meine Gnädige, entgegnete ihr schalkhafter ungarischer Tisch-Nachbar; die Frösche haben wir bereits herausgenommen.

— Uebrigens verdient constatirt zu werden, daß der Geschmack und die Ansicht der Nationen in Betreff des Wassers verschieden sind, fiel ein deutscher Jünger der Statistik belehrend ein — (wir Deutsche, und namentlich die Professoren, sind nämlich immer „gelehrt" und immer „belehrend," auch wenn wir nichts wissen), — wir in Westeuropa lieben das harte, kalte, frische, kalkhaltige Wasser. In dem Orient dagegen zieht man das trübe, weiche Flußwasser vor. Man hält es nicht nur für gesünder, sondern auch für appetitlicher und wohlschmeckender; und die Türken, welche das ganze Jahr Wasser trinken, müssen sich doch darauf besser verstehen, als wir westeuropäischen Weinschwelge, die wir das Wasser so sehr verschmähen, daß wir es nicht einmal zum Mundausspülen verwenden.

— Ah, was Sie nicht zu sagen belieben? fragte der Ungar.

— Ja wahrhaftig, ich berufe mich auf eine Autorität, nämlich auf den Abgeordneten Pancratius, welcher im preu-

zischen Abgeordnetenhause mit großem Gewicht einen der Weinbau treibenden Distrikte an der Mosel vertritt, jenes gesegnete Land, wovon schon der lateinische Dichter Decius Magnus Ausonius vor beinahe anderthalb Jahrtausenden in seiner ‚Mosella' gesungen. Das ‚verehrliche Mitglied für die Mosel' versicherte einst einem seiner Collegen, er habe seit länger als zehn Jahren keinen Tropfen Wasser mehr in den Mund genommen. Ja, aber womit spülen Sie denn Ihren Mund aus? fragte der andere ‚Verehrliche.' Oh, antwortete Pancratius, dazu hab' ich so ein ganz klein Mosel-Weinchen."

— Kerem, sagte der Ungar, belieben dagegen eine ungarische Wasseranekdote entgegen zu nehmen, im internationalen Austausch jenes Artikels, den Ihr da draußen im Reiche ‚Meidinger' nennt. Sitzt da eines Tages ein halbes Dutzend kaiserlich-königlicher Officiere beisammen, Leute von allen Nationen unserer vielsprachischen österreichisch-ungarischen Monarchie. Ein Jeder rühmt die Schönheiten seiner Muttersprache; nur ein sonst durchaus nicht auf den Mund gefallener Lieutenant aus der grünen Steiermark, ein Deutscher natürlich, schweigt stille. Zuletzt fragen ihn seine Kameraden, was er denn davon halte, welche dieser Sprachen seiner Meinung nach die schönste und wohlklingendste sei. Ja, schaun's, Kameraden, sagte er, ich halt's allewege mit dem Deutsch; daß es aber die schönste Sprach wär', das will ich bereits nit sog'n. Aber Eins ist sicher, die richtigste ist es.

— — Wieso?

— — Wieso? das will ich Euch gleich ganz unwiderleglich beweisen: Was da auf dem Tisch in der Karaffe steht, das nennst du (zu dem Dalmatiner) Acuua, und du (zu dem Ungarn) Wis, und du (zu dem Slowaken) Woda, und du (zu dem Walachen) Apa; wir Deutschen aber sagen: ‚Dos is a Woss'r,' und ein Wasser ist es auch wirklich, und deßhalb ist das Deutsche, wenn auch nicht die

schönste, denn doch die richtigste von allen europäischen Sprachen.

— — Olli Achtung, sagten die Kameraden.

* * *

Ich würde fürchten, den geehrten Leser zu benachtheiligen, wenn ich ihm ein poetisches Gulyasch-Recept vorenthielte, welches mir zu Weihnachten 1876 von befreundeter Hand mitgetheilt wurde und weit ansprechender ist, als meine bescheidene und dürftige Prosa. Der Verfasser soll ein lustiger Sohn von Alt-Oesterreich sein und, „zugleich ein Sänger und ein Held," die Leier und den Kochlöffel gleich gut zu führen verstehn. Das Gedicht lautet:

Das hohe Lied vom Gulyasch.

I. Strophe.

O Paprika, o Paprika,
Wie bist du doch so röthlich!
Und bist du auch ein scharf' Gewürz,
So bist du doch nicht tödtlich.

Zum Gulyasch einen Löffel voll!
Viel mehr ist doch nicht räthlich.
Der Modjar nimmt dreimal so viel
Und spricht: 's ist auch nicht schädlich.

Und macht 's auch einen höll'schen Durst,
Selbst das ist ganz gemüthlich.
Man löscht, und thut mit Schwabenberg
Und Méneſcher sich gütlich.

Zuthaten sind zum Rinderfleisch:
Speck, Zwiebeln und Erdäpflich.
In richtiger Portion gemischt,
Schmeckt das dann ganz vorträpflich.

Und zwar ein Dutzend Zwiebeln nimm,
Schneid' sie mit scharfem Messer;
Doch sind die Zwiebeln kleiner Art,
So sind zwei Dutzend besser.

Die Zwiebeln schneide kurz und klein!
Willst Thränen du vergießen,
So schneid' dazu ein halb' Pfund mehr;
Dann werden sie dir fließen.

Vom Rinderfleische nimm zwei Pfund,
Recht saftig und nicht sehnig.
Von allem Fette sei es frei,
Auch schneid' es ein klein wenig.

Doch schneid' die Stücke nicht zu klein,
Denn sonst zerkocht sich's später,
Drum mache etwa Würfel draus
Von fünfzehn Millimeter.

Kartoffeln werden abgeschält
Ein Dutzend oder zweie: —
Die Ingredienzien sind das all',
Jetzt kommt die Kochereie.

II. Antistrophe.

Auf das Feuer gieb den Topf
Mit des Speckes Schnitten;
Schäumt es, so wird abgeschöpft.
Dann dazu zu schütten

Sind die Zwiebeln, Paprika,
Salz auch eine Gabe.
Siehst du, daß die Zwiebel schön
Angebräunt sich habe,

Thu' dann Rinderfleisch hinzu,
Daß auch dies sich bräune.
Daß es immer saftig bleibt,
Das ist just das Feine!

Während dieser ersten Zeit
Rühre stets behende,
Daß das Fleisch nicht angebrannt
Nehm' ein schrecklich Ende.

Hast du zehn Minuten lang
Dich erwiesen thätig,
Ist ein lebhaft Rühren dann
Nicht mehr ganz so nöthig.

Wasser gieß' jetzt viel hinzu,
Laß es ruhig sieden.
Anderthalbe Stunden lang
Laß den Kram zufrieden.

Dann Kartoffeln noch hinein,
Wasser so viel schicklich,
Kräftig muß die Brühe sein
Und nicht gar zu dicklich!

Ist dann Alles gar gekocht
Durch Naturkraft's Wendung,
Singet ein Halleluja
Ob des Werks Vollendung.

Setzt Euch fröhlich an den Tisch,
Stärket Eure Leiber.
Schmeckt's, — dann denket freundlich an
Des Receptes Spender.

III. Epistrophe.

Dieses sang Herr Wilhelm Meier,
Derzeit Ingenieur in Gratz.
Der — auf Sybarit'scher Leier
Spielend — ausprobiret hat's.

V.

Ungarische Weinstudien.

Ueber den Weinbau und den Weinhandel in Ungarn grassiren nirgends mehr Irrthümer, als in Deutschland. Ich war schon bei früheren Gelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen bestrebt, diese Irrthümer zu berichtigen, z. B. in meiner „Entdeckungs-Reise in das Tokajer-Land," in dem bei A. B. Auerbach in Stuttgart 1875 erschienenen

„Skizzenbuch," Band I., „Reisebilder," S. 186 bis 229. Ich habe damals die subjectiven Eindrücke, wie ich solche an Ort und Stelle empfangen, wiedergegeben. Allerdings läßt sich über deren Richtigkeit streiten, und in Geschmackssachen ist Niemand unfehlbar. Während meines jüngsten Aufenthaltes in Ungarn habe ich nun mich bemüht, zuverlässige handelspolitische und volkswirthschaftliche Daten zu sammeln, wurde aber der weiteren Mühe überhoben durch die von der Budapesther Handels- und Gewerbekammer herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der Preise ungarischer Landesproducte im 19. Jahrhundert." Dies prachtvoll ausgestattete Werk, — ein stattlicher Band in Groß-Folio mit 32 außerordentlich übersichtlichen graphisch-statistischen Darstellungen — gewährt viel mehr, als es verspricht. Es gibt uns nämlich außer den Tabellen, welche die Ziffern der Preise enthalten, auch noch eine Geschichte der volkswirthschaftlichen Entwickelung Ungarns im 19. Jahrhundert und eine genaue Uebersicht der Productions- und Handelsverhältnisse der ungarischen Landwirthschaft und Viehzucht und der verwandten Productionszweige. Diese Darstellung ist es, welcher ich in Nachstehendem folge.

Unter den Producten Ungarns, denen es bisher noch nicht gelungen ist, sich im Auslande die verdiente Würdigung zu erringen, nimmt der Wein den ersten Rang ein. Diese Vernachlässigung eines der vorzüglichsten Producte Ungarns hat etwas Befremdliches, wenn man sich der Begeisterung erinnert, mit welcher der ungarische Wein nicht nur von Dichtern dieses Landes, sondern auch von jenen des Auslandes, namentlich Deutschlands, von Alters her gefeiert worden ist. Dies beweist auf's Neue, daß die „Dichter" und die Trinker nicht immer identisch sind. So haben die Perser z. B. die schönsten Trinklieder, aber sie dürfen keinen Wein trinken. Die zahlreichen Rothwein-Trinker in Deutsch-

land ziehen noch immer den Bordeaux und den Burgunder vor, obgleich der Saśhegy und der Swobhegy besser und billiger ist. Daß es in den übrigen Hauptconsumländern, welche entweder gar keinen eigenen, oder keinen bedeutenden Weinbau besitzen, mit dem Verbrauch ungarischer Weine nicht besser steht, ist bekannt genug und hat ohne Zweifel seine besonderen Gründe. Wir wollen den Versuch machen, diesen auf die Spur zu kommen.

Vor Allem wollen wir zur Erklärung des oben erwähnten Widerspruches constatiren, daß, wenn man im Auslande den Ungarwein im Auge hat, dabei stets in erster Linie an die ungarischen Ausbruchweine, namentlich den Tokajer, den „König aller Weine," gedacht wird. Nun, bei aller Hochachtung, die wir diesem königlichen Naß zollen, läßt sich doch unmöglich verkennen, daß der Tokajer Ausbruch nicht als eigentlicher Repräsentant des Ungarweines bezeichnet werden kann, weder in quali, noch in quanto, und zwar deßwegen, weil er den allgemeinen Charakter des Gros der besseren ungarischen Weine durchaus nicht wiedergibt, und ferner noch aus dem Grunde, weil das Quantum der alljährlich gewonnenen Ausbruchweine nur ein geringes ist. Die ungarischen Ausbruchweine sind eine Specialität, es sind Liqueurweine, die in ihrem Charakter Verwandtschaft haben mit den Süßweinen der südeuropäischen Länder, deren Production aber wesentlich bedingt wird von den Witterungsverhältnissen des Sommers. Die Production des gesammten Tokajer-Gebietes mit einem Weinproductionsareale von circa 20,000 Catastraljoch oder 2 Quadratmeilen beträgt nämlich an Ausbruchweinen nicht mehr als 12,000 Eimer (ein Eimer gleich 56 Liter) im jährlichen Durchschnitt, ein Quantum, das zu gering ist, um als Object eines schwunghaften Welthandels zu dienen; wogegen die ungarische Production an gewöhnlichen Weinen auf 250,000 Eimer jährlich veranschlagt wird. Ein Welthandelsartikel

kann aber nur ein großer Artikel sein, dies können daher für Ungarn nur die besseren rothen und weißen Tischweine, nie aber die Ausbruchweine werden, es sei denn, daß man in Ungarn das bisher übliche, kostspielige und die Erzeugung auf ein geringes Quantum beschränkende Productionsverfahren aufgeben, und sich das bei der Bereitung der spanischen und portugiesischen Liqueurweine übliche Verfahren aneignen würde, was sich vom Standpunkte der Gewinnung des ausländischen Marktes vielleicht empfehlen dürfte. Welches ist nun aber der Charakter der großen Masse der besseren ungarischen Tischweine, die bis heute im Auslande noch so gut wie unbekannt sind? Darauf gibt die Budapesther Handels- und Gewerbekammer folgende Antwort:

„Das Weinproductionsgebiet ist in Ungarn ein ungemein ausgedehntes und fast über das ganze Land verbreitetes. Wir lassen die Niederungsweine der ungarischen Ebene, die kaum mittelgut und meist nicht einmal das sind, unberücksichtigt. Für den inländischen Consum, der, wie in den meisten Ländern, die Eigenthümlichkeit besitzt, sich mit dem Schlechtesten zu begnügen, sind sie gut genug*); sie erfüllen daher ihren Zweck, und Niemandem wird es einfallen, sie dem Auslande für seinen Bedarf anzupreisen. Wo sich aber am Rande der beiden großen Ebenen die ersten Hügelreihen erheben, da beginnt das Gebiet der Gebirgsweine, welches Gebiet Qualitäten von der größten Mannigfaltigkeit und von einer Trefflichkeit liefert, welche die Concurrenz mit den besten Producten des Auslandes gestattet. Man wird es in Deutschland vielleicht für eine Vermessenheit halten, wenn wir die Behauptung aussprechen, daß Ungarn keine Ursache hat, den Rhein um sein Product zu

*) Man schätzt diese Weine im gewöhnlichen Consum Ungarns, wo man den Wein nur mit Wasser verdünnt trinkt, ihrer Säure wegen, weil sie sich „gut wässern lassen."

beneiden. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, aus dem Keller eines bekannten Siebenbürger Magnaten einen 1811er Siebenbürger zu kosten, der wird uns beistimmen, wenn wir behaupten, daß der Rhein nichts Köstlicheres producirt. Gehen wir auf die Rothweine über, so wird jeder Kenner einräumen, daß der rothe Ménescher (nicht der übrigens vortreffliche Ménescher Ausbruch) im Stande ist, jeder Concurrenz Frankreichs die Spitze zu bieten, daß der Erlauer mit dem Burgunder, der Téténÿer mit dem besseren Bordeaux getrost in die Schranke zu treten vermag, und daß der echte Ofener Adlersberger (Sashegy), dessen Productions-Quantum freilich sehr beschränkt ist (um von anderen, gleich edlen Sorten, deren Anzahl zu groß ist, um sie in dieser gedrängten Skizze sämmtlich zu charakterisiren, gänzlich zu schweigen), daß dieser Adlersberger eine Specialität repräsentirt, um die uns andere Länder zu beneiden Ursache haben.

Alle diese Weine nun aber kennt, wie schon bemerkt, im Allgemeinen das Ausland so gut wie nicht, und daß es sie nicht kennt, ist die Schuld des ungarischen Weinhandels. Wenn wir von einer äußerst geringen Anzahl erster Häuser absehen, die in Pesth, Preßburg, Oedenburg u. s. w. bestehen, und die auch zum Theil recht ausgedehnte Beziehungen mit dem Auslande unterhalten, so existirt in Ungarn diejenige Klasse der Weinhändler, welche die Producte Frankreichs, Deutschlands, ja selbst Spaniens und Portugals über die ganze Welt verbreitet haben, nicht. Der Weinhändler, den Ungarn besitzt, ist im großen Ganzen in erster Linie Speculant und nichts weiter; er kennt und versteht den auswärtigen Vertrieb nicht und ist im Allgemeinen auch nicht geneigt, das Geschäft in der Weise der Franzosen und Deutschen zu betreiben. Gewohnt, mit großen Quantitäten zu operiren, paßt ihm die Kleinheit der Verhältnisse nicht, welche die Einbürgerung unserer Weine im Auslande noth-

wendigerweise mit sich bringt, und es gefällt ihm auch die unausgesetzte Arbeit nicht, welche, um dieses Ziel zu erreichen, erfordert wird. Das Flaschengeschäft wird von diesem Weinhändler meist gar nicht betrieben, und was daher von ungarischen Weinen in Flaschen ausgeführt wird, reducirt sich auf ein ganz unbedeutendes Quantum.

Was ferner die Erleichterung der Anbahnung von Geschäftsverbindungen betrifft, welche der ausländische Weinhändler durch den regelmäßigen Besuch der Consumenten zu erreichen sucht, so ist diese Art des Geschäftsbetriebes bei den ungarischen Weinhändlern im Allgemeinen nicht gebräuchlich; ebenso ist die Pflege der Weine*) meist noch eine ziemlich mangelhafte, sie läßt die Intelligenz vermissen, welche bei den französischen und rheinländischen Weinhändlern durchgängig anzutreffen ist. Diese Art von Weinhändlern ist es denn auch, die in vorgekommenen Fällen häufig den Vorwurf der Unreellität bei der Ausführung der ertheilten Aufträge auf sich geladen hat.

Man hat vielfach auch den ungarischen Weinproducenten den Vorwurf gemacht, daß sie an der Vernachlässigung der ungarischen Weine im Auslande die Schuld tragen. Dieser Vorwurf ist nur theilweise ein berechtigter. Vor Allem muß constatirt werden, daß der Producent, und es gilt dies von dem Kleinproducenten ebenso wie von den größeren Besitzern, seine Weingärten fast durchgängig in leidlich fleißiger und sorgfältiger Weise bearbeitet, wenn es auch schwer hält, denselben mit den Fortschritten seines Gewerbes vertraut zu machen. Der Weinbau erfordert einen bedeutend größeren Aufwand von Arbeitskräften, wie die meisten anderen landwirthschaftlichen Betriebszweige. So beträgt z. B. der Lohn für die regelmäßige vollständige Jahresarbeit, welche meist Accordarbeit ist, in dem Ofener

*) Wir schließen hier immer die wenigen Exportweinhändler aus.

Gebirge an 110 bis 150 fl. ö. W. pro Catastraljoch, welches Opfer an Arbeit oder Geldmitteln bereitwillig von dem Besitzer gebracht wird. Wenn man den Producenten Ungarns ferner den Vorwurf macht, in der Kellerbehandlung der Weine unerfahren zu sein, so ist zu bemerken, daß in allen Wein producirenden Ländern die hohe Schule den Weinen erst von den Weinhändlern gegeben wird. Uebrigens befindet sich ein großer Theil der Weingärtenbesitzer — die große Mehrzahl der armen Kleinproducenten —, welche die Lese sofort vom Stocke verkaufen, gar nicht in der Lage, praktische Studien über die Kellerbehandlung am Weine zu machen. Richtig ist dagegen, daß auf die Wahl edler Rebensorten noch viel zu wenig Aufmerksamkeit verwendet wird, daß die Cultur reichlich tragende, wenn auch geringe Qualität liefernde Sorten bevorzugt, und daß fast durchgängig die heterogensten Sorten früh- und spätreifende, weiße, blaue und rothe Traubensorten unter einander gepflanzt werden, ein Mangel in der Behandlung, der bei den Rothweinen weniger hervortritt, weil der Grundstock der Rothweinproduction auf einer der vortrefflichsten Rebensorten, der blauen Kadarte (Cartagena), beruht, die in den meisten Rothweingegenden die vorherrschende ist. Richtig ist auch, daß mit dem zu frühen Lesen der Trauben ein sehr großer Fehler gemacht wird. Während man im Rheingau Ende November oder gar Anfang Dezember liest, findet die Lese in der Gegend der Ofener Weingebirge in der Regel schon vom 15. bis 25. September statt, selten wird sie erst Anfang Oktober oder noch später vorgenommen. Zu dieser Zeit haben verschiedene Traubensorten häufig noch nicht den höchsten Grad der Reife erlangt, andere aber sind schon vollkommen ausgereift, und da unter diesen auch solche einen bedeutenden Procentsatz bilden, die bei eintretender Nässe dem Faulen sehr ausgesetzt sind, so will man sich nicht der Gefahr preisgeben, am Quantum Einbuße zu er-

leiden, und nimmt die Lese vor, allerdings auf Unkosten der Qualität. In dieser Beziehung eine Besserung anzubahnen, ist eine unbedingte Nothwendigkeit, soll unser Product sich im Auslande größere Geltung verschaffen. Uebrigens liegen, was die Lesezeit anlangt, die Verhältnisse nicht überall in Ungarn so ungünstig, wie im Ofener Gebiete, und auch in diesem gibt es Gemeinden, welche die außerordentliche Wichtigkeit des späten Lesens recht wohl zu würdigen wissen. Aufgabe der größeren Producenten, auf denen, wie in anderen Ländern, die Hoffnungen auf einem Fortschritt beruhen, wäre es, nach beiden Richtungen, was die Cultur edler Rebensorten und Einheit des Rebsatzes, sowie die Lesezeit anlangt, durch ihr Beispiel zu Reformen anzueifern. — Was die Hinausschiebung der Lesezeit anlangt, so dürfte dies gegenwärtig wenig Schwierigkeiten machen, seitdem mit der Ablösung des Weinzehent die Bestimmung der Lesezeit den Gemeinden selbst überlassen bleibt.

Ungarn producirt in Folge der erwähnten Uebelstände, trotz seiner ausgezeichneten Productionsfähigkeit, ein verhältnißmäßig nicht sehr großes Quantum wirklich feiner, zum Export geeigneter Weine, und da die Anzahl der Käufer, welche diese nach Verdienst zu würdigen wissen, nur eine geringe ist, so finden diese edlen Weine nicht zu den entsprechenden Preisen Absatz. Man bezahlt hier diese edleren Qualitäten nur um ein Geringes höher als die gewöhnlichen, für den Consum des Landes selbst dienenden Sorten, und dies trägt dazu bei, die Neigung zur Production derselben zu vermindern. Wahrscheinlich in keinem andern Productionslande der Welt haben diese Preise der besseren und feinsten Weine einen so niederen Stand als in Ungarn, wo man vom Producenten — immer von den Ausbruchweinen abgesehen — für den Preis von 20—24 fl. ö. W. per nieder-österr. Eimer (à 56 Literflaschen) — zu Zeiten noch billiger — in der Regel das Beste, was das Land

producirt, zu kaufen im Stande ist, ein Preis, der in gar keinem Verhältniß steht zu dem enormen Werthe, zu dem die besseren und besten Producte Frankreichs und der Rheinlande stets bereitwillige Käufer finden. Dem ungarischen Weinhandel bleibt daher noch eine große Aufgabe zu lösen, und in demselben Verhältnisse, in welchem unsere zum Export geeigneten Weine beginnen werden, den Fleiß und die Sorgfalt der Producenten besser zu lohnen, wird sich auch die Production derselben vermehren. (Das ist freilich ein wenig ‚circulus vitiosus!')

Der Ursprung des ungarischen Weinbaues reicht weit in die ungarische Vorzeit hinauf. Man nimmt an (kann es aber natürlich nicht beweisen, so wenig wie im Rheingau den Weinbau des Carolus Magnus), daß der römische Kaiser Trajan um das Jahr 101 den Weinbau hier zu Lande eingeführt habe. Die Anlagen in der Tokajer Hegyallya werden dem römischen Kaiser Probus zugeschrieben, der, in dem Syrmier Comitate des heutigen Ungarn geboren, um das Jahr 280 in Ungarn fremde Reben anpflanzen ließ. Der Weinbau scheint durch die römischen Colonisten nun rasch an Ausdehnung gewonnen zu haben; denn mit Bestimmtheit wird versichert, daß der große Hunnenkönig Attila seine Gäste mit dem Weinproducte Pannoniens bewirthen ließ. (Auch ohne alle Beweise!)

Welch' große Ausdehnung der Weinbau in kurzer Zeit erlangte, geht daraus hervor, daß im achten Jahrhundert der Bulgarenfürst Krem einen großen Theil der Rebenanlagen ausrotten ließ, weil man den Untergang des unterjochten Avaren-Stammes der übermäßigen Trunksucht desselben zuschrieb. Trotzdem nahm der Weinbau rasch wieder an Verbreitung zu, dergestalt daß die eindringenden Ungarn überall im Lande Rebenanlagen vorfanden und Arpád sein Aldomás in Tarczel mit Rebensaft feiern konnte. Auch fanden die Kreuzfahrer unter Gottfried v. Bouillon

im Jahr 1046 die Oedenburger Berge schon mit Reben besetzt. Schon sehr früh scheinen in Ungarn Kirche und Staat den Weinbau als ergiebige Quelle des Einkommens betrachtet, und die Abgabe des Zehent eingeführt zu haben, denn im Jahre 1222 erließ Andreas II. ein Verbot der Ablösung des Weinzehent mit baarem Gelde. Die Zehentpflicht bestand also bereits und wurde als drückende Last empfunden, deren Beseitigung angestrebt wurde, Bestrebungen, die aber erst in unseren Zeiten zum erwünschten Ziele geführt haben. Durch das Eindringen der Tataren litt der Weinbau in Ungarn ungeheuern Schaden, da diese besonders im Tokajer-Gebiete die Rebenanlagen zerstörten. Béla IV. berief um das Jahr 1241 italienische Colonisten in das Land, welche die zerstörten Rebengärten wiederherstellten. Die Furmint-Rebe, welche noch gegenwärtig den Hauptsatz der Tokajer Weingärten bildet, soll aus Italien, die Muskatellerrebe aus Schiras eingeführt worden sein. Unter der Türkenherrschaft litt der Weinbau abermals sehr, da die Türken denselben, dem Gebote ihres Propheten folgend, nach Kräften unterdrückten.

Die Blüthezeit des Tokajer Weinhandels fällt in den Anfang des vorigen Jahrhunderts, und zwar bildet das Jahr 1740 einen Wendepunkt, weil mit der Abtrennung Schlesiens von Oesterreich der Hauptstapelplatz für den Tokajer Wein und ungarische Weine im Allgemeinen, Breslau nämlich, eine ausländische Stadt wurde, und gegenüber dem unter Maria Theresia und Joseph II. eingeführten Prohibitivsystem Preußen zu Repressalien griff, die besonders den Weinexport Ungarns schädigten (vergleiche darüber die Klagen der ungarischen Stände in dem Reichstage von 1805). Noch empfindlicher war der Schlag, den der ungarische Weinhandel und der Handel der Hegyallya insbesondere durch die Theilung Polens erlitt. Polen war früher ein Hauptabnehmer dieser Ausbruchweine. Mit der Theilung

wurde der bei weitem größere Theil dieses Landes von Staaten occupirt, die mit der österreichisch-ungarischen Monarchie in einen Zollkrieg verwickelt waren, und wenn die bezüglichen Verhältnisse sich in allerneuester Zeit gebessert haben, so ist doch inzwischen der frühere große Reichthum des polnischen Adels derart geschwunden, daß der Absatz von Tokajer Ausbruchweinen nach diesem Lande keine Aussicht hat, je wieder die frühere Bedeutung zu erlangen.

Charakteristisch ist, daß der Weinbau, der vorher vorzugsweise auf Hügelgeländen betrieben wurde, dieses Terrain immer mehr verliert und in der Ebene eine Pflanzstätte sucht. Diese Erscheinung kann nichts weniger als erfreulich genannt werden. Die Ursache davon ist in dem Jahrhunderte lang auf den Gebirgen betriebenen Raubbau zu suchen, sowie in der Armuth der ungarischen Weinproducenten, welche kostspielige Anlagen, wie sie in anderen weinbautreibenden Ländern zum Schutze der Weingärten gegen Regenfluthen, Abschwemmungen und Erdrutschen bestehen, namentlich Terrassirung derselben und Untermauerung an der bergabwärts liegenden Seite bis heute noch nicht kennen und an deren Stelle höchstens primitive Erdwälle aufführen, die dem Andrange der Berggewässer nur schwachen Widerstand leisten. Durch das Abschwemmen der fruchtbaren Dammerde bei mangelnder Düngung wurden an vielen Stellen die Gebirgsweingärten unproductiv, so daß sie den Anbau nicht mehr lohnten, dies um so weniger, als der Producent von Gebirgsweinen für sein besseres Product nur einen um ein Weniges besseren Preis erhielt, als der Bewohner der Ebene mit seiner weit größeren und geringeren Production.

Die Periode des Verfalles, welcher durch das Ausbleiben der polnischen Kundschaft und durch den höchst ungünstigen preußischen und russischen Zolltarif veranlaßt wurde, hat auch auf die Pflege des Weines eine nachtheilige

Wirkung ausgeübt. Durch die vielseitige Anpflanzung reichlich tragender aber geringeren Wein liefernder Rebensorten scheint sich der Charakter einiger bekannter Weinsorten geändert, oder vielmehr geradezu verschlechtert zu haben, denn wenn eine der größten Autoritäten, Schams, um das Jahr 1828 herum das Szegszárder Product mit Bordeaux, den schwersten Méneser mit Medoc, und die Ofener, Téténver und Promontorer Weine mit dem Portweine vergleicht, so ist dies heute eben so wenig zutreffend, als ein Vergleich des Steinbrucher Productes mit dem Rheinweine. Was dem Gros dieser Weißweine gegenüber den Rheinweinen mangelt, das sind die Riechstoffe, welche unter dem „Bouquet“ bekannt sind und dem Rheinweine seinen hohen Werth verleihen. Die Erfahrung hat nun aber gelehrt, daß die Rieslingrebe, aus welcher die bouquetreichen Rheinweine gewonnen werden, auch in Ungarn ganz gut gedeiht; leider ist der Anbau dieser Rebsorte zur Zeit noch ein sehr geringer. (Auch kann man nur nach längerem Anbau derselben beurtheilen, ob sie nicht in dem neuen Lande degenerirt, wie sie dies an anderen Orten, wo man ihren Anbau versuchte, wie z. B. in Süd-Tyrol, in Australien und am Ohio in Amerika, leider schon nach 6—10 Jahren gethan hat.)

Gute Weinjahre hatte Ungarn in diesem Jahrhundert in 1806 und 1811, welch letzteres in Bezug auf die Qualität bis auf unsere Tage nicht wieder seines Gleichen gefunden hat, auch das Jahr 1812 lieferte viel und guten Tischwein. Da nun dem in jeder Beziehung ausgezeichneten Weinjahr 1811 unmittelbar wieder ein recht gutes Weinjahr folgte, so sank der Werth des Productes auf einen so niedrigen Stand herab, daß die besseren Qualitäten 1812er gern für die leeren Fässer hingegeben wurden.

In den 20er Jahren, namentlich im Jahre 1822, wuchs wieder gutes und schweres Product, und auch das

Jahr 1828 war ziemlich gut. Zu den guten Weinjahren dieses Jahrhunderts sind, was Ungarn anbelangt, noch die Jahre 1834, 1841, 1846, 1852 und 1868 zu rechnen.

Was speciell den Erlauer Wein betrifft, der schon früh auch im Auslande Anerkennung fand, so bezahlte man per Pear à 6 Eimer (1 Pear = 2 Faß à 3 Eimer), also für ein Faß von 336 Liter,

im Jahre 1697	fl.	45,	
„ 1715	„	52,	
„ 1760	„	18—26,	
„ 1781—88	„	32—40.	
„ 1811	„	500—1000,	
„ 1812	„	5—20,	
„ 1822	„	120—150,	Wiener
„ 1828	„	70—150	Währung.

[Der außerordentlich hohe Preis des Jahres 1811 ist nicht auf Rechnung der Vorzüglichkeit des damaligen Productes zu setzen, sondern den damaligen Münzwirren zuzuschreiben.]

Ueber die Ein- und Ausfuhr Ungarns an Wein liegen folgende amtliche Daten vor.

Was an diesen auffällig erscheint, ist der außerordentliche Rückgang, den die Weinausfuhr Ungarns, die in den Jahren 1819 bis 1827 durchschnittlich circa 400,000 Centner betrug, seit 1827 (für die Jahre 1829—1830 liegen keine vollständigen Daten vor, für 1828 fehlen sie ganz) erfahren hat, indem das Quantum der Ausfuhr bis 1848 unter 200,000, von da an bis 1850 sogar unter 100,000 Centner herabging. In den fünfziger Jahren trat mit der die französischen Weingärten verheerenden Traubenkrankheit (Oidium), von welcher Ungarns Weinproduction verschont blieb, eine günstige Conjunctur ein und es mehrte sich besonders die Nachfrage nach Rothweinen; doch war diese Wendung nur eine vorübergehende, sie blieb ohne

dauernde Folgen. So viel ist gewiß, daß seit der Aufhebung der Zwischenzoll-Linie auch unser Weinhandel einen großen Aufschwung genommen hat. Viel mag dazu auch die Reduction des deutschen Zollvereinstarifes von 6 auf 2²/₃ Thaler pro Centner beigetragen haben. In neuester Zeit hat jedoch das Weinproduct Ungarns auf dem deutschen Markte einen schwer zu besiegenden Concurrenten erhalten in den Weinen der von Deutschland wiedergewonnenen Schwesterprovinzen Elsaß und Lothringen, welche zollfrei in den Consum des Zollvereines gelangen. (Das ist so arg nicht!)

Wie bedeutend sich übrigens seit dem Jahre 1868 die Weinausfuhr Ungarns gehoben hat, zeigen nachstehende amtliche Daten. Es betrug nämlich die Weinausfuhr Ungarns:

1868	Ctr.	1,612,122,	Werth	16,123,191	Gulden
1869	„	1,259,740,	„	12,600,585	„
1870	„	907,224,	„	9,373,635	„
1871	„	893,894,	„	9,683,795	„

Wir glauben übrigens nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß von obigen Quantitäten ein Theil auf den Trauben-Export zu rechnen ist. Bringen wir diese in Abrechnung und rechnen 3 Centner = 2 Eimer Wein, so dürfte der jährliche Weinexport Ungarns sich auf 500,000 bis 600,000 Eimer belaufen, also auf etwa 3 Milliarden Flaschen.

Das Weinproductionsgebiet beträgt nach den neuesten amtlichen Ausweisen

in Ungarn	512,012	Catastraljoch,
in Siebenbürgen	38,973	„
in Croatien und Slavonien	70,686	„
zusammen	621,671	Catastraljoch

à 1600 Quadratklafter, und man schätzt den Durchschnitts-Ertrag dieses Areals in der Regel auf 24 Millionen nieder-

österreichische Eimer (zu 56 Liter). Mit diesen Schätzungen ist es jedoch ein eigen Ding; die obige Angabe ist schon mindestens ein halbes Jahrhundert alt und ein Schriftsteller hat sie more solito dem andern nachgeschrieben, ohne sich die Mühe zu nehmen, der Sache etwas tiefer auf den Grund zu gehen.

Nach einer reiflichen Prüfung der einschlägigen Verhältnisse erachten wir jedoch diese Schätzung für den gewöhnlichen Durchschnitt als viel zu hoch gegriffen, und glauben dieselbe auf höchstens die Hälfte des obigen Quantums herabsetzen zu müssen, denn es liegt uns eine Weinproductionsstatistik vom Jahre 1864 vor, welche für einige Hauptproductionsorte des Budapesther Kammergebietes bei einer mit Wein bebauten Fläche von 44,316 Catastraljoch die Durchschnittsproduction auf 449,813 Eimer, d. i. 10,1 Eimer pro Joch berechnet. Diese Statistik ist vielleicht nicht ganz verläßlich*), sie beruht auf den eigenen Angaben der betreffenden Gemeinden, welche in der Besorgniß vor Steuererhöhungen die Angaben möglicherweise zu niedrig gemacht haben. In der Nähe von Budapesth, wo die Angaben sich leichter controliren lassen, kommt denn auch ein günstigeres Verhältniß heraus, und zwar wird die Production der Stadt Ofen allein bei einem Areale von 3812 Joch auf 70,000 Eimer angegeben, was per Joch eine Production von 18,3 Eimer ergibt. Dagegen wird die Durchschnittsproduction der berühmten Weingebirge der Stadt Erlau bei einem dem Weinbau gewidmeten Areale von

*) Wir wollen hier bemerken, daß einer der ausgezeichnetsten ungarischen Producenten, Ladisl. v. Korizmics, nach zwölfjährigen Aufzeichnungen, welche bis 1871 laufen, seine eigene Production auf nur 4,96 n.-ö. Eimer per Weingarten-Viertel à 800 □Klafter berechnet, was per Joch 9,9 Eimer ergeben würde. Allerdings gehört der Klein-Tétényer und Promontorer Boden, auf dem er wirthschaftet, nicht zu den productivsten.

4203 Joch auf 33,628 Eimer, demnach auf 8 Eimer per Joch, von Visonta auf 455 Joch mit 2027 Eimer, von Steinbruch und Csömör bei 831 Joch mit 14,100 Eimer veranschlagt. Das Weinproductionsgebiet von Ofen und Alt-Ofen und 8 Hauptorten beträgt nahe an 1 Quadratmeile, nämlich 9469 Joch, auf denen nach unserer Statistik von 1864 durchschnittlich 221,872 Eimer producirt werden sollen, was im Durchschnitt 23,4 Eimer per Joch ergeben würde. Da dieses Gebiet Productionsgegenden umfaßt, welche sich meist durch hohe Productivität auszeichnen, so halten wir für das ganze Land die Annahme einer Durchschnittsproduction von 20 Eimern per Joch als die höchste zulässige, und gelangen dazu, die Durchschnittsproduction Ungarns ohne Militärgrenze und Dalmatien auf höchstens 12 Millionen Eimer zu schätzen. Dies harmonirt denn auch weit besser mit der Productionsstatistik anderer Länder, denn es betrug die Weinproduction Preußens nach amtlichen Angaben:

	Areal in Morgen à 720 □Klafter:	Production in preuß. Eimern à 60 Quart:
1856	59,956	187,727
1857	59,746	593,887
1858	59,998	647,354
1859	59,999	544,032
1860	60,277	357,950
1861	60,256	280,788
zusammen	360,232	2,611,738

6jähr. Durchschn. 60,039 M. Areal u. 435,230 E. Product.

Durchschnitt pr. Morgen 7,2 Eimer.

Da ein Morgen = 0,45 Catastraljoch und ein preuß. Eimer = 1,18 n.-ö. Eimer ist, so würde dies eine Production von 17,9 österr. Eimer pr. Catastraljoch ergeben.

In Frankreich waren die Productionsverhältnisse folgende:

	Areal in Hectaren:	Production in Millionen Hectoliter:
1862	2,235,818	37,1
1863	2,273,201	51,4
1864	2,256,235	50,6
1865	2,393,567	68,9
1866	2,287,821	63,8
1867	2,314,846	39,1
zusammen	13,661,488	310,6
6jähr. Durchschn.	2,276,915	51,8
	pr. Hectare	22,8 Hectoliter.

Da eine Hectare = 1,737 Catastraljoch und ein Hectoliter = 1,723 Wiener Eimer, so producirt Frankreich auf 1 österr. Catastraljoch = 23,7 österr. Eimer und es ergibt sich folgende Zusammenstellung:

	1 Catastraljoch n.-österr. Eim.
in Frankreich . . .	23,7
in Preußen . . .	17,9 und nach unserer Annahme,
in Ungarn	20,0, was nicht voll die Mitte hält

zwischen der Production beider Länder. Wir glauben, daß es nicht gestattet ist, die Production Ungarns auf das Doppelte des Durchschnitts beider Länder zu veranschlagen.

Unsere Annahme einer Production von höchstens 12 Millionen Eimer ist noch immer eine weit günstigere, als eine in dem Berichte der vormaligen Pesth-Ofener Kammer für das Jahr 1851 enthaltene. Es heißt daselbst: „Auf dem mit Reben bepflanzten Areale des Kammerdistrictes (109,458 Joch) werden jährlich im Durchschnitt 1 Million Eimer Wein erzeugt," was eine Production von nur 9,4 Eimern per Joch ergeben würde.

Wir glauben, daß angesichts der Thatsachen die bisherige Illusion einer Production von 24 Millionen Eimer nicht aufrecht erhalten werden kann. Es ist Aufgabe der Statistik, schädliche Irrthümer zu zerstören. Ohne Zweifel wäre die ungarische Weinproduction noch einer bedeutenden Vermehrung fähig; diese wird eintreten, sobald der Weinhandel für die besseren Producte bessere Preise bezahlen wird. Derzeit ist die Weinproduction in Ungarn von allen landwirthschaftlichen Gewerben das am wenigsten lohnende, und der Staat trägt mit einer alles Maß übersteigenden Steuerlast dazu bei, sie noch schlechter zu stellen.

VI.

Handelspolitische Studien aus Ungarn.

Bekanntlich war zwischen Cis- und Transleithanien ein lebhafter Streit entbrannt über die Erneuerung des Ausgleichs von 1867, welcher auf den Namen des Grafen Beust getauft, aber in Wirklichkeit das Werk des Vaters Deák ist.

Beide Theile glaubten sich durch denselben geschädigt. Oesterreich klagte, daß Ungarn nur 30 Procent leiste und mehr als 50 Procent Nutzen und Einfluß in der Gemeinschaft habe, und daß daher der Magyar mit Recht sage: „Ungar reit't, Schwob zahlt." Die Ungarn dagegen beschwerten sich erstens, daß zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben vorab die gemeinsamen Zolleinkünfte aufgebraucht würden, und zwar nachdem vorweg alle Steuerrückvergütungen (oder Ausfuhr-Prämien) für exportirte, im

Innern verzehrungs-steuerpflichtige Gegenstände (insbesondere Zucker und Spiritus) abgezogen worden. „Oesterreich," sagten die Ungarn, „deckt aus seiner eigenen Fabrikation einen großen Theil des ungarischen Verbrauchs consumsteuerpflichtiger Waaren, die österreichische Staatskasse zieht also eine Verbrauchssteuer von den Artikeln, die in Ungarn verzehrt und versteuert werden; auch ist es unrecht, die Steuerrückvergütungen auf die gemeinsame Rechnung zu bringen, da es beinahe nur österreichische Fabrikanten sind (aber nicht ungarische), welche diesen Vortheil, zu welchem doch Ungarn mit 30 Procent beitragen muß, genießen." Die Oesterreicher hoben dagegen hervor, daß diese Differenz ihre reichliche Ausgleichung darin finde, daß Transleithanien überhaupt nur 30 Procent und Cisleithanien alles Uebrige zahle.

Schließlich einigte man sich dahin, daß die Zollrestitutionen in Zukunft nicht mehr vorweg genommen, sondern im Verhältniß zu dem, was auf der einen Seite Oesterreich und auf der andern Seite Ungarn an consumsteuerpflichtiger Waare, also z. B. an Zucker und Spiritus, hervorbringe, auf beide Theile aufgetheilt werden sollen.

Die Lösung der sogenannten „Quoten-Frage" wird wohl den heilsamen Erfolg haben, daß man die Rückvergütungen einschränkt. Jetzt wird z. B. beinahe der ganze Ertrag der inneren Zuckersteuer durch die Rückvergütungen oder Exportprämien aufgefressen, d. h. es wird auf Kosten der Staatskasse fabricirt.

Zweitens beschwerten sich die Ungarn wegen der Bankfrage, sie würden von der Wiener Bank beherrscht und ausgebeutet, sie wollten selbst Zettel machen und ihre eigene Bankpolitik treiben. Hier einigte man sich schließlich dahin, daß zwar die Zettelausgabe eine gemeinschaftliche sein, jedoch Ungarn 30 Procent dieser Zettel erhalten und darüber disponiren, auch den Zinsfuß und den Discontosatz mitbestimmen solle.

Das mag Alles recht gut gemeint sein, aber es ist unausführbar. Der Welthandel und der Geldmarkt läßt sich überhaupt nicht reglementiren, und wahrscheinlich von Pesth aus noch etwas weniger, als von dem capital- und verkehrreichen Wien aus. Außerdem leidet Oesterreich jetzt schon so sehr an der schwankenden Valuta des Silbers, sowie an seiner Papierüberschwemmung, daß ihm wahrscheinlich gar keine andere Rettung aus diesen financiellen und wirthschaftlichen Calamitäten übrig bleiben wird, als um jeden Preis die Uneinlösbarkeit und den Zwangscurs des Papiers abzuschaffen und zu der Baarzahlung und Metallcirculation zurückzukehren.

Der dritte Differenzpunkt betraf die Eingangszölle. Sowohl Ungarn, das ein Deficit von 12 Millionen, als auch Oesterreich, das ein solches von 35 Millionen hat, waren geneigt, die Eingangszölle zu erhöhen, um mehr Einnahmen herauszuschlagen. Nur wünschte Ungarn, ein vorzugsweise ackerbautreibendes Land, die Zölle auf Getreide und Vieh zu erhöhen. Das industriereiche Oesterreich dagegen beanspruchte Schutzzölle für seine wichtigsten gewerblichen Erzeugnisse. Schließlich einigte man sich, Beides zu machen. Man beschloß also Beibehaltung und Verschärfung des Getreidezolles, besonders gegen Rußland, sowie Erhöhung der Eingangszölle auf Baum- und Schaf-Woll-Waaren, Leder und Papier, Thiere und thierische Producte, Kaffee und Thee, Südfrüchte und Petroleum. Mit anderen Worten, nicht nur für den ungarischen, sondern auch für den österreichischen Consumenten sollen das Licht und der Kaffee, das Brod und das Fleisch, der Rock und das Hemd, der Schuh und der Stiefel vertheuert werden. In Transleithanien scheint man nicht daran gedacht zu haben, daß auch die Ungarn Brod essen, und in Cisleithanien hat man vergessen, daß auch die Deutschen Röcke und Schuhe tragen. Wohin

es führen soll, wenn man in so theuren Zeiten nicht nur die Steuern, sondern daneben auch noch künstlich die Preise der nöthigsten Bedürfnisse erhöht; — daß, wenn man angesichts der bevorstehenden Erneuerung der Handelsverträge seine Grenze schließt, man gewärtigen muß, aus der bisherigen Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden und das „Recht der meistbegünstigten Nationen" zu verlieren; — daß endlich höhere Zölle oft weniger eintragen, als niedrige, weil dann weniger importirt und mehr geschmuggelt wird, — hätte wohl auch überlegt werden können. Indessen die Schwierigkeiten werden sich später noch zeigen, und es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Vorläufig aber liegt die Sache so, daß wir Deutsche nicht zurückhalten können mit der Meinung, Ungarn habe sich durch die Vereinbarung in Betreff der Eingangszölle auf recht böse Wege begeben.

Wozu will Ungarn Zölle auf Getreide und Vieh? In guten Jahren ist es jeder Concurrenz überlegen und hat solche traurige Behelfe nicht nöthig. In schlechten Jahren aber bedarf es selber zuweilen der Einfuhr. Diese Zölle können ihm also in guten Zeiten nichts nützen, und in schlechten schmälern und vertheuern sie der Masse der Bevölkerung, welche keineswegs reich ist, nur noch den ohnedies schon schmalen und theueren Brocken. Schutzzoll auf Vieh und Getreide ist in Ungarn gerade so unvernünftig, wie es der Schutzzoll auf Wein sein würde in einem Lande, wo, wenn es heute ein gutes Weinjahr gibt, man den Wein der vorigen Crescenz vertauscht für ein Faß, in welches man die diesjährige füllt. Was soll namentlich ein Schutzzoll auf Vieh und Getreide Deutschland gegenüber bedeuten, da doch Oesterreich-Ungarn dem letztern in beiden Productions-Zweigen unendlich überlegen ist?

Wenn man sich aber dem Schutzzoll-System wieder in

die Arme wirft, wenn man das Princip der internationalen Arbeitstheilung verdammt, wenn man von dem Rechte der meistbegünstigten Nationen zu dem Differentialzoll-System zurückkehren will, so muß man sich auch die Consequenzen gefallen lassen. Und diese Consequenzen sind: Repressalien seitens des Auslandes und Verschließung des auswärtigen Marktes. Denn wer Andern sein Haus verschließt, der wird auch ausgeschlossen aus den Häusern der Andern.

Die österreichischen Schutzzöllner freilich sind consequent. Das muß man ihnen lassen. Sie sagen: „Was liegt uns an den Andern? Wenn nur unsere Artikel auf österreichisch-ungarischem Boden geschützt sind, mögen dann die Andern sehn, wo sie mit ihren Producten hinkommen. Wenn für unsere Gespinnste und Gewebe, für unser Leder und Papier, die Concurrenz des Auslandes abgewehrt ist, was liegt uns daran, wenn im Uebrigen die lebens- und exportfähige österreichische Industrie, z. B. für ihren Stahl, ihre Kurzwaaren, ihr Glas u. s. w., den deutschen Markt verliert?" In consequenter Verfolgung dieses ihres Standpunktes haben sie dann auch auf den national-ökonomischen Wanderversammlungen Deutschlands, auf welchen sie erschienen waren, ihre Stimmen mit denjenigen der Schutzzöllner aus dem deutschen Reiche zu dem Beschlusse vereinigt, daß unsere deutschen Eingangszölle erhöht und somit die Producte des Ackerbaues, der Viehzucht, des Weinbaues, der exportfähigen Industrie und der lebensfähigen Gewerbe der deutsch-österreichischen Monarchie von dem Gebiete des Deutschen Reiches ausgeschlossen werden. Sie haben verlangt, daß man die Lebendigen den Todten, die Gesunden den Kranken zum Opfer schlachtet.

Wir Deutsche bewundern diese Consequenz, aber wir können uns der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die österreichischen Schutzzöllner bei derselben nur ihre eigenen persönlichen Interessen im Auge haben, aber durchaus

nicht das Wohl der österreichisch-ungarischen Monarchie, und namentlich nicht das der transleithanischen Hälfte. Wir sind ferner der Ueberzeugung, daß, wenn die Bewohner der cis- und der transleithanischen Hälfte das System der cisleithanischen Schutzzöllner für das Ganze adoptiren, das Ganze darunter auf das Empfindlichste leiden wird. Und zwar glauben wir Deutsche dies aus folgenden Gründen:

Wir sind ohne jeden Rückhalt auf das System der westeuropäischen Handelsverträge eingegangen. Wir haben unseren Nachbarn das Recht der meistbegünstigten Nationen eingeräumt. Wir haben unsere Grenzen geöffnet, in der Voraussetzung, daß die nämlichen Gründe, (nämlich die Erwägung, daß die Beseitigung der Concurrenz des Auslandes zur Stagnation und zum Rückschritt führt und an die Stelle einer gesunden und ungefährlichen äußern Concurrenz eine ungesunde und gefährliche Steigerung der innern Concurrenz setzt, und daß das allgemeine Wohl höher steht, als die wirklichen oder vermeintlichen Interessen einer kleinen Minderheit, welche auf Kosten aller Andern zu leben gedenkt), daß diese Gründe, welche uns veranlaßt haben, von dem System der Schutzzölle zu dem des Freihandels überzugehen, auch unsere Nachbarn veranlassen würden, ein Gleiches zu thun. Wir haben namentlich mit Oesterreich-Ungarn einen Conventional-Zolltarif vereinbart, welcher seiner Zeit (1868) von den deutschen Schutzzöllnern auf das Heftigste angefochten wurde. Die Herren Hafenbrädl und Jörg aus Bayern, und die Herren Neurath und Moriz Mohl, obgleich in der Politik „Großdeutsche," d. h. angebliche Anhänger Oesterreichs, bekämpften den deutsch-österreichischen Handelsvertrag, weil er die Producenten von Oesterreich-Ungarn auf Kosten Deutschlands bevorzuge. Dieselben Herren, welche so gerne die Kroaten und die Dalmatiner, die Wenden und die Slowaken, die Ruthenen und die Russniaken, die Slawonier und die Serben, die Bulgaren

und die Walachen in den deutschen Bund aufnehmen wollten und noch 1866 blutige Thränen über deren Ausschließung vergossen, dieselben Herren erblickten die größten Gefahren für die deutschen Interessen darin, daß eine Flasche österreichischen oder ungarischen Weins, eine Elle Cattun oder ein Packetchen Cichorie, ein Nagel oder ein Drahtstift, ein Portemonnaie oder ein Trinkglas mehr, als bisher, aus Oesterreich-Ungarn nach Deutschland importirt werde. Die Mehrheit der deutschen Nation und ihrer Vertreter war aber anderer Meinung. Sie genehmigte den deutsch-österreichischen Handelsvertrag von 1868, in der Ueberzeugung, daß er für beide Länder gleich vortheilhaft sein, und daß er in dem Sinne werde vollzogen werden, in welchem er geschlossen wurde. Sie ignorirte den Umstand, daß in Oesterreich die Valuta beständigen Schwankungen unterliegt, und daß die thatsächliche Wirkung dieser Schwankungen in der Regel auf eine Exportprämie für die österreichischen Producte und auf eine Zollerhöhung für die nach Oesterreich gehenden deutschen Erzeugnisse hinausläuft. Man dachte, es stehe augenblicklich außer der Macht der österreichischen Regierung, diesen Mißstand zu heben, und man dürfe von der fortschreitenden friedlichen Entwickelung dessen Beseitigung hoffen. Diese Hoffnung hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Im Gegentheil verlautet, daß die Regierungen von Oesterreich und Ungarn beabsichtigen, die Eingangs-Zölle dahin zu erhöhen, daß dieselben in Goldmünzen bezahlt, oder wenigstens in Gold berechnet werden sollen. Diese Neuerung würde, schon im gegenwärtigen Augenblick ausgeführt, einen Bruch des Vertrags und des Conventionaltarifes bilden, welche auf österreichische Silberwährung lauten; und es ist wohl nicht zu bestreiten, daß man gegenüber einer Regierung, welche noch zu Recht bestehende Zoll- und Handels-Verträge bricht, wohl thut, solche überhaupt gar nicht zu schließen.

Nun war man Jahre lang beiderseits darüber einver-

standen, daß der deutsch-österreichische Handelsvertrag den beiderseitigen Gebieten gleichmäßig zum Vortheil gereiche, und daß namentlich Ungarn, dies an Natur-Producten so reiche Land, in Deutschland einen vortrefflichen Markt besitze. Denn es exportirt z. B. nach Deutschland etwa 90,000 Centner Wein, während der ganze Export Deutschlands nach der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht ein Zehntel davon ausmacht.

Wir glaubten daher, daß Deutschland, nachdem es bei sich den Schutzzoll mit dem Finanzzoll vertauscht und die österreichisch-ungarische Monarchie dies durch den Vertrag von 1868 acceptirt hat, billiger Weise erwarten dürfe, daß das große Donau-Reich nicht einen Rückfall in den Schutzzoll erleide.

Die österreichischen Schutzzöllner sind, wie gesagt, anderer Meinung. In Folge der wirthschaftlichen Krisis, welche sich über alle Culturstaaten, über die europäischen wie über die außereuropäischen erstreckt, und nirgends nachhaltiger und vernichtender auftritt, als in Rußland und in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo höhere Prohibitiv- und Schutzzölle bestehn, als irgendwo anders, haben sie sich ein eigenthümliches System gebildet. Sie behaupten, bei jedem Handelsvertrag müsse Einer der contrahirenden Theile zu kurz kommen, immer müsse Einer der Betrüger, und der Andere der Betrogene sein; und seltsamer Weise nehmen sie stets die Rolle des Dummen und des Betrogenen für ihre eigene Regierung in Anspruch, welche praesumtio juris et de jure (d. i. welche den Gegenbeweis ausschließender Rechtsvermuthung) für die letztere zwar nicht sehr schmeichelhaft ist, aber doch einen gewissen Eindruck auf dieselbe zu machen scheint. So sagen die österreichischen Schutzzöllner denn auch jetzt wieder: „Seht ihr, Deutschland wünscht, daß wir in unserer Zoll- und Handels-Politik nach liberalen Grundsätzen verfahren! Was beweist das? Doch weiter

nichts, als daß eine solche Politik Deutschland zum Vortheil und „folglich" uns, den Oesterreichern, zum Nachtheil gereicht, kurz, daß im Interesse von Oesterreich nur Zollerhöhungen liegen!"

Natürlich könnten sie mit demselben Rechte auch deduciren, daß, da Deutschland aus freien Stücken seine Zölle theils ermäßigt und theils abgeschafft hat, auch hierin irgend ein gefährlicher Fallstrick verborgen liege, und Oesterreich ein Interesse daran habe, auf dem Wege des Vertrages die deutschen Eingangszölle so in die Höhe zu schrauben, daß den österreichisch-ungarischen Producten der deutsche Markt gänzlich verschlossen werde.

Bei dieser Art von Argumentation fehlt es an den einfachsten Grundbegriffen des Rechts und der Wirthschaft.

Sie ist ein Angriff auf die Grundlagen der modernen wirthschaftlichen Cultur, auf das Vertrags- und auf das Austauschrecht, auf die innere und auf die internationale Arbeitstheilung.

Wenn ein Vertrag nicht anders zu denken ist, als so, daß der Eine der Paciscenten gewinnt und der Andere verliert, daß der Eine betrügt und der Andere betrogen wird, dann dürften überhaupt keine Verträge mehr geschlossen werden, weder zwischen Privaten, noch zwischen Regierungen und Staaten. Wir müßten dann zurückkehren zu dem Urzustand, zu dem Kriege Aller gegen Alle, oder wenigstens zu jenem System der staatlichen Isolirung, wobei nur der einheimische Genosse geschützt, und der Auswärtige nicht nur ein Fremdling, sondern ohne Weiteres auch ein Feind war.

Glücklicher Weise hat die moderne Cultur diese Anschauung vergangener Zeiten längst überwunden. Unsere Rechtsgelehrte haben uns gelehrt, daß bei jedem Vertrag eine billige und gerechte Ausgleichung zwischen Leistung und Gegenleistung stattfindet und Jeder das für ihn Begehrenswerthere eintauscht.

Unsere Volkswirthe haben uns gelehrt, daß der Vertrag die beiderseitigen Interessen, anstatt sie zu schädigen, ausgleicht, daß, wenn er richtig abgeschlossen ist, Jeder dabei gewinnt, indem Jeder das erhält, was er bedarf, und das hingibt, was er entbehren kann.

Indessen, diese angeblichen „Praktiker" und wirklichen „Interessenten" verlachen solche „Theorien." Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als eine Widerlegung durch Experimente zu versuchen. Solche Experimente kosten viel Zeit und viel Geld, und es wäre besser, sie könnten unterbleiben, allein es scheint fast, als wäre es dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn nicht beschieden, daß dieser Kelch an uns vorüberginge.

Eine officielle Feder in der Allgemeinen Zeitung besingt den neuen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn mit folgenden Worten:

— „Der Festigkeit der cisleithanischen Regierung ist die Concedirung einer der österreichischen Industrie entsprechenderen Zollpolitik durch Ungarn zu danken, während man andrerseits Ungarn gegenüber durch Einräumung eines neuen Repartitions-Modus für die Steuerrückvergütung beim Export einen nur zu berechtigten Anspruch der jenseitigen Reichshälfte erfüllte. Derselbe wird für diese Reichshälfte durch Einführung eines neuen, beiden Reichstheilen gemeinsamen Besteuerungs-Modus für Bier, Zucker und Spiritus aufgewogen, ebenso wie Ungarn für seine Zugeständnisse in dem Zolltarif zu Gunsten der österreichischen Schaf- und Baumwoll-Industrie, deren größtes Absatzgebiet die Länder der St. Stephanskrone sind, in einigen Finanzzöllen, deren Ertragsfähigkeit hauptsächlich den Consum in Oesterreich bedingt, seine Compensation erhielt. So wurden unter beiden Regierungen die neuen Entwürfe des Zoll- und Handelsbündnisses, die damit im Zusammenhang stehenden Reformen der indirecten Steuern und, was das

Wichtigste ist, der neue Zolltarif vereinbart, welch' letzterer bereits die Grundlage der mit jenen Staaten, mit denen die Monarchie überhaupt zunächst Handelsverträge abschließen wird, Deutschland, Frankreich und Italien, eingeleiteten Unterhandlungen wegen Erneuerung der Verträge bilden wird. Bei diesem Stadium wird eine Vorlegung des Zolltarifs selbst, so sehnsüchtig unsere Schutzzöllner es wünschen, auch im Januar 1877 nicht möglich sein; dagegen glaubt man jenen Handelsvertrag, den man hier für den wichtigsten hält, den mit dem Deutschen Reiche, bis zu dem Zeitpunkt des Beginns der Berathungen über die Vorlagen in beiden Parlamenten, angesichts des Entgegenkommens der deutschen Regierung so weit gefördert zu haben, um den Legislaturen durch einen Einblick in die Verhandlungen eine Handhabe für die Beurtheilung der künftigen Zollpolitik zu bieten."

So der Wiener = Correspondent der Augsburger „Allgemeinen."

Wie stehen nun wir diesen Plänen gegenüber in Deutschland? —

Der von der österreichisch-ungarischen Regierung nunmehr gekündigte deutsch-österreichische Handelsvertrag ist, nachdem der Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Kriege nur durch die Klausel der meistbegünstigten Nation geregelt ist, für Deutschland der einzige Vertrag, welcher einen conventionellen Tarif enthält. Die Bedeutung, welche die bevorstehenden Verhandlungen über die Erneuerung des Vertrages in handelspolitischer Beziehung besitzen, liegt wesentlich in der Entscheidung der Frage, ob die beiden Staaten sich über neue conventionelle Tarife einigen werden oder nicht. Wenn sie nur dahin übereinkommen, sich gegenseitig auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation zu behandeln, wird die Entscheidung darüber, in welcher Weise jedes der beiden Länder seine künftige Zollpolitik regelt, hinausgeschoben. Die

Gegner der von beiden Staaten bisher befolgten gemäßigt freihändlerischen Handelspolitik scheinen meist darauf zu rechnen, daß neue Tarife, selbstverständlich in ihrem Sinne, vereinbart werden. Sie selbst legen es freilich ganz darauf an, eine solche Vereinbarung unmöglich zu machen. In Deutschland überwiegt bei diesen Schutzzöllnern die Ansicht, daß man Differentialzölle möglichst vermeiden müsse und, abgesehen von England, allen Ländern gegenüber mit einem Tarif auskommen könne. Für jede Industrie müßten die Sätze dann aber so gestellt sein, daß sie gegen ihre bedeutendste auswärtige Concurrentin geschützt sei. Daher verlangen die Streichgarnspinner diejenigen Sätze mit Oesterreich, welche nach ihrer Ansicht gegen Belgien begründet sind; die Kammgarnspinner diejenigen Sätze, welche sie gegen Frankreich für nöthig halten u. s. w. In Oesterreich dagegen ist die Zahl derjenigen, welche principiell gar keinen Conventionaltarif wollen, sondern eine autonome Zollpolitik fordern, nicht gering; der von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer aufgestellte Entwurf eines allgemeinen österreichisch-ungarischen Zolltarifs entspricht indessen thatsächlich dem von der Mehrzahl der deutschen Schutzzöllner eingenommenen Standpunkt. Tarife auf dieser Grundlage würden natürlich die exportfähigen Industrien und sonstigen Productionszweige beider Länder auf das Empfindlichste schädigen. Sätze, welche der deutsche Schutzzöllner Frankreich oder Belgien gegenüber als ausreichend erachtet, werden Oesterreich gegenüber in den meisten Fällen einfach prohibitiv sein, und nicht viel besser würde Deutschland bei der Annahme der von österreichischen Schutzzöllnern gemachten Vorschläge fahren. Wie die beiden Regierungen hierüber zu einer Einigung kommen sollten, wenn sie nicht die Interessen ihrer exportirenden und concurrenzfähigen Industrien über dem Zollschutze ihrer anderen, weder export- noch concurrenzfähigen Industrien

vollständig außer Acht ließen, ist nicht abzusehen. Die Thronrede des deutschen Kaisers vom 30. October 1876 hat inzwischen den Standpunkt der deutschen Reichsregierung offen dargelegt. Die deutsche Regierung will bemüht sein, bei den Unterhandlungen über die Erneuerung von Handelsverträgen darauf hinzuwirken, daß von der heimischen Industrie Benachtheiligungen abgewendet werden, welche ihr durch die Zoll- und Steuer-Einrichtungen anderer Staaten bereitet werden. Das heißt doch nichts Anderes, als die deutsche Regierung will sich um Ermäßigung der Zölle des Auslandes und um Beseitigung der Exportprämien, namentlich der französischen (titres d'acquit à caution), bemühen, während von einer Erhöhung der deutschen Schutzzölle vorerst, und so lange uns das Ausland nicht dazu zwingt, nicht die Rede ist. Nur wenn die österreichisch-ungarische Regierung auf demselben Standpunkt steht und ihn den starken schutzzöllnerischen Interessen gegenüber zur Geltung zu bringen vermag, ist demnach noch auf eine Einigung über einen Conventionaltarif zu hoffen. Für die deutschen Interessen wird es jedenfalls rathsam sein, lieber gar keinen Vertrag mit Oesterreich zu schließen und ihm auch nicht das Recht der meistbegünstigten Nationen zuzugestehen, als einen schutzzöllnerischen Vertrag zu sanctioniren, so lange unter dem Drucke der ungünstigen Geschäftslage allenthalben die schutzzöllnerischen Interessenten eine lebhafte Agitation betreiben.

Freilich würde dabei die Freiheit des gegenseitigen Veredelungs- (Appretur-) Verkehrs, an dessen Aufrechterhaltung doch ein eben so bedeutender als lebensfähiger Zweig der österreichischen Industrie das höchste Interesse hat, vielleicht in die Brüche gehn.

Wir würden, nach Abschaffung der Klausel der „meistbegünstigten Nationen" das intime Band, welches uns bisher mit der österreichisch-ungarischen Monarchie auch auf

handelspolitischem Gebiete vereinigte, zu unserem Bedauern zerschnitten und uns genöthigt sehen, uns der Gesammtmonarchie gegenüber auf denselben Fuß zu stellen, auf welchen sich gegenüber dem transleithanischen Ungarn s. Z. der cisleithanische Ritter Anton von Schmerling gestellt hat, als er das berühmte und verhängnißvolle Wort sprach: „Wir können warten!" Der Unterschied ist nur der, daß unsere Position eine weit stärkere ist, und daß wir keine Ursache haben, mit unseren weiteren Intentionen hinter dem Berge zu halten und „aus unserem Herzen eine Mördergrube zu machen."

Wir können warten, weil gegenwärtig die wirthschaftliche Welt sich in einem abnormen Zustande befindet, in Oesterreich sowohl wie in anderen Ländern, weil dieser abnorme Zustand abnorme Absichten hervorruft, weil jener Zustand früher oder später aufhört, und weil mit der Rückkehr regelmäßiger und gesunder wirthschaftlicher Zustände in Oesterreich auch die Verirrungen auf dem Gebiete nationalökonomischer Weltanschauung aufhören werden. Wir werden also warten, bis dieser Zeitpunkt eintritt, bezüglich dessen das „Ob?" gewiß, und nur das „Wann?" bis zu einem gewissen Grade unsicher ist. Mögen die schutzzöllnerischen Wildwasser rauschen und fluthen, wir sitzen am Ufer und warten, bis sie vorbei sind.

Wir werden den Veredelungs=Verkehr zwar zu retten suchen, soweit er zu retten ist. Aber wir werden ihm keine weiteren Opfer bringen. Denn er hat für Oesterreich eine weit größere Bedeutung als für uns. Für uns besteht seine Bedeutung ausschließlich oder vorzugsweise darin, daß in Deutschland Baumwoll=Gewebe als Cattun gedruckt werden. Der Gesammtverkehr dieses Geschäftszweiges beläuft sich auf etwa 58,000 Centner oder auf einen Umschlag von 2 Millionen Thaler, wovon etwa die eine Hälfte auf das Elsaß, und die andere auf einige süddeutsche Districte und auf

Berlin kommt. Die deutsche Industrie legt nur der zeitweisen Beschäftigung ihrer Maschinen, nicht aber dem daraus resultirenden Reingewinn ein großes Gewicht bei. Das Interesse Oesterreichs ist offenbar ein größeres.

Rechnen wir nun einmal gegen diesen Posten, der uns von österreichischer Seite immer vorgeführt wird, einen anderen. Ich meine den Wein, den wir aus Oesterreich, und vorzugsweise aus Ungarn, beziehen. Ich habe in dem vorhergehenden Capitel eine Uebersicht über die ungarischen Wein-Productions- und Wein-Absatz-Verhältnisse gegeben und mich dabei streng an ungarische Autoritäten gehalten. Was beweisen die dort gegebenen Daten? Daß Ungarn der Welt einen vortrefflichen Wein zu billigen Preisen bietet, daß es aber nicht vollständig gelungen ist, diesem vortrefflichen Erzeugniß den europäischen Markt zu erschließen, und daß sein Absatz im Auslande bis jetzt auf Deutschland, namentlich auf unsere östlichen Provinzen, auf das Land östlich der Elbe beschränkt ist. Ich habe an einem andern Orte, in meinem schon 1873 erschienenen Büchlein „Tokaj und Jókai" (Seite 67 u. ff.) darzuthun versucht, daß diese ungünstigen Absatzverhältnisse ihren Grund vorzugsweise in der verkehrten Handelspolitik vergangener Zeiten hatten, wo man sogar den Eintritt in das cisleithanische Gebiet den ungarischen Weinen erschwerte und dem Auslande gegenüber die einseitigste Mercantilpolitik trieb. Indem ich hierauf verweise, erlaube ich mir die Bemerkung, daß die Folgen die nämlichen sein werden, wenn Oesterreich-Ungarn von Neuem sein Gebiet der ausländischen Industrie verschließt, welche direct oder indirect ihre Waaren auch u. A. gegen Wein austauschen möchte.

Die cisleithanischen Schutzzöllner jubeln heute darüber, daß die transleithanischen Getreide- und Weinbauern ihre Zustimmung zu einer Erhöhung der Eingangszölle auf die Producte der Schafwoll- und der Baumwoll-Industrie ge-

geben haben. In Folge dieser Erhöhung erhält die cisleithanische Industrie für diese Producte, „**deren größtes Absatz-Gebiet die Länder der Sanct-Stephans-Krone sind**,“ ein Monopol, das Ausland wird von jeder Concurrenz auf ungarischem Boden ausgeschlossen, der letztere wird wie ein Colonial-Land behandelt. Wird Ungarn von den monopolisirten Schaf- und Baumwoll-Industriellen Oesterreichs annehmen dürfen, daß sie seine Weine consumiren? Ich glaube nicht. Sie werden den Gumpoldskirchner und Vöslauer vorziehen. Wird Ungarn glauben, daß das Ausland an dieser Ausschließung sein Vergnügen hat und sich beeilt, den Wein zu kaufen, welchen die privilegirten und monopolisirten österreichischen Industriellen verschmähen?

Vergessen wir nicht, daß die österreichischen Protectionisten immer die „pädagogische“ Bedeutung der Schutzzölle betonen.

Wie wäre es nun, wenn auch einmal die Freihändler sich auf die Kunst der Erziehung und des Unterrichts würfen, und zwar zunächst mittels abschreckender Beispiele? Wenn also die Männer der Baum- und Schafwoll-Industrie in Oesterreich aussagen: „Schutzzoll ist nothwendig oder wenigstens nützlich,“ und wenn die Männer des Weins in Ungarn dem nicht nur nicht widersprechen, sondern noch ihre Zustimmung dazu ertheilen, — warum sollten wir in Deutschland denn nicht einmal mit demselben Maße messen und den Zoll auf Wein, welcher jetzt nur ein Finanzzoll von 8 Mark per Centner ist, wieder bis zu einem Schutzzoll von 36 Mark erhöhen? Warum sollten wir nicht retorsionsweise Oesterreich-Ungarn gegenüber hohe Zölle auf Vieh und Getreide legen?

In Oesterreich-Ungarn sind gegenwärtig die Schutzzöllner eine „kleine aber mächtige“ Partei. Mächtig deßhalb, weil sie schreien und die Anderen schweigen.

Allein ihre Macht hat thönerne Füße. Sie schwindet,

sobald auch die Andern anfangen zu schreien. Denn die Andern bilden die Mehrzahl. Schon in Oesterreich überwiegt die gesunde und exportfähige Industrie über die kranke und unfähige. Ungarn aber, dieses Land, das so reichlich gesegnet von der Natur, von exportfähigen Naturproducten strotzt, hat wahrlich kein Interesse daran, sich zu isoliren zu dem Zwecke, der ausschließliche Markt der cisleithanischen Industriellen zu sein und seinen eigenen Producten den ausländischen Markt zu verschließen. Es gilt nur, ihm die Sachlage klar zu machen.

Sobald die gegenwärtig zwischen Oesterreich und Deutschland bestehenden Conventionaltarife in Folge der Bekämpfung derselben durch die österreichischen Schutzzöllner hinfällig werden, neue Tarife auf dem Wege der Vereinbarung aber nicht zu Stande kommen und wir schließlich auch die Clausel der meistbegünstigten Nation abschaffen: — was in aller Welt hindert uns daran, etwa für den Wein, Getreide und Vieh aus Oesterreich-Ungarn derselben Handelspolitik zu huldigen, welcher Oesterreich-Ungarn für Baum- und Schafwolle, für Eisen und Leder augenblicklich huldigen zu wollen scheint?

Was wird die Folge sein, wenn dann, bei einem Schutzzoll von 36 Mark, der Vieh-, Getreide- und Wein-Export Oesterreich-Ungarns nach Deutschland in gänzliches Stocken geräth?

Nun, dieser Zoll wird dann auch seine „pädagogische" Wirkung äußern. Die Producenten in Ungarn und Oesterreich werden einsehn, daß sie Unrecht hatten, den Schutzzöllnern die Zügel zu überliefern. Sie werden sich überzeugen, daß diese Handelspolitik „der Umkehr bedarf." Sie werden zu festen Stützen der Freihandelspartei heranwachsen, wie es die Franzosen in jenem Gebiete, wo die Bordeaux-Weine wachsen und das auch einen Frédérik Bastiat erzeugt hat, es schon lange sind.

Die Weinproducenten in Oesterreich-Ungarn aber sind eine sehr einflußreiche Gesellschaft. Unter ihnen befindet sich der hohe und niedere Adel, der Kern des Bauernstandes und eine Menge reicher Abteien und Klöster.

Warum sollte also Deutschland einen solchen „pädagogischen" Versuch einer wahrlich contre coeur getriebenen Schutzzöllnerei nicht machen, wenn er Erfolg verspricht?

Und müssen wir ihn am Ende nicht machen, damit uns unsere eigenen Schutzzöllner nicht über den Kopf wachsen?

Gewiß für die deutschen Consumenten ist es ein Opfer, den ungarischen Weinen zu entsagen. Aber wir hoffen, die Frist wird nicht zu lange dauern. Es liegt in der Hand unserer ungarischen Freunde, dieselbe abzukürzen.

Und wir erwarten, sie werden die „deutschen Märtyrer des Freihandels" nicht zu lange in dem Fegefeuer der Entsagung schmachten lassen. Die handelspolitische Frage wird sich außerordentlich vereinfachen, wenn „Jedermann seine Schuldigkeit thut."

VII.

Ein magyarischer Centralist.

Es ist bekannt, daß vor länger als einem Jahrzehnt ein preußischer Staatsmann, der jetzt an der Spitze des Deutschen Reiches steht, dem österreichischen Botschafter in Berlin den guten Rath gab, Oesterreich möge seinen Schwerpunkt nach Pesth verlegen. Damals, zur Zeit der „großdeutschen" Träumereien und Phantastereien, wo man glaubte, man habe die Gewalt, wenn man die Majorität im Frankfurter Bundestag hatte, wo man nicht klüger war, als dreißig Jahre vorher die deutschen Studenten, welche glaubten,

Deutschland erobert zu haben, als es ihnen eines Tages gelungen war, die Nachtwächter und Schlafmützen der guten Stadt Frankfurt zu überrumpeln, — damals erregte dieser Rath großen Unwillen. Durch die großdeutsche und volksparteiliche Presse hallte darob ein Schrei der Entrüstung.

Und doch, liegt nicht heute schon der politische Schwerpunkt des heutigen Oesterreich-Ungarn zum großen Theil in Buda-Pesth? Wir sagen der „politische," denn der wirthschaftliche, der historische und der culturgesellschaftliche liegt vor wie nach in Wien und wird auch sich schwerlich verschieben. Aber Buda-Pesth ist es, wo heute die Symptome der acuten politischen Situation greifbar zu Tage treten, und wo wir am besten die Thermometer- und Barometer-Beobachtungen für das politische Wetter anstellen, wo wir gleichsam der Gesammtmonarchie den Puls fühlen können, — weit besser als in Wien.

Wenn wir aber unsere Blicke aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurücklenken, so finden wir, daß der Gedanke der Verlegung des Schwerpunktes der österreichisch-ungarischen Monarchie von Wien nach Buda-Pesth nicht dem Gehirne des Fürsten Bismarck entsprungen ist, sondern, daß es ein Gedanke der habsburgisch-lothringischen Dynastie ist und fürwahr nicht von gestern datirt.

Wir erfahren aus der unter den Auspicien des Neffen publicirten Correspondenz Napoleon's I. („Correspondence de Napoleon" VIII., 422, 449 und 477), daß schon im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als Franz mit dem Gedanken umging, die deutsche Kaiserkrone, die ihm unbequem wurde, abzulegen, und er sich nach einem neuen Herrschertitel umsah, sein erster Gedanke dahin ging, sich „Kaiser von Ungarn" und „Kaiser von Böhmen" zugleich zu nennen. Napoleon I., bei welchem er anfragte, hatte nichts dagegen, daß er die Kaiserkrone Deutschlands mit der eines andern Landes vertausche, gab ihm aber zu be-

denken, daß zwei Kaiserkronen auf einmal, die ungarische und die böhmische, wohl etwas zu viel sei, er möge zwischen einer von den beiden wählen. Diese Wahl scheint dem Monarchen schwer geworden zu sein, und so wählte er denn den dritten Titel: „Kaiser von Oesterreich.“ Zwischenzeitig ist aber der Dualismus doch wieder zum Vorschein gekommen. Ungarn ist heute wieder ein selbstständiger Staat. Aber statt „Böhmen“ heißt es „Oesterreich,“ zum tiefsten Bedauern der „Czechischen Brüder,“ welche die Deutschen und Magyaren mit einem gleich aufrichtigen Hasse beehren.

Auch die bedeutendsten österreichischen Staatsmänner haben den Gedanken eines mächtigen Donaustaates mit Ofen-Pesth als Mittelpunkt, eines Staates, welcher außer den jetzigen Territorien mindestens noch die kleine Walachei, Serbien, einen Theil von Bosnien und die Herzegowina umfaßt, — das Alles ist ja zeitweise österreichisch gewesen! — stets in warmen Herzen getragen.

„Prinz Eugen der edle Ritter“ wollte ein großes Ungarn, von der Adria bis zum Schwarzen Meere, zwischen den Alpen, den Karpathen und dem Balcan. Wäre es nach seinen Intentionen gegangen, so würde es uns erspart worden sein, uns noch im neunzehnten Jahrhundert von Zeit zu Zeit den Kopf mit der orientalischen Frage zu zerbrechen.

Warum dieser Plan im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte mißlungen, habe ich im 3. Bande meines früheren im gleichen Verlag erschienenen Werkes „Eine türkische Reise“ (siehe „Türkisch-Serbische Unterhaltungen“ in den Herculesbädern von Mehadia“) erörtert.

Daß dem Fürsten Kaunitz eine ähnliche Idee vorschwebte, ist bekannt.

Am 4. August 1806 schrieb Friedrich Gentz an Johannes von Müller: Wien müsse aufhören, die Residenz zu sein, und der Sitz der Regierung „tief in das Innere

von Ungarn" — etwa nach Szegedin oder Debreczin — verlegt werden, und Graf von Buol-Schauenstein, der Vater des vor zehn Jahren verstorbenen österreichischen Ministers, erklärte sich lebhaft damit einverstanden; noch am 25. December 1811 schrieb der Graf Joseph Dessewffy, ein hervorragender ungarischer Politiker, an seinen Freund Kazinsky: „Gewiß ist, daß in der Hofburg zwei Parteien bestehen, und daß da auch die Meinung vertreten ist, die ganze Monarchie in ungarischer Staatsform zusammenzuschweißen;" oder wie es in dem bekannten köstlichen ungarischen Küchenlatein wörtlich heißt: „Certum est, quod in ipsa aula regia duplex parthia adsit; sunt nempe et tales, qui totam Monarchiam sub formis Hungaricis amalgamandam intendunt."

An der Möglichkeit der Ausführung dieses Planes war damals kein Zweifel; wäre er ausgeführt worden, so hätte Europa damals schon ein anderes Aussehen erhalten. Oesterreich hätte einer ganzen Reihe innerer Krisen vorgebeugt; der Panslavismus wäre in der Geburt erstickt, der Krimkrieg, der italienische Krieg und der deutsche Krieg von 1866 wären uns erspart worden.

Allein alle jene Pläne wurden nur in außerordentlichen Zeiten erwogen, d. i. in Zeiten, wo die österreichische Monarchie entweder einen neuen Aufschwung nahm, oder in Verfall zu gerathen drohte, so daß es sich darum handelte, dieselbe zu retten und auf eine neue Grundlage zu stellen. War die Gefahr, oder war der Aufschwung vorüber, so kehrte man zurück zu der „süßen Gewohnheit des Daseins und Nichtwirkens," d. h. zum Schlendrian. Dies trat denn auch ein, nachdem es gelungen war, Napoleon I. niederzuwerfen. Von 1814 ab geriethen die kühnen Rettungspläne aus der Zeit von 1809 bis 1811 immer mehr in den Hintergrund. Wonach man sich sehnte, war Ruhe. Man erzwang sie, selbst mit terroristischen und grausamen Mitteln,

und schwelgte dann im Genusse derselben. Der französische Geschichtsschreiber Capefigue versichert zwar, auch der Fürst Metternich sei der Umgestaltung der Monarchie von dem Centralpunkt Pesth aus nicht abgeneigt gewesen. Allein da eine Quelle für diese Behauptung nicht angegeben wird, so sind wir so frei, derselben vorerst keinen Glauben zu schenken. Vielleicht hat Metternich einmal vor dem Jahre 1813 auch mit dieser „Idee," in seiner gewohnten dilettantischen Weise, gespielt. Aber erwärmt hat er sich sicherlich niemals für dieselbe, und am allerwenigsten in der Zeit nach dem Jahre dreizehn. Dafür sprechen folgende Gründe:

Fürst Metternich gehörte von Abkunft und Geburt der mittelrheinischen Reichsritterschaft an und ist dessen stets eingedenk geblieben. Er hat, wie alle jene katholischen Sprossen der Reichsritterschaft aus Süd- und Westdeutschland, welche „nach Oesterreich dienen gingen," — sei es im Kirchen-, im Staats- oder im Hofdienst — gehangen an jenen Anschauungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die wir auch bei sonst ganz liberalen und unbefangenen Staatsmännern solcher Herkunft vorfinden, wie z. B. bei dem Achtundvierziger österreichischen Ministerpräsident Freiherrn Johann Philipp von Wessenberg, dessen vor Kurzem publicirte „Briefe" (2 Bde. Leipzig, 1877) nach dieser Richtung hin einige interessante Aufschlüsse gewähren. Also auch Metternich glaubte, und zwar mit einer sonst bei ihm seltenen Zähigkeit, an der vermeintlichen Hegemonie Oesterreichs in Deutschland festhalten zu müssen, obgleich dieselbe schon lange Oesterreich keinen realen Vortheil mehr gewährte. Als Metternich nach seinem Sturz in England das Brot der Verbannung aß, rechtfertigte er sich gegenüber einer Anklage, wegen seiner Mißregierung in Oesterreich, mit den Worten: „Ich habe wohl zuweilen Europa, aber niemals Oesterreich regiert." Die Wahrheit ist, daß er, trotz der Länge seiner Verwaltung, den inneren Angelegenheiten

der völker- und sprachenreichen Monarchie stets bis zu einem gewissen Grade fremd blieb, und es dagegen vorzog, in allen europäischen und selbst in außereuropäischen Angelegenheiten die Hände im Spiele zu haben, — nicht immer zum Heil Oesterreichs. Namentlich glaubte er Deutschland und Italien zu regieren, und zwar in dem Sinne, daß er sie zum Stillstand verdammte und jeden geistigen Aufschwung unterdrückte, welchen er „Ideologie" nannte, — mit einem sprachlich-mißschaffenen Worte, das er Napoleon dem Ersten entlehnt hat. Metternich, welchen bekanntlich unser sinnreicher und classischer Neulateiner Schwetschke in Halle als „Princeps de Media Nocte" figuriren läßt, war nicht der Regenerator, sondern nur der Flickschuster Europa's. Er wollte nichts als Alles vertuschen, verkleben, verkleistern und das für immer Zerrissene nothdürftig wieder zusammenflicken. Er haßte jede Bewegung, jedes Geräusch, jede Veränderung, jede energische Maßregel, wodurch das Interesse weiterer Kreise für irgend eine politische Frage wachgerufen werden konnte. Seine Verehrer nannten dies „conservative Gesinnung," seine Gegner Genußsucht und Bequemlichkeitsliebe, oder gar Euthanasie. Unter diesen Umständen mochte ihm Ungarn mit seiner achthundertjährigen Verfassung, welche, trotz mancherlei Verkrüppelung und vielem Ueberlebten und innerlich Abgestorbenen, doch einen außerordentlich gesunden und lebensfähigen Kern trug, auf das Aeußerste mißfallen und ihm dagegen der damalige cisleithanische Absolutismus und Quietismus auf das Beste behagen. So kam es, daß ihm die Verlegung des Schwerpunktes von Wien nach Buda-Pesth sehr antipathisch sein mußte. Auch hatte er darin den ganzen Beifall seines kaiserlichen Herrn, welcher seinen Generalprocurator auf die Versicherung, er kenne kein Gesetz, auf Grund dessen er der ungarischen Opposition den gewünschten Hochverrathsproceß machen könne, entgegenherrschte: „Wissen Sie, daß Sie mit Ihrem

Kopfe spielen?" und einem jungen ungarischen Publicisten drohte: „Schreibe nicht mehr mit gallegetränkter Feder — dein junges Leben ist in meiner Hand — hüte dich!" (Man sieht, es geht nichts über die „Gemüthlichkeit," welche damals in Oesterreich herrschte!)

Wäre damals, bevor der von Metternich diplomatisch geschürte Racenkrieg in der Monarchie zu hellen Flammen emporloderte, von dem germanischen Ofen und dem magyarischen Pesth, als politischen Centralpunkten des Ganzen, aus, mit vereinigten friedlich cooperirenden und constitutionell einheitlich und freiheitlich entwickelten deutsch-ungarischen Kräften die Lösung der südslawischen Frage in Angriff genommen worden, so würde eine Ausdehnung nach Südosten vielleicht nicht so einmüthig von Cis- und Transleithanien repudiirt werden wie heute, wo der größere und intelligentere Theil der Bevölkerung sogar einem Krieg gegen Rußland den Vorzug zu geben scheint vor einer solchen Ausdehnung mit Rußland. Die deutsche Kaiserkrone niederzulegen und doch die Hegemonie von Deutschland behalten wollen, war ein halbes Werk, und alle Schlauheit des Fürsten von Metternich vermochte die Thatsache nicht zu ändern, daß die Donau von Wien nach dem Schwarzen Meere hinunter und nicht nach Frankfurt am Main hinauf fließt.

Wir unterlassen es, diesen retrospectiven Notizen einen Commentar beizugeben. Die Anwendung derselben auf die Gegenwart ergibt sich von selber. Denn wenn sich Oesterreich-Ungarn nach Südosten vergrößert, wird Wien eine Grenzstadt und Pesth zunächst die geographische, vielleicht aber auch die politische Mitte.

* * *

Ich habe versucht, in Obigem die Data und Meditationen zusammenzustellen, welche mir von einem ungarischen „Conservativen" mitgetheilt wurden. Er glaubt die

Ungarn berufen, die Türken im Südosten abzulösen und an die Spitze des neuen großen Donau-Reiches zu treten. Es ist eine kühne Idee, das! Aber sie gefällt mir besser, als der Plan, den Russen die Türkei auszuliefern, damit St. Petersburg, Constantinopel, Saloniki, Syrien, Aegypten und Centralasien in einer Hand sind, — und zwar in einer Hand, welche ihre Grenzen dem Verkehr zu verschließen liebt und daher auch jenen Weg sperren würde, welcher Europa mit Asien verbindet und seit der Zeit der Pharaonen und der Kadmiden die wichtigste Culturstraße der Welt ist.

Ich halte das Mitgetheilte für politische „Zukunfts-Musik." Allein es ist immerhin nicht unmöglich, daß die Zukunft zur Gegenwart werde. Und man kann nicht leugnen, es ist doch immerhin Musik darin.

Um falsche Vorstellungen nicht aufkommen zu lassen, muß ich jedoch zum Schlusse noch bemerken, daß es solcher „magyarischen Centralisten" in Transleithanien nur sehr wenig, und in Cisleithanien natürlich gar keine gibt, daß vielmehr in letztgenannter Reichshälfte eine solche, zur Zeit wohl noch etwas phantastische Politik auf das Aeußerste repudiirt wird.

Istrien und Dalmatien.

Mai 1877.

I.

Istrien, seine Gestalt und seine Vergangenheit.

Wenn man die Karte zur Hand nimmt, so frappirt die Lage von Istrien auf den ersten Blick. Das Adriatische Meer bildet einen Bogen, wie die runde Wölbung einer Weinlaube, und da oben an dieser Bogrebe hängt eine Traube herunter, oben breit und dann immer spitzer zulaufend, bis sie unten mit einer dicken Beere, dem Vorgebirge unterhalb Pola, endigt; rechts und links von der Traube sind zahlreiche einzelne Beeren abgesprungen in Gestalt von Inseln und Felsen-Eilanden oder Riffen (scoglio). An der Traube selber aber steht hin und wieder eine Beere weit vor, und das nennt man eine Landspitze oder eine punta; andere ziehen sich weit zurück, und das ist denn eine Bucht, ein Hafen oder ein porto. Auch hängt manchmal allerlei mißliches Spinnweb da herum, das sind die Sandbänke und Untiefen, die secca piccola, die secca grande, die secca pericolosa u. s. w., wovon man an der dalmatinischen Küste nichts weiß, an der es fast überall tief ist.

Verlassen wir nun das Gleichniß; denn es beginnt zu hinken, d. h. besagte Traube hängt nicht an einem Stengel, sondern sitzt oben fest an der terra firma italienischen, krainischen und kroatischen Bodens. Und doch wieder, orographisch genommen, hat sie einen Stengel; das sind nämlich die julischen Alpen (so genannt von Octavianus Augustus, dessen Andenken sich hier überall vordrängt), jene Alpen, welche sich am Gebirgsstock des St. Gotthard abzweigen und ihre letzten Ausläufer bis hier herunter nach Pola

schicken. Dieser Gebirgszug theilt sich in drei Terrassen. Die nördliche und oberste steigt bis 4000 Fuß über Meer, ist unfruchtbar und rauh und hat stark unter den eisigen Stürmen der „Bora" zu leiden. Die mittlere zieht sich zwischen Fiume und Triest hin, zeigt eine regelmäßige Abwechslung zwischen Berg und Thal und wird eingetheilt in den Triestiner Karst (carso triestino) im Westen, das Tschitschen-Land (Territorio dei Cicci, — ich werde von diesem seltsamen Tschitschen-Volk noch erzählen) in der Mitte, und dem liburnischen Lande (Territorio liburnico) im Osten; in dem letzteren liegt der Monte Maggiore, ein sowohl von Pisino, dem Mittelpunkt von Istrien, als auch von dem kroatischen Fiume aus leicht erreichbarer und leicht ersteigbarer hoher Berg, den ich erwähne, weil die Aussicht von demselben außerordentlich lohnend ist, denn man übersieht von hier sowohl den Golf von Fiume als auch den von Triest und den nördlichen Theil des Adriatischen Meeres. Vor Allem aber hat man einen Ueberblick über die ganze istrische Traube, ein Ueberblick, zwar nicht so großartig, aber eben so vollständig, wie man ihn von der Spitze des Aetna aus hat über die dreikantige Insel Sicilien. Endlich die unterste südliche Terrasse des istrianer Gebirgslandes bildet eine nach Süden geneigte schiefe Ebene, piano inclinato; man theilt sie ein in die Höhen, die sich vom Fuße des Monte Maggiore (4400 Fuß hoch) aus erstrecken (regione pedemontana), und in die an der See (regione maritima).

Ich verweise im Uebrigen auf das Manuale di Geografia dell' Istria von dem Professor Dr. Bernardo Benussi (Trieste, stabilimento artistico tipografico G. Caprin, 1877) und beschränke mich vorerst auf die kurze Bemerkung: Die oberste (nördliche) Region und die unterste (südliche) Region bestehen aus Kalk. Dieser Kalk neigt namentlich in der unteren Region zu Gips und zu Marmor. Sehr bemerkens- und sehenswerth sind die schönen Marmor-

brüche bei Pola. Aus ihnen haben die alten Römer das Material zu ihren Arenen, Theatern, Tempeln, Portä und Triumphbögen gebrochen, und zwar brachen sie den Stein gerade in der Form, wie er in das Gebäude selbst eingefügt werden sollte, ähnlich wie man heute in Paris baut mit jenen Steinen, welche schon auf dem Steinbruch numerirt werden nach der Reihenfolge, wie sie bei dem Bau zur Verwendung kommen. In der Gegenwart werden diese Steine vorzugsweise nach Wien, nach Venedig und Triest verkauft, sowie auch nach Constantinopel, wo man vorzugsweise jene Moscheen, Paläste und Kiosks damit baut, durch welche sich jeder Sultan zu verewigen sucht. Diese Absicht erreicht er zwar nicht, wohl aber ruinirt er, ohne es zu beabsichtigen, seine Finanzen. Man sieht heute noch uralte Einschnitte und Anzeichnungen, welche uns zeigen, wie die Römer vor anderthalb Jahrtausenden hier brechen wollten. Die Arbeit blieb unvollendet, als sich die Vorboten des großen Generalkrachs der alten Welt zeigten, und jene ersten Springfluten, welche die herannahende Sündflut der Völkerwanderung verkündeten. Jedenfalls zeigt die Art, wie die Römer hier ihren Marmor brachen, einen hohen Grad technischer Vollendung.

Ein melancholischer Italiener, der aus Anlaß der russischen Umtriebe, welche Europa ‚die orientalische Krisis‘ zu tituliren die Gewogenheit hat, außerordentlich schwarz sieht, sagte mir in diesen Steinbrüchen: Sehen Sie, Signor, das war unser Werk, das Werk der Römer. Ihre Vorfahren, die Germanen, waren es, welche diesen antiken Tempel umstürzten und die letzten Spuren unserer damaligen Cultur niedertraten. Heute haben die Italiener und die Deutschen einander versöhnt die Hände gereicht; aber nun ist ein neuer Feind aufgetreten, welcher die europäische Cultur zu vernichten droht. Das sind die Scythen, die Sarmaten, die Slawen. Ich höre schon den Hufschlag ihrer Rosse.

Ich erwiderte lachend: Das ist Alles so schlimm nicht.

Ich weiß zwar nicht, ob einer meiner fränkisch-germanischen Vorfahren beim Umsturz des alten römischen Kaiserreichs persönlich mitgewirkt hat, halte es jedoch für wahrscheinlich, und für diesen Fall bitte ich Sie, den Umstand als Entschuldigung gelten lassen zu wollen, daß besagtes Kaiserreich außerordentlich morsch und faul war. Es wartete ja nur noch darauf, daß Einer kam und es umschmiß. Wäre es nicht Dieser gewesen, so hätte es Jener gethan. Also darum keine Feindschaft. Indessen hat Istrien auch nach der Epoche der Cäsaren noch einige Male gute Zeiten gehabt. Unser fränkischer Kaiser Karl der Große hat ja auch dieses Land gegen die von Osten her eindringenden Slawen geschützt, und dieser Schutz der Grenzmark Istrien hat sich so lange wirksam erwiesen, bis endlich auch unser fränkisch-deutsches Reich in Verfall gerieth und von innen heraus aufgefressen wurde durch die Viel- und Kleinstaaterei, durch jenes böse Princip, was ihr Italiener Regionalismus nennt und wir Particularismus, und das der schlimmste Feind von Italien sowohl wie von Deutschland ist. Erst von der Zeit an, wo die Würde der Markgrafen von Istrien erblich wurde, wo sie aus Beamten des Kaisers Landesherren wurden, wo sie sich auflehnten gegen Kaiser und Reich, wo Heinrich von Andechs, Markgraf von Krain und Istrien, sich der Mitschuld an der Ermordung des deutschen Kaisers Philipp theilhaftig machte und deßhalb (15. November 1208) in die Reichsacht erklärt und landesflüchtig wurde — erst von da an gerieth das Land wieder in Verfall, den selbst die reichstreuen, aber schwachen Patriarchen von Aquileja nicht abzuwenden vermochten. Ich frage Sie: Haben wir Deutsche der Stadt Pola und dem Lande Istrien etwas zu Leide gethan? Wer war es denn, der die Wälder verwüstet hat, um Schiffsbauholz und die Balken, Pfähle und Roste für den Häuserbau zu gewinnen? Wer hat die antiken Baudenkmäler zerstört, wer hat die Marmorblöcke hin-

weggeführt und die Reliefs und Statuen gestohlen? Es waren die Venetianer, also Italiener. Wer hat 1354 das schöne Parenzo mit Feuer und Schwert zerstört? Es war Paganino Doria, der Admiral der genuesischen Flotte. Wer hat schon mehr als 200 Jahre früher Pola zu Grunde gerichtet? Es war Dominico Morosini, der Doge von Venedig. Wer hat das nothdürftig wieder erstandene Pola 1354 von Neuem verwüstet? Es waren die Genueser, welche des Zerstörungswerkes nicht müde wurden und es einige Zeit darnach wiederholten. Und was war der Zustand des istrianischen Landes, als es nach einer vierhundertjährigen Herrschaft Venedigs im Jahre 1797 an Oesterreich kam? Die Venetianer hatten die Häfen und die Küsten des Landes an sich gerissen und für ihre Sonderinteressen ausgebeutet. Sie hatten die Männer und die Wälder des Landes für ihre Flotte genommen, sich des Salzes und der Olivenbäume bemächtigt, und im Uebrigen Alles unterdrückt, verwüstet und entvölkert, damit hier keine Rivalität erwachsen könne. Der geflügelte Löwe von San Marco hatte Alles verschlungen. Alles war geopfert worden dem blutigen Moloch dieser selbstsüchtigen Republik, welche von der niederträchtigsten, hartgesottensten Aristokratie der Welt regiert ward, so lange, bis sie endlich das Schicksal erreichte, jenes Schicksal, das sie so vielen Anderen bereitet, das Schicksal der Isolirung, der Einsamkeit, der Machtlosigkeit und der Verödung. Der romantische Zauber des Verfalls, die poësie de la décadence, welche die alte Lagunenstadt umgibt, darf uns nicht blind machen in Betreff der Sünden, welche sie weiland an allen ihr erreichbaren Ländern verübt hat, um auf Kosten der mediterraneischen Welt eine einzige Stadt zur Stätte der Kunst, des Glanzes und der Herrschaft, aber nicht zu der des Friedens, der Freiheit, des Rechts und der Cultur zu machen. Ja, während hier in Pola doch wahrhaftig kein Mangel an Steinen und Steinbrüchen ist, war es die vene-

tianische Republik, die, bloß um die Kosten des Brechens und des Behauens der Steine zu ersparen, zuerst Hand anlegte an die römischen Alterthümer, welche die Stürme der Völkerwanderung und des Mittelalters überdauert hatten. Es war ein in den Diensten der stolzen Dominante, der allerdurchlauchtigsten Republik stehender französischer Ingenieur, der zufällig statt Herostrat nur einfach Delille hieß, welcher den inneren Ausbau des Amphitheaters, die Sitze, Gänge, Treppen, Hallen, Logen und Tribünen der Arena niederriß, um die Steine zur Erweiterung und zum Ausbau des Castells zu verwenden. Ja, eines Tages hatte sogar der weise Senat den sinnreichen Einfall, das Amphitheater von Pola, so weit solches Monsieur Delille übrig gelassen, abzubrechen und nach Venedig zu transportiren, um es dort auf dem Lido neu aufzubauen. Glücklicher Weise folgte der bösen Entschließung bald jener Zustand der Impotenz, welcher es unmöglich machte, dieselbe auszuführen.

II.

Die verschiedenen Völkerschaften Istriens.

Also, verehrter Freund, sagte ich, indem ich meine Vertheidigungsrede schloß, meinem Italiener, ich gebe gern zu, wir Deutsche haben während unserer Flegeljahre, die ja keiner Nation erspart bleiben, gar Manches verbrochen. Aber an dem Verfall von Pola sind wir unschuldig. Außerdem haben wir jetzt unser Mannesalter erreicht und gedenken unser Sprichwort nicht Lügen zu strafen, welches behauptet, daß dem Deutschen mit vierzig Jahren der Verstand kommt.

Er lachte herzlich darüber und meinte, das sei zwar ein wenig spät, aber besser als gar nicht. Dann aber kam er auf einen specifisch-italienischen Gedanken zurück und auf seine Furcht vor dem slawischen Gespenste.

Sehen Sie sich unser Istrien an, sagte er, Sie haben es ja der westlichen Küste entlang bereist und zum Theil auch das Innere des Landes gesehen. Sie werden nicht leugnen, daß da, wo das Italienische aufhört, auch die Cultur aufhört; daß alle diese slawischen Stämme, welche sich von Osten und Nordosten her in unser Land eingedrängt haben, so zu sagen Halbwilde sind; daß sie sich nicht acclimatisiren oder civilisiren wollen oder können, ja, daß sie nicht einmal untereinander so viel Gemeinsames haben oder vereinbaren können, daß sie im Stande wären, in sich für eine Einheit zu gelten. Es sind in Istrien nämlich vier slawische Hauptstämme, welche sich wieder in eben so viele Unterabtheilungen spalten. Diese vier sind: erstens die Slowenen, zweitens die Slaweno-Kroaten, drittens die Serbo-Kroaten und viertens die eigentlichen Serben oder Morlacken (Morlacchi). Neben diesen vier Hauptstämmen gibt es noch zwei kleine Fragmente größerer Stämme in Istrien, nämlich erstens Rumanier (Rumanici) oder Rumänen, welche von den Slawen Vlachen oder Walachen genannt werden und von uns Italienern Tschiribiri (Ciribiri oder Ciciliani); sie wohnen in der Nähe von Valdarsa und sprechen ein altes, an das Lateinische anklingendes Idiom, welches wahrscheinlich aus der lingua rustica entstanden ist, die zu Zeiten des Kaisers Trajan von den in Dacien stationirten römischen Legionen und den dortigen Colonien gesprochen wurde; zweitens die Montenegriner, die nur in dem Dorfe Peroi wohnen, welches unterhalb Dignano an der Küste liegt. Diese Montenegriner unterscheiden sich von allen übrigen Bewohnern Istriens dadurch, daß sie der griechisch-orientalischen Kirche angehören, während alle anderen römisch-katholisch sind. Die Tschiribiri aber unterscheiden sich von den Slawen durch ihre quasi romanische Sprache, sonst sind sie um kein Haar besser als die Andern. Wenn ich Ihnen nun die Unterschiede nur zwischen den verschiedenen

slawischen Katholiken vollständig auseinandersetzen wollte, so brauchte ich dazu mehrere Stunden und müßte fürchten, Ihre Geduld zu ermüden. Es ist eine wahre Musterkarte der südslawischen Welt. Fast jedes Dorf hat seine besondere Tracht, seine besondere Sprache und seine besonderen Sitten. Auch pflegt nicht ein Stamm in den andern zu heirathen.

Die Besten sind noch die Savriner. Sie sollen von den Quellen der Save hier heruntergestiegen sein und stimmen am meisten mit den wendischen Bewohnern von Krain oder der Grafschaft Görz überein. Sie wohnen in der Umgebung der Städte Triest, Capo d'Istria und Perano und sind reinen slowenischen Stammes. Von den genannten Städten haben sie einige Cultur angenommen.

Die Schlimmsten sind die Tschitschen (Cicci), welche so genannt werden, weil sich die Männer alle untereinander Tschitsche (d. i. Vetter, cugino, ciccio) anreden. Sie sind serbisch-kroatischen Stammes, haben aber zum Theil von den Walachen eine corrumpirte italische Sprache angenommen, in welcher sie die Zischlaute mit einer Härte aussprechen, welche nachzuahmen uns Italienern, auch wenn wir wollten, unmöglich sein würde. Einige wollen behaupten, sie stammten ebenfalls aus der Walachei, seien aber in einer weit älteren Zeit eingewandert als die Rumänier der Valdarsa. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, sie sind vollkommen culturunfähig, diese Tschitschen. Sie sind kenntlich an ihren engen wollenen Beinkleidern, welche sich dem Körper anschmiegen, als wären sie eine zweite obere Epidermis, und ohne Hosenträger getragen werden; denn diese Leute sind außerordentlich schlank und etwas schlecht genährt. Man erzählt, wenn ein männlicher Tschitsche auf die Welt komme, so werde eines der schlecht genährten, elenden Schafe geschoren, in welchen der Reichthum dieser Leute besteht, die Tschitschen-Mutter spinne diese rauhborstige Wolle und webe daraus jene nationalen Inexpressibles, welche natürlich ein wenig auf das

Wachsen eingerichtet werden, für das Knäblein; wenn das letztere sich etwas gliedmäßig ausgewachsen habe, dann werde solches in das wollene Beinkleid gesteckt, nachdem man letzteres inwendig stark mit Fett eingeschmiert habe; dann wachse das Knäblein und der Jüngling allmälig in das Kleidungsstück hinein, welches seine einzige elterliche Mitgift für das Leben bildet; und wenn der innere Hohlraum der Hose gefüllt sei, das körperliche Wachsthum aber noch fortdaure, so weite sich dann später der elastisch-dehnbare Wollstoff aus, nach dem Grundsatz, daß der Vernünftigste nachgibt. Das ist wohl etwas Uebertreibung; aber so viel ist sicher, daß der Tschitsche dieses nämliche Kleidungsstück das ganze Jahr trägt, im Sommer und Winter, am Sonn- und Werkeltage, und daß er es auch Nachts nicht ablegt, denn das Aus- und Anziehen würde einen Kraftaufwand erfordern, welchen der indolente Mann nicht auf sich verwendet. Außer diesen getreuen schafwollenen Inexpressibles trägt er nur noch, wenn's gut geht, ein grobleinenes Hemd, welches nur im äußersten Nothfalle gewaschen oder mit einem neuen vertauscht wird, und ein in der Regel frei über den Schultern hängendes Wamms aus braunen Loden. Dies ist die Nationaltracht der Tschitschen. Auf die Tschitschen sehen Alle, selbst die übrigen Slawen, herunter mit einer Mischung von Verachtung und Mitleid. Nicht einmal die beiderseitigen Hunde mögen einander. Die Tschitschen haben nämlich zur Bewachung ihrer jämmerlichen Schafe und noch elenderen Ziegen, welche vollends dazu beitragen, mit ihren tiefgreifenden Zähnen und ihren gefräßigen Mäulern unser von Natur so schönes Land zu entwalden und zu verwüsten, eine Art halbwilder, schmutzig-weißer Hunde. Wenn eins dieser Thiere hieher in die Stadt (Pola) kommt, so wenden sich alle sonstigen Hunde gegen dasselbe. Sonst in Streit untereinander, vertagen sie ihre inneren Differenzen, um den Barbaren aus der Stadt hinauszubeißen, aus der Stadt

des Augustus, der Flavier, der Salvier und der Sergier, aus der Stadt des Amphitheaters, des goldenen Thores, der Tempel und der Paläste.

Ich hätte nicht gedacht, wandte ich ein, daß die Hunde so hochfliegende Gedanken oder gar historische und antiquarische Reminiscenzen besitzen; jedenfalls finde ich ihr Verfahren ein wenig uncollegialisch und das aristokratische Stammesbewußtsein bei Hunden recht komisch.

Sagen Sie das nicht, erwiderte er ganz ernsthaft, die städtischen Hunde wittern die Gefahren, welche ihnen und ihren Herren von den Tschitschen drohen. Sehen Sie, hier ist das lebendige Exempel, hier sehen Sie das bedauernswerthe Opfer der Tschitschen (er wies dabei auf sein schwarzes Hündchen, das er an der Leine führte). Kürzlich kommt da so ein Tschitschen-Hund in die Stadt gelaufen. Entweder hatte er keinen Herrn, oder dieser hat ihn verleugnet. Kurz, der Hund machte den Versuch, mehrere Menschen anzufallen; er biß ihnen wenigstens in die Kleider oder in die Stiefel. Verwundet hat er zwar Keinen, aber es gab einen allgemeinen Aufruhr; man glaubte, das Thier habe die Hundswuth, und erschlug es. Seitdem müssen in Folge einer Polizeiverordnung alle Hunde — selbst so harmlose und kleine, wie meiner — einen Maulkorb tragen und an der Leine geführt werden, und geschieht dies nicht, so werden sie vom Schinder gefangen und müssen, wenn sie nicht getödtet werden sollen, losgekauft werden; ist das nicht eine Schande? Ja, wir haben sogar den Leichnam des tschitschischen Hundes durch unsern besten Physiologen und Anatomen, den berühmten Dr. Bradamante, seciren lassen, und dieser hat sein Gutachten dahin abgegeben, der Hund habe nicht an der Wuth, sondern am Hunger gelitten, und deßhalb, und nur deßhalb habe er die Leute angefallen; man fand seinen Magen in Folge von mangelnder Ernährung vollständig zusammengeschrumpft, und nichts darin, als ein

Knäuel Wolle, welche er ohne Zweifel einem Schaf abgerissen. — Ist das nun nicht empörend, daß wir Alle, und selbst unsere Hunde, darunter leiden müssen, wenn die Tschitschen den ihrigen nichts zu fressen geben?

Ich war nicht ganz seiner Meinung; denn mir schien die Schuld mehr an der Polizei zu liegen, als an den Tschitschen und an den tschitschischen Hunden; aber ich schwieg, denn ich hätte sonst bekennen müssen, daß in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ganz dieselbe Hunde-Schinderei besteht, wie in Pola. — Der russisch-weltschmerzlich bewegte Italiener kam nun von dem cynologischen Excurs wieder auf die Anthropologie und Ethnologie zurück.

III.

Controverse über die Politik Rodich in Dalmatien.

Dieses schöne Land, sagte er, das unter einer gütigen Sonne gelegen und mit einem fruchtbaren Boden und mit vortrefflichen Häfen gesegnet, ehedem eines der blühendsten in Europa war und das jetzt noch (siehe den Census vom 31. December 1869 bei Bernardo Benussi, S. 88 u. ff. und Appendice, Tafel I—III) eine Bevölkerung von 255,000 Einwohnern zählt, das ohne Zweifel so glücklich sein könnte, wie ein deutsches Fürstenthum, welches es an Einwohnerzahl erreicht und an Flächengehalt übertrifft (es mißt nämlich beinahe 5000 Quadrat-Kilometer), dieses schöne Land scheint jetzt ein Opfer der slawischen Politik werden zu sollen. Hier in Istrien zwar tritt die Regierung sehr vorsichtig auf. Eine so mächtige Stadt wie Triest darf man nicht vor den Kopf stoßen; auch sind unsere istrischen Slawen zu indolent und zu sehr geistig träge, um als streit-

bare Völker zu Agitationen verwandt werden zu können. Aber desto deutlicher treten die slawischen Tendenzen der österreichischen Regierung in dem benachbarten Dalmatien zu Tage, wo der Statthalter Feldmarschallieutenant Rodich zwar in der italienischen Stadt Zara residirt, aber selbst ein Südslawe von Geburt und Gesinnung, auf das Allerentschiedenste für die sogenannten Nationalen, das heißt für die Slawen, gegen die Autonomisten, das heißt gegen die Italiener, Partei nimmt. Er war es, der die Reise des Kaisers durch Dalmatien im Frühjahr 1875 in einer Art in Scene setzte, welche gewiß nicht die Billigung der verantwortlichen Minister hatte. Die Südslawen fanden darin eine solche Ermuthigung, daß sie sofort den Aufstand in der benachbarten Herzegowina in Scene setzten. Später schürten denn die Russen und die von ihnen begönnerte südslawische Verschwörung, welche ‚Omladina‘ genannt wird und ihre Hauptsitze in Agram und Belgrad hat (eines der Häupter derselben ist der serbische Minister Ristics), auch in Bosnien, Montenegro, der Bulgarei und Serbien den Brand an. Nur die Griechen waren klug genug, sich zurückzuhalten; denn sie wissen, daß sie bei Vertheilung der türkischen Erbschaft keinen schlimmeren Erbschafts-Prätendenten und Concurrenten gegen sich haben, als Rußland. In der Herzegowina aber war der erste Act der Aufständischen, daß sie eine schwarzgelbe Fahne aufpflanzten. Die verantwortlichen Minister in Wien haben zwar einem weiteren Umsichgreifen der Politik Rodich damals Einhalt geboten; allein die letztere war schon weit genug gegangen, um die unheilvollsten Wirkungen über Istrien und Dalmatien heraufzubeschwören. Der sonst so blühende Handel von Triest stockt. Die Ausfuhr sinkt seit 1875 von Jahr zu Jahr tiefer. Dies hat mit dem Krach gar nichts zu schaffen, welcher letztere die alten soliden Handelsfirmen dieser Seestadt wenig berührt hat. Es ist vielmehr das gänzliche Darniederliegen des Verkehrs in

der Levante, welches unsern Export schädigt. Es existirt dort weder Geld, noch Credit, noch Vertrauen. Man findet heutzutage im Orient kaum noch Käufer, aber sicher keine Bezahler. Die Verbrauchskraft ist dort in außerordentlicher Weise gesunken. Aber weit Schlimmeres, als hier in Istrien, werden Sie in Dalmatien sehen. Das unglückliche Land ist mit einer Plage heimgesucht, gegen welche die bekannten ägyptischen eine Kleinigkeit sind. Wo Sie dort hinkommen, werden Sie ein massenhaft aufgehäuftes Proletariat finden. Männer, Frauen und Kinder, starrend von Schmutz und Ungeziefer, gekleidet in Lumpen, deren ursprüngliche Farbe und Form nicht mehr zu unterscheiden ist, liegen sie entweder in irgend einem öffentlichen Gebäude, wo man ihnen Unterkunft gegeben, fest, oder sie ziehen mit hölzernen Fuhrwerken, an welchen sich auch nicht ein Viertelpfund Eisen befindet, und mit Pferden, welche wie halb verhungerte Katzen aussehen, vagabundirend im Lande umher. Dies sind die Flüchtlinge aus der Herzegowina und aus Bosnien, welche man in Folge der Politik Rodich hier aufnehmen mußte. Es sollen deren heute noch im Ganzen 60,000 auf österreichischem Boden verweilen. Sie verursachen dem Staate täglich eine Ausgabe von 30,000 Gulden; und wenn man bedenkt, daß dieses schöne Verhältniß schon anderthalb Jahre dauert, so wird man den Gedanken nicht zurückweisen können, daß man in diesen von der Regierung so sehr vernachlässigten Ländern, wo es auf großen Strecken weder Weg noch Steg und folglich auch nicht einmal eine Postverbindung gibt, diese colossale Summe sehr wohl auf etwas Anderes hätte verwenden können, namentlich da bei dem schleppenden Charakter, welchen die orientalische Krisis längst angenommen hat und welchen der türkisch-russische Krieg ebenfalls anzunehmen im Begriffe steht, das Ende dieser Ausgabe sich gar nicht absehen läßt. Diese Flüchtlinge werden förmlich besoldet. Der Mann erhält zwanzig Kreuzer, die Frau fünf-

zehn Kreuzer und das Kind zehn Kreuzer täglich, ähnlich wie in Paris gegen Ende der Belagerung von 1870—1871 alle Leute besoldet wurden, — ein Zustand, aus welchem sich die Commune mit Nothwendigkeit und Consequenz entwickelt hat, sobald die National-Versammlung in Versailles Miene machte, wieder geordnete Zustände einzuführen, d. h. die Verpflichtung zum Schulden- und Hausmiethezahlen wieder einzuführen und diese Besoldungen wieder abzuschaffen. Diese Leute konnten so viel, wie sie hier für das Müßiggehen erhalten, zu Hause an Tagelohn nicht verdienen. Denn ein solcher Herzegowiner schleppt auf seinem Rücken ein Bündel schlechtes Holz nach der dalmatinischen Riva, um es dort für fünfzehn Kreuzer zu verkaufen. Um dieses kleine Stück Geld, welches ihm groß dünkt, zu verdienen, braucht er zwei Tage an Zeit für Sammeln, für Hin- und für Rückmarsch. Es ist daher sehr begreiflich, daß ihm sein jetziger ausnahmsweiser Zustand besser dünkt als der regelmäßige, und daß er den jetzigen Faulenzer-Sport nicht einmal mit dem Sport des Hammel- und Ziegenstehlens vertauschen will, den er beim Beginne des Aufstandes betrieben. Er sagt also: Ubi bene, ibi patria, und bleibt in Dalmatien. Ich weiß das Alles aus eigener Anschauung, denn ich habe häufig Geschäfte in Dalmatien, und Sie werden ja auch in wenigen Tagen, z. B. in Ragusa, das Alles mit eigenen Augen sehen. Wie es aber in den inneren Angelegenheiten Dalmatiens zugeht, darüber mag Sie eine Rede des Bürgermeisters von Spalato, Dr. Antonio Bajamonti, belehren, welche derselbe am 9. December 1876 in dem Abgeordnetenhause in Wien, dessen Mitglied er ist, in italienischer Sprache gehalten. Ich werde Ihnen eine deutsche Ausgabe derselben überreichen. (Die politisch-administrativen Verhältnisse Dalmatiens. Rede des Abgeordneten Bajamonti. [Wien, Plont u. Comp., Schottenring 14, 1876.]) Mein Freund Bajamonti ist durchaus kein Slawenfresser, wie schon die beiden Umstände

ergeben, daß er seit siebzehn Jahren an der Spitze der Stadt Spalato steht, deren Bevölkerung nur zu einem Viertel italienisch spricht, und daß er als Abgeordneter aus den Wahlen der Höchstbesteuerten in einem Wahlbezirk hervorgegangen ist, zu welchem drei von den vier Kreisstädten der dalmatinischen Provinz gehören, und unter diesen das Herz der Bocche, das beinahe durchweg slawische Cattaro. Man fertigt zwar seine Auseinandersetzungen mit dem billigen Titel „Südliche Uebertreibungen" ab, aber man hat die Thatsachen nicht widerlegen können, wie man die Wahlen in mehr als napoleonischer Weise beeinflußt; wie man todte Seelen mitwählen läßt; wie man z. B. in Milna die Wahl auf acht Uhr Morgens ausschreibt, aber schon um halb Acht beginnt und vor acht Uhr schon schließt; wie man z. B. in Spalato durch Verschiebung von 21 Firmen der Höchstbesteuerten die Wahlen fälscht; wie man damit der nationalen (d. i. slawisch-föderalistischen) Partei in dem Landtage die Mehrheit zu verschaffen wußte und dann bei den Wahlprüfungen einen Theil der autonomistischen Partei, welche getreu zur Verfassung hält und von der slawischerseits erstrebten Vereinigung mit Kroatien nichts wissen will, ausschließt, um den Landesausschuß gänzlich von ihr zu säubern; wie man die Gemeindevertretungen aus Lesens- und Schreibens-Unkundigen zusammensetzt, welche sich durch einen fanatischen Popen oder durch einen geriebenen Schreiber blind leiten lassen; wie man unsere Blätter, den ‚Avvenire' und den ‚Dalmato', trotz ihres gemäßigten und loyalen Auftretens, durch ewige Confiscationen maßregelt; wie uns Autonomisten das Erlaubte verboten und den Nationalen das Verbotene erlaubt ist; wie wir — die Italiener und die italienisch sprechenden Bewohner Dalmatiens — in der That Niemanden haben, bei welchem wir unsere Beschwerden vorbringen können, denn der Statthalter, Baron Rodich, versteht nicht einmal die Sprache, welche von dem gebildeten Theil der Bevölkerung

gesprochen wird; wie die Brandfackel der Zwietracht, des Fanatismus und des Religionshasses zwischen Orientalisch-Griechischen und Römisch-Katholischen in eine Bevölkerung geschleudert wird, welche noch so sehr weit entfernt ist von wirthschaftlich-befriedigenden Verhältnissen und welche die Eintracht so nöthig hätte, um die nothwendigsten Fortschritte auf der Bahn der Cultur-Entwicklung zu machen; wie jede Gemeinde, jedes Dorf, ja fast jedes Haus politisch gespalten und in einem inneren Kriege befindlich ist, welcher in der That mit dem Bürgerkriege eine gewisse verhängnißvolle Aehnlichkeit hat; wie man die Frage der Annexion von Bosnien und von der Herzegowina mit hereinzieht, um die Zwietracht zu schüren und der slawischen Partei neue Kräfte gegen die italienische Minderheit zuzuführen, — kurz, wie wir, um die beredten Worte des Bürgermeisters Bajamonti zu wiederholen, wie wir überhaupt in Dalmatien keinen Statthalter haben, weil der Baron Rodich nicht der Repräsentant der Staatsgewalt und des Kaisers, sondern das Haupt einer Partei ist, welche Gunstbezeigungen und Haß in dem Maße austheilt, daß selbst die erste der Tugenden, die Scham, beleidigt wird. Wollen Sie es unter diesen Umständen noch unbegreiflich finden, wenn wir, die Italiener in Istrien und Dalmatien, mit der Lage der Dinge unzufrieden sind und uns vor Allem vor dem dreieinigen Königreich Illyrien, bestehend aus Kroatien, Istrien und Dalmatien, etwa noch vergrößert durch Slawonien, Bosnien und die Herzegowina, nach Kräften zu wahren suchen? Finden Sie es nicht begreiflich, daß die Cultur sich dagegen wahrt, von der Uncultur verschlungen zu werden? Daß der Italiener sich wehrt, wenn man aus ihm einen Kroaten machen will?

IV.

Unparteiische Bemerkungen über Istrien und Dalmatien, über Italien und Oesterreich.

— Sie werden Ihrerseits einsehen, antwortete ich auf seine wiederholten Fragen nach einigem Zögern, daß es für einen Fremden, welcher erst seit Kurzem in diesem Lande verweilt, sehr schwer ist, über diese verwickelten Angelegenheiten zu urtheilen, namentlich dann, wenn er, wie ich, der slawischen Sprache nicht so kundig ist, um auch den Gegner, d. h. also die nationale slawisch-föderative Partei, in ausgiebiger Weise hören zu können. An dem Rathhause der freien Stadt Bremen in Deutschland steht ein Spruch, den ich niemals vergessen werde. Er lautet: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede — man soll sie billig hören beede." Vor Allem aber scheint mir der Vorwurf, daß die österreichische Regierung nicht genug für die materielle Hebung des Landes thue — ein Vorwurf, den ich unterwegs in allen Zungen und in allen Tonarten gehört habe — völlig unbegründet. Wenn man bedenkt, daß seit Jahrhunderten sich alle Welt an diesem Lande versündigt hat, wie namentlich die Venetianer hier in Istrien, und fast noch schlimmer in Dalmatien gehaust haben, wie das Land ein Spielball zwischen den verschiedenen italienischen Städte-Republiken und dann zwischen den Ungarn, den Kroaten, den Türken und den Venetianern war, wie um die Wette der venetianische Löwe, der altrömische Legionsadler und der neufranzösisch-napoleonische Adler hier Befriedigung für ihre Weltherrschergelüste gesucht haben, und zumeist auf Kosten dieser Länder, so wird man es begreiflich finden, daß es Oesterreich nicht gelungen ist, in zwei Menschenaltern Alles wieder gut zu machen, was in vielleicht einem halben Jahrtausend gesündigt worden ist. Diese Zeit ist noch zu kurz,

um alles Versäumte nachzuholen, das Zerstörte wieder aufzurichten und aus den neu gelegten Culturkeimen schon jetzt Großes zu erziehen. Gewiß ist doch, daß, seitdem Oesterreich die Länder Istrien und Dalmatien besitzt, es dort im Großen und Ganzen nicht schlechter, sondern besser geworden, und daß der Gesammtstaat, oder seit 1867 die cisleithanische Hälfte, Verwendungen für diese Länder gemacht hat, wie sie sich weder die italienische Partei von dem Königreich Italien, noch die slawische von dem Königreich Kroatien oder dem Zukunftsstaat Illyrien oder gar von Rußland versprechen darf. In Triest z. B. habe ich eine, wenngleich nicht sehr zahlreiche Partei gefunden, welche die politische Vereinigung mit dem Regno d'Italia anstrebt und sogar von einem geheimen Bündniß spricht, welches zwischen Italien und Rußland abgeschlossen sei oder geschlossen werden müßte zu dem Zwecke, Oesterreich des Trentino und des italienisch sprechenden istrischen Littorale zu Gunsten Italiens zu berauben. Ich weiß nicht, was an dem Gerede von dem Bündniß Ernsthaftes ist. Es wäre jedenfalls ein sehr gewagter Schritt, welcher dem durch sein unerhörtes Glück etwas verwöhnten Italien unter Umständen recht schlecht bekommen könnte. Schon das Gerede über eine solche Möglichkeit trägt dazu bei, ein allgemeines Mißtrauen gegen Italien in Europa wachzurufen. Doch sei dem wie ihm wolle. Nehmen wir die Möglichkeit an, Triest würde italienisch — glauben Sie, daß es in dem neuen Staatsverbande dieselben Vortheile finden und genießen würde, wie in dem alten? Würde es nicht, von seinem natürlichen Hinterlande abgeschnitten, das Schicksal Venedigs befürchten müssen? Während es in Oesterreich der einzige Hafen einer mächtigen und reichen Monarchie ist (denn der kroatisch-ungarische Hafen Fiume hat bekanntlich bis jetzt noch keine große Bedeutung), würde es in Italien nur einer unter vielen sein. Die übrigen italienischen Häfen: Genua, Livorno, Neapel, An-

cona, Tarento, Venedig, würden dem Hafen Triest nicht nur die gewöhnliche und natürliche Concurrenz machen, sondern sie würden sich auch eines großen Vorzuges durch bessere Eisenbahnverbindungen und bereits eingewöhnte und ausgebildete administrative Einrichtungen u. s. w. erfreuen und dadurch von Haus aus einen erheblichen Vorsprung genießen. Triest würde sich mit diesen und den übrigen zahlreichen italienischen Häfen in die Mittel theilen müssen, welche das ohnehin schon schwer belastete und in der Regel nicht im Gleichgewicht stehende Budget des jungen Königreichs bietet. Kurz, es ist meine feste Ueberzeugung: Triest hat es nirgends besser, kann es auch nirgends besser haben, als unter den Fittigen des doppelköpfigen Adlers, und sollte es jemals italienisch werden, so würde es schwer zu büßen haben für den heißspornigen Nativismus seiner Italianissimi. Die Triester Handelskammer ist auch entschieden dagegen.

Was aber Dalmatien anlangt, so halte ich dasselbe in der That für ein schwer regierbares und noch schwerer meliorirbares Land.

Da baue z. B. einmal Einer Straßen, wenn er beschränkt ist auf einen der Springflut ausgesetzten schmalen Küstenstrich, hinter welchem unüberwindliche Berge emporragen, über deren Scheitel, parallel mit dem Gestade des Meeres, die Landesgrenze sich hinzieht. Eine Grenze, jenseits welcher ein Nachbar wohnt, der weder die Mittel noch den Willen hat, zum Straßenbau die Hände zu reichen. Dazu kommt denn noch die eigenthümliche Beschaffenheit und Configuration des dalmatinischen Bodens. Mächtige und vegetationsarme Berge, von unübersteiglichen Schluchten durchschnitten, zusammengesetzt aus einem seltsam zerworfenen Kalkstein, von welchem noch heute, als wäre hier der Schöpfungsproceß nicht fertig geworden, einzelne Strecken sich über Nacht senken, so daß plötzlich das eine Stück Straße vier Meter tiefer liegt als das andere: — was ist da zu

machen? Für die Häfen und die Schifffahrt hat hier Oesterreich in der That außerordentlich viel gethan, und da nach der Beschaffenheit des Landes die Anlage von Landstraßen und folglich die Herstellung von Postrouten vielfach unmöglich ist, so hat es, um diesen Mangel zu ersetzen, Dalmatien mit einem sehr engen Telegraphennetz überzogen und die Telegraphengebühren für diese Provinz um fünfzig Procent, im Vergleich zu dem übrigen Reich, ermäßigt, um den Nachrichtenverkehr zu erleichtern. Es ist ja möglich, daß dieses zurückgebliebene Land plötzlich seine Sieben-Meilen-Stiefel anzieht und daß es nicht nur früher Telegraphen hat als Posten, sondern auch früher Eisenbahnen als Landstraßen. Wird doch schon eine Eisenbahn von der großen Kohlenmine Sivrowitsch nach der See gebaut, welche mit dem einen Arm in Sebenico und mit dem anderen in Spalato mündet. Alles das ist doch gewiß nicht gering zu veranschlagen. Auch das nicht, daß Istrien von einer Eisenbahn durchschnitten wird, welche von Pola nach Fiume führt.

Was glauben Sie wohl, was Italien mit diesem Lande anfangen wollte, wenn das Schicksal boshaft genug wäre, es ihm eines Tages in ähnlicher Weise, wie 1866 Venedig und 1870 Rom, in den Schooß zu werfen? Dasselbe zu plündern und zu verwüsten, wie es weiland die Venetianer, Pisaner und Genueser gethan, das ist heutzutage unmöglich, und gewiß wird dies auch Italien nicht wollen. Aber um das Land zu administriren, zu melioriren und zu schützen, zu schützen nicht nur zur See, sondern auch landeinwärts gegen die andrängenden Slawen, die ja schon öfters die Hand darnach ausgestreckt haben, dazu fehlen Italien die Mittel — die Finanzen, das Heer und die Flotte. Es würde weder für Triest und Pola das erforderliche Geld, noch für die Bocche die nöthigen Streitkräfte haben.

Ich halte, wenn ich Ihnen unumwunden und ohne alle Umschweife meine offenherzige Meinung sagen darf, von

einem zu dem Königreich Italien gehörigen Dalmatien eben so wenig, wie von einem dem Lande Kroatien einverleibten. Von dem phantastischen Königreiche Illyrien und den darin verbündeten Südslawen könnte man sagen, was weiland Bischof Wessenberg von dem alten deutschen Bundestag sang:

Das wär' ein Bund ganz einzig in der Welt,
Wo Jeder nur den Andern für gebunden,
Jedoch sich selbst für ungebunden hält.
Welch' arger Schalk hat dieses Ding erfunden?

Die drei Einheiten des dreieinigen Königreiches würden keine drei Jahre beisammen sein, ohne sich auf Leben und Tod zu bekriegen.

Daß die Regierung in Wien ihre Stellung und ihre Pflichten sehr wohl begreift und demgemäß handelt, das beweist der Umstand, daß sie den dalmatinischen Landtag, als er sich kürzlich anschickte, eine Adresse zu votiren, worin er von der Krone Vereinigung mit Kroatien fordert, sofort nach Haus schickte, nachdem er eben erst zusammengetreten war.

Was kann bei diesen panslawistischen Bewegungen herauskommen? Das Ziel wäre Einverleibung in Rußland und der nächste Erfolg würde eine Stärkung des politischen Einflusses dieses Landes sein. Dessen ist man sich in Wien bewußt und deßhalb hat man die Adresse verhindert. Glauben Sie von Wien, was Sie wollen, aber daß man in der Hofburg, wo man ganz erfüllt ist von der Idee der erhabenen kaiserlichen Würde und den großen Traditionen des habsburgischen Hauses, Sehnsucht fühlte, direct oder indirect ein slawischer Unterknäs zu werden — das glauben Sie nimmer. Ein südslawisches Reich, auch unter habsburgischer Hoheit, würde immer mehr nach Moskau als nach Wien gravitiren.

Ja, warf der Italiener ein, warum läßt man denn Rodich, diesen verhängnißvollen Mann, auf diesem verhängnißvollen Posten? Wissen Sie das?

— Ich weiß es nicht, erwiderte ich. Was ich weiß, ist,

daß die Minister in Wien diesen Mann grade nicht lieben, daß aber auch in constitutionellen Staaten die Minister nicht immer allmächtig sind, und daß es auch in Wien Frictionen gibt, so gut wie in Berlin. Sie wissen ja besser wie ich, wie man in Dalmatien gewechselt und experimentirt hat — mit dem Feldzeugmeister Freiherrn von Mamula, mit dem Baron Philippowitsch, mit dem Feldmarschall-Lieutenant Wagner — bis man endlich, nach den unglücklichen Ereignissen von 1869 (dem Aufstand der Bocchesen) es mit einem Manne versucht hat, welcher Südslawe von Geburt und Gesinnung ist und den man während der kritischen Zeit der orientalischen Wirren nicht entfernen konnte, ohne eine gewisse Erschütterung zu bewirken und Zweifel hervorzurufen, welche zur Zeit inopportun waren. Die Zeiten des Rodich dauern nicht ewig und jedenfalls hat das Verhalten der Wiener Regierung gegenüber dem dalmatinischen Landtage gezeigt, daß es eine Grenze gibt, wo sie ernsthaften Widerstand leistet. Gewiß, es wäre am besten, wenn der Statthalter von Dalmatien weder ein Italiener wäre, noch auch ein Südslawe, sondern irgend ein unparteiischer Deutscher oder Ungar, welcher im Einklang mit der hier so wichtigen Militärverwaltung beiden Parteien gegenüber gleiches Maß und Gewicht führt und keinen Zweifel an seiner gewissenhaften Unparteilichkeit aufkommen läßt. Denn daß Rodich sein Gewicht für die sogenannte nationale Partei geltend macht, beweist schon der Umstand, daß die Wahlen unter seinem Commando eben so slawisch ausfallen, als früher das Gegentheil der Fall war. Ich sollte aber denken, daß Rodich grade aus den Bestrebungen der (italienischen) Autonomisten-Partei Nutzen zieht, um seine Stellung zu befestigen. Wie leicht wird es ihm sein, euch Annexionsgedanken unterzuschieben? Das Beste wäre meines Erachtens, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Wenn ihr aufhört, den italienischen Teufel zu citiren, dann wird auch der kroatische,

südslawische oder russische Teufel nicht kommen; und umgekehrt. Es wäre für Istrien und Dalmatien eben so schlimm, italienisch als russisch zu werden. Oesterreich, dieser große Sammelplatz für alle Völkerfragmente, bietet auf die Dauer doch immer die meisten Garantieen; es ist ja für euch Italiener und für uns Deutsche das gemeinsame Bollwerk gegen Osten. Macht nur, daß ihr in diesen beiden Ländern, in Istrien und Dalmatien, immer mehr westeuropäische Cultur verbreitet; führt ein tüchtiges und zuverlässiges Grundbuch ein, damit kein Zweifel mehr bezüglich des Eigenthums aufkommen kann; denn nur wenn das Eigenthum sicher gestellt ist, lohnt es sich, dasselbe in Bau und Besserung zu halten. Widmet euch selber nicht ausschließlich dem Handel und den Gewerben, sondern auch der Landwirthschaft, und zeigt damit, daß auch ihr Söhne dieser Erde seid, welche den bevorzugt, der sie am besten cultivirt. Legt eure Capitalien in Grundeigenthum an und entreißt dadurch — nicht mit Gewalt, sondern auf dem Wege der Culturentwicklung — den Tschitschen und jenen übrigen halbwilden Völkern diesen kostbaren Boden, den dieselben zur Weide für Ziegen und Schafe degradiren.

Wo sind denn eure Slawen hergekommen? Hat sie Oesterreich gerufen.? Nein, das italienische Venedig war es, das dieselben als Colonisten herbeirief, nachdem unter den Fittigen des Löwen von San Marco die ursprüngliche Bevölkerung durch Krieg und Pest zu Grunde gegangen. Nun sind sie einmal da, diese Slawen, und es gibt kein Mittel, sie zu italianisiren oder sie zu verdrängen, als daß man sie in der Cultur überflügelt. Dieser Weg ist, das gebe ich zu, sehr lang und mühsam, aber dafür auch unzweifelhaft sicher. Seht, wie wir es gemacht haben. Deutschland war slawisirt im ganzen Osten bis zur Elbe, ja, über die Elbe hinaus. Diese alten Slawen, welche sich Wenden nannten und den Tschernebog, den Triglaf, oder Radugast als ihre Götter verehrten, sind theils verdrängt, theils germanisirt,

bis auf einige kleine Districte in der Lausitz, und zwar größtentheils deßhalb, weil der deutsche Bauer tüchtiger war, als der Wende, und weil der deutsche Pflug tief in die Erde griff, um deren landwirthschaftliche Schätze zu heben, während der slawische Pflug dieselbe nur oberflächlich ritzte.

Entsagt ein- für allemal dem phantastischen Gedanken, alle Italiener der ganzen Erde zu einem politischen Gemeinwesen, zu einem Nationalstaat zusammenzuschmelzen, wie wir Deutsche auf ähnliche Phantastereien, von welchen bei uns nur noch gelehrte Pedanten fabuliren, verzichtet haben. Wir denken z. B. gar nicht daran, die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, in der Schweiz und in Oesterreich mit uns vereinigen zu wollen. Wir würden dadurch unsere innere Entwicklung bedeutend erschweren, wie wir sie schon unzweifelhaft erschwert haben durch die Eroberung von Elsaß-Lothringen, die uns lediglich aus militärischen Gründen als eine Nothwendigkeit auferlegt war. Die Deutschen in Böhmen und Mähren, in Ober- und Niederösterreich, in Steiermark, Kärnthen, Krain, Salzburg u. s. w. sind uns weit nützlicher, wenn sie mit uns nicht demselben Staat angehören und doch stark genug sind, uns die Sympathieen eines Nachbarstaates zu gewinnen. Es ist nicht nöthig, daß ihr aufhört, gute Italiener zu sein, um gute Istrianer, Dalmatiner und Oesterreicher zu werden. Vor Allem ist nöthig, daß ihr dem confessionellen Hader zwischen Lateinern und Griechen ein Ende macht, aus welchem die beiderseitigen Priester ihre Macht saugen, und daß ihr eine Landespartei bildet, bei welcher der am meisten gilt, welcher sich am meisten verdient macht um das materielle Gedeihen des Landes. —

Ich habe hier dies Gespräch in extenso mitgetheilt, weil ich hoffe, es ist besser, als lange Deductionen, geeignet, über die politischen und ethnologischen Verhältnisse dieser beiden Länder sich zu orientiren.

Nach Montenegro.

Mai 1877.

I.

Nach Cettinje oder nicht? — Zweifels- und Entscheidungsgründe. — Unterhaltung über die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Montenegriner. — Zwei Opfer: Ein Gendarm und ein Türke. — Das Strafrecht und die Ausländer. — Blutrache. — Wehr- und Löse-Geld. — Das Fehderecht. — Die Vehm-Gerichte. — Die Cabinets-Justiz. — Altjüdisches und altdeutsches Recht. — Justus Möser. — Ein Entschluß.

Es war am 20. Mai in Cattaro, im tiefsten und innersten Winkel der Bocche (Buchten). Zweifelhaft war das Wetter und zweifelhaft meine Entschließung: Nach Cettinje oder nicht?

Selbst die sachkundigsten Männer waren im vollsten Widerspruch unter einander. Der Eine sagte: Was wollen Sie in Montenegro? Zu sehen ist in diesen kahlen Bergen absolut gar nichts. Keine Kunst und keine Natur, nur wilde Männer und geknechtete Frauen. Das Land befindet sich augenblicklich im Krieg, und um diesen dreht sich jetzt Alles. Zwar ist es dem jetzigen Fürsten gelungen, eine gewisse Ordnung im Lande herzustellen. Gleichwohl aber herrscht da noch das System der Blutrache, und die Justiz gestattet der Eigenmacht und der Selbsthilfe eine Ausdehnung, wie in keinem anderen Lande. Mit einem Montenegriner in persönlichen Streit kommen, bedeutet für einen Fremden so viel wie sein Leben riskiren. Wer als Fremdling in Montenegro eine Flinte, eine Pistole oder einen Revolver abfeuert, oder wem das Gewehr durch Zufall, oder wie wir sagen, in der Ruhe losgeht, der hat sofort ein

lebensgefährliches Echo aus allen Winkeln, Ecken und Enden der Schwarzen Berge zu gewärtigen. Denn es hält sich, sobald ein Schuß fällt, und namentlich wenn dessen Urheber ein Fremdling ist, ein Jeder für berufen oder gar für verpflichtet, denselben zu erwidern, und es ist ein Wunder, wenn der so Beschossene mit dem Leben davonkommt. Vor einigen Jahren hatten wir hier einen Gendarm, welcher im Dienste außerordentlich brauchbar war. Kein Mensch wußte besser Bescheid in den Bergen; kein Mensch besaß mehr Geschicklichkeit, auf diesen halsbrechenden Gemspfaden zu klettern. Eines Tages fand man ihn todt diesseit der montenegrinisch-dalmatinischen Grenze. Er war offenbar erst als Leiche dahin geschleppt worden; seinen Tod hatte er auf montenegrinischem Boden gefunden. Er war von hinten erschossen, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß die Kugel mitten durch's Herz ging und der Tod augenblicklich erfolgt war. Aber es fehlte nichts. Sein Portemonnaie war vorhanden und dessen Inhalt war unversehrt. Sein Gewehr war noch geladen. Wir nahmen den größten Antheil an dem Tode des braven Menschen und thaten das Unserige in Anstellung von Nachforschungen. Die letzteren ergaben, daß er eine montenegrinische Liebschaft hatte und daß er wahrscheinlich der Eifersucht eines Nebenbuhlers zum Opfer gefallen war. Allerdings waren der Nebenbuhler mehrere vorhanden; außerdem noch ein Bruder des Mädchens, welchem man ebenfalls die That hätte zutrauen können. Aber auf diesen engen Kreis war der Verdacht beschränkt, und wenn die Untersuchung ordentlich geführt worden wäre, hätte etwas herauskommen müssen. Allein es kam nichts dabei heraus. Eben so wenig bei einem andern Falle, wo ein Türke in der Nähe von Danilowgrad mit abgeschnittenem Halse gefunden wurde. Ich bemerke ausdrücklich: das war noch mitten im Frieden und bevor man an die jetzigen Verwicklungen dachte. Wegen des Türken wurde gar

keine Untersuchung eingeleitet, weil Niemand reclamirte, während wir Oesterreicher wegen unseres Gendarmen Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatten, um Genugthuung zu erlangen. Der Türke war, beiläufig bemerkt, auch auf Liebespfaden gewandelt. Man begnügte sich, zu constatiren, daß er todt sei, und begrub ihn dann in der Wildniß. Das sind zwei Fälle, die ich selbst hier erlebt habe.

Der Andere erwiderte: Mag Alles wahr sein. Aber was beweist das? Wenn ein Montenegriner dem Türken in das Gehege gegangen wäre, so würde man ohne Zweifel dort ebenfalls kurzen Proceß mit ihm gemacht und sich nicht einmal die Mühe genommen haben, zu constatiren, daß er todt sei, sondern ihn einfach in das Wasser geworfen haben, vorausgesetzt, daß welches zur Hand war. Und der Gendarm — ja, warum suchte er den Dienst der Waffen und den Dienst der Liebe mit einander zu verbinden? Wäre er ohne Gewehr über die Grenze gegangen, vielleicht wäre ihm das nicht passirt. Meiner Meinung nach ist kein Staat der Welt verpflichtet, eine fremde bewaffnete Macht auf seinem Gebiete zu dulden, auch wenn's nur ein einzelner Mann wäre. Man kann einem solchen Bewaffneten nicht an der Nase ansehen, welche Zwecke er verfolgt, und zum bloßen Fensterln bedarf's keiner Waffen. In einem andern Lande würde man vielleicht wegen Grenzverletzung reclamirt haben, aber die guten Montenegriner verstehen sich noch nicht so gut auf das Schreiben. Ueberhaupt muß man jedes Volk nach seinem eigenthümlichen Culturzustande beurtheilen; und wer seine Grenze überschreitet, der muß sich diesem Zustande und den sich daraus ergebenden Gesetzen unterwerfen. Bei unseren deutschen Vorfahren war auch der Ausländer rechtlos, und es hat recht lange gedauert, bis man ihm den nämlichen Rechtsschutz angedeihen ließ, wie den Stammesgenossen. Ich glaube, daß, wenn man die Entwicklung des Strafrechts einer jeden einzelnen Nation studirt, man eine

Periode finden wird, wo das Verbrechen, verübt an einem Ausländer, nicht in derselben Weise bestraft wird, wie —

Jetzt lassen's mich aus, sagte der Erste, mit Ihren juristischen Haarspaltereien! Damit machen's den todten Gendarm nicht wieder lebendig. Können Sie leugnen, daß bei den Montenegrinern noch die Blutrache besteht? Die Hinterbliebenen des Getödteten haben nicht nur das Recht, nein, sie haben die Pflicht, den letzteren an dem Mörder zu rächen. Wer dieser Ehrenpflicht nicht nachkommt, der verfällt der allgemeinen Verachtung. So pflanzt sich denn der systematische Mord durch Generationen hindurch fort, indem er abwechselt von Familie zu Familie. Ein Angehöriger der Familie A. hat ein Mitglied der Familie B. getödtet. Um diese Unthat zu rächen, tödtet einer aus der Familie B. den Mörder. Allein nun ist die Reihe wieder an der Familie A., diesen neueren Mord zu sühnen. Und diese Kette von Mordthaten würde gar kein Ende nehmen, wenn nicht zuweilen sich Nichtbetheiligte in das Mittel legten, um einen Vergleich herbeizuführen, welcher darin besteht, daß die schuldig befundene Familie der anderen ein Wehr- oder Lösegeld zahlt. Wie kann man zu seinem Vergnügen reisen wollen in einem Lande, wo eine solche Rechtsunsicherheit herrscht, wo nicht einmal der regierende Fürst davor sicher ist, ein Opfer der Blutrache zu werden? Wie Sie wissen, wurde der vorletzte Fürst von Montenegro, der Oheim des jetzigen Fürsten Nikita, Fürst Daniel Petrowitsch Njegusch, auf österreichischem Boden, hier in Cattaro, ermordet. Der Mörder war einer seiner eigenen Unterthanen, welcher ein Werk der Rache verübte.

Der Vertheidiger der montenegrinischen Zustände ließ nicht auf eine Widerlegung warten. Wenn auch alle Ihre Behauptungen richtig wären, sagte er, so frage ich doch auch hier wieder: Was beweist das gegen Montenegro? Gibt es in Europa nicht noch viele Länder, in welchen die Ein-

richtung der Blutrache besteht und mit ungeschwächten Kräften fortarbeitet? Ist dies nicht z. B. in allen Nachbarländern von Montenegro der Fall, bei den Bosniaken, den Herzegowinern, den Albanesen, den Arnauten u. s. w.? Besteht sie nicht noch in Corsica, wo selbst der allmächtige französische Polizeistaat nicht stark genug war, um sie gänzlich ausrotten zu können? Wo sie vielmehr heute noch den Dichtern Novellenstoff liefert? Denken Sie nur an Prosper Merimée's prachtvolle Erzählung: Colomba. Und hat die Blutrache nicht so ziemlich bei allen Völkern der Erde während eines gewissen Stadiums ihrer Culturentwicklung bestanden? — wie ich glaube, als eine natürliche Ergänzung des Rechtszustandes oder doch als ein nothwendiges Uebel. In dem vormosaischen Rechte der Juden hatte ebenfalls der nächste männliche Verwandte des Getödteten das Recht und die Pflicht, den Tödter wieder zu tödten, und zwar mit eigener Hand. Die mosaische Gesetzgebung hat allerdings dieses Recht des ältesten Sohnes oder Bruders eingeschränkt, indem sie die sechs von den Priestern bewohnten Städte des Landes als heilig bezeichnete mit der Maßgabe, daß, sobald der Schuldige sich dorthin geflüchtet hatte, die Blutrache aufhörte und an ihre Stelle die Justiz trat, und indem sie weiter verordnete, daß der Tod des Hohenpriesters gleichsam eine Amnestie mit sich führe, welche für alle noch ungesühnten Tödtungen das Recht und die Pflicht der Blutrache in Wegfall bringt. Aber die Blutrache direct abzuschaffen, wagte nicht einmal Moses, ja er hat sogar die Annahme des Sühn- oder Wehrgeldes als der Ehre zuwiderlaufend verboten (IV. Mosis 35, 31.). Das Verbot der Blutrache, dieser spontanen persönlichen Repression, würde die Verantwortlichkeit für die That und die Scheu vor deren Folgen geschwächt, sie würde also bei einem zur Zeit noch mangelhaften Zustande der Entwicklung der Staatsidee und der Rechtshilfe die öffentliche Sicherheit gefährdet, das Rechts-

und Ehrgefühl des Volkes beeinträchtigt haben. Auch bei unseren germanischen Vorfahren haben sich Jahrhunderte hindurch die Einrichtungen der Blutrache, des Wehrgeldes, des Fehderechts erhalten. Sehr mit Unrecht hat man das alles als das allgemeine Faustrecht des finstern Mittelalters bezeichnet. Das rechtliche Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft war damals wie heute das des Friedens. Ward aber der Friede durch böswillige Verletzungen an Leben, Leib oder Ehre gebrochen, so trat ein Zustand des Krieges ein, der die Familien wider einander bewaffnete. Allein dieser Kriegszustand war stets ein localisirter und auf gewisse Fälle und Formen beschränkter; und die Anwendung der Blutrache und des Fehderechts hat nicht halb so viel Unglück und Elend im Gefolge gehabt, als ein einziger der großen Kriege im heutigen Stile. Eben so ist es mit den Freistühlen, von welchen man sich später unter dem Namen Vehmgericht ein seltsames Zerrbild gemacht hat. Diese Frei- oder Vehmgerichte waren ein Ueberrest der alten Reichs- und Volksgerichte und hatten die Aufgabe, die territoriale Justiz des Landesherrn zu rectificiren, indem sie deren Lücken ausfüllten und deren Connivenz verbesserten. Sie hatten mit dem Fehderecht das gemeinsam, daß sie nur dann in Wirksamkeit traten, wenn dem ordentlichen Richter die Macht oder der gute Wille fehlte, dem Verletzten Recht zu verschaffen oder den Thäter in seine Gewalt zu bekommen. Und gewiß haben die Vehmgerichte des vierzehnten Jahrhunderts nicht den hundertsten Theil des Unfugs verübt, wie die Cabinetsjustiz des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Ich führe das alles nur an, um meinen Satz zu erhärten, daß eine Einrichtung wie die Blutrache in Zusammenhang mit dem übrigen Rechts- und Culturzustand zu betrachten und zu beurtheilen ist. In Deutschland und in Oesterreich würde die Blutrache eine gänzliche Erschütterung des ganzen Rechtszustandes zur Folge haben.

In Montenegro und in Albanien befestigt sie denselben, indem sie die Sicherheit der Person und die Verantwortlichkeit des Thäters garantirt und an die Stelle der mangelnden Staatshilfe eine keineswegs willkürliche, sondern durch feste Normen geregelte Selbsthilfe setzt. In diesem Sinne hat der große Justus Möser das Fehderecht des deutschen Mittelalters vertheidigt, und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, trete ich ein für die Blutrache der Montenegriner. Ich kenne nicht den Fall, welcher das Motiv abgab zur Ermordung des Fürsten Danilow Petrowitsch von Montenegro. Da der Letztere im Ganzen in einem guten Andenken steht, so nehme ich an, daß ihn kein Verschulden trifft. Im Allgemeinen aber würde ich, abgesehen von dem concreten Falle, die Blutrache für ein geringeres Uebel halten, als die Morde, welche die fürstliche Cabinetsjustiz verübt; und ich würde wider die erstere, als Arznei gegen die letztere, unter den gegebenen Umständen, vielleicht im Grunde nicht viel einzuwenden haben. Hinzufügen muß ich noch, daß die Zahl der Acte der Blutrache in dem heutigen Montenegro nicht mehr groß ist und daß sie mit jedem Jahre abnimmt, je mehr sich der öffentliche Rechtszustand befestigt und je mehr sich die Sitten mildern. Jene Beleidigungen, welche oft zum Todtschlag führten, haben fast ganz aufgehört. Namentlich hat der Fürst Danilow eine Verordnung erlassen, welche auf das Strengste verbietet, daß die Leute einander mit dem Tschibuk-Rohr hauen und wider die Schienbeine treten. Sie werden ja sehen, daß dort Niemand ohne Tschibuk ausgeht — so wenig wie ohne Waffe. Prügel mit dem Tschibuk aber gelten für entehrend und führen zur Retorsion mittels der Waffen. . . .

Da die Unterhaltung immer mehr einen akademischen Charakter annahm, so will ich dieselbe hier abbrechen, indem ich bitte, das Mitgetheilte als eine rechts- und culturhistorische Ouverture zu dieser Reiseskizze zu betrachten. Die

Moral, welche ich mir aus der Conversation zog, war folgende:

Ich gehe nach Montenegro. Mir droht keine Gefahr. Die Blutrache geht mich absolut nichts an, da ich Niemanden umzubringen gedenke; und zur Eifersucht gibt man keinen Anlaß im Alter von beinahe sechzig Jahren und bei einem Gewicht von dritthalb Centnern. Deßhalb vorwärts. Basta.

II.

Auf dem Hinweg. — In Triest. — Ein Senator von Montenegro in Triest, in Zara, in Sebenico, in Risano. — An Bord der Australia. — Ein türkisch-montenegrinischer Pferdehandel. — Das Costüm des Senators. — Wie seine Cerevismütze beschaffen ist, und warum sie so beschaffen ist. — Der Löwe und das Kreuz. — Die Sonne und der Stern. — Die Wojwoden und die Gefolgschaft. — Die Risanotten, Slawen und Italiener. — Die Motive der Seeschlacht von Lissa. — Die Flüchtlinge aus der Herzegowina. — Warum dieselben Dalmatien den Vorzug vor Montenegro geben. — Der bocchesische Aufstand von 1869. — Die Kriwoschianer. — Das kleine Fort zwischen Himmel und Steinen. — Charakteristik der Montenegriner. — Die Beinschienen und die Opanken. — Jeder Zoll ein Häuptling. — Der Waffenschmuggel. — Streit und Schlaf.

Ehe ich aber den Hippogryphen besteige zum Ritt in das kalte, romantische Land (kalt, weil die Schwarzen Berge noch viel Schnee haben), muß ich zuvor als gewissenhafter Reisebeschreiber berichten, was ich auf meiner Reise durch Istrien und Dalmatien bisher schon von Montenegro und seinen Leuten gesehen.

Es war in Triest, wo mir ein Bekannter einen stattlichen Herrn zeigte, welcher in einer ausländischen Tracht

einherstolzirte, die ich für albanesisch gehalten haben würde, wenn nicht die weiße, faltige Fustanella gefehlt hätte.

Sehen Sie, sagte er mir, das ist ein Montenegriner, ein Senator aus Cettinje. Der Senat von Montenegro ist keine repräsentative Körperschaft, sondern das, was man in anderen Ländern die Regierung oder das Ministerium nennt. Jeder Senator hat sein Ressort. Dieser da ist Handels-Minister, oder Finanz-Minister. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Seine Amtsthätigkeit, soweit sie für uns Triestiner wahrnehmbar ist, besteht darin, daß er hier möglichst viel kauft und möglichst spät oder vielleicht auch gar nicht bezahlt. Er kauft Alles, am liebsten Mehl, Brod und Getreide. Ich glaube aber, wenn man ihm zehntausend Portionen Erdbeereis anböte, er würde es auch nehmen. Er nimmt eben Alles.

Ich wußte, daß dies nicht wörtlich zu nehmen war. Die Triestiner lieben die Montenegriner durchaus nicht, vielmehr fürchten sie sich vor der Einverleibung in das kroatisch-slowenisch-dalmatinisch-montenegrinisch-istrische Zukunftsreich und haben eine wahre Idiosynkrasie wider die Slawen.

Ich betrachtete mir den Senator. Er sah ganz ordentlich aus. Gesicht und Statur waren die eines wohlhabenden und tüchtigen deutschen Bauern. Nur trug er einen großen Schnurrbart. Der Ausdruck des Gesichts vereinigte Schlauheit und Bonhommie. Wenn wir die Beschreibung des Costüms von unten anfangen wollen, so erwähne ich zuerst ein Paar große Reiterstiefel und dunkelblaue Pump- oder Pluderhosen, worin das Piedestal steckte. Die Brust bedeckte zunächst eine rothe Weste, weit übereinandergeschlagen, der obere Rand mit einem goldgestickten Band eingefaßt. Ueber der Weste trug er einen weißen Tuchrock. Seine Façon erinnerte an die Röcke unserer Schäfer oder an die weißen Kittel der hessischen Bauern. Er war faltenreich und etwas schlampelig. Den nöthigen Halt bekam er erst durch einen

um die Hüfte geschlungenen gestickten Gürtel und durch ein ebenfalls gesticktes Camisol ohne Aermel, das er über dem gedachten weißen Rocke trug. Auf dem Kopfe balancirte eine kleine Mütze, im Format vollkommen jenen Cerevis-Mützen vergleichbar, welche wir bei unseren Studenten sehen. Nur trägt sie der deutsche Student auf dem Vorderhaupte und der montenegrinische Senator mehr auf dem Hinterhaupte. Der Bund der Mütze ist schwarz, der Boden oder Deckel roth. Am ersteren gewahrt man ein silbernes Schild und an letzterem eine Goldstickerei. Ueber dieser complicirten Kleidung trägt der Senator einen großen tuchenen Reitermantel, blau mit rothem Futter und rothen Aufschlägen, den rechten Zipfel über die linke Schulter geschlagen mit antik-akademischem Faltenwurf.

Als ich die Nacht durch von Pola, in Istrien, nach Zara, der Hauptstadt von Dalmatien, mit der ‚Austraiq‘, einem Küstendampfer des Lloyd, fuhr und Morgens früh aus meiner Cabine trat, um mich nach dem Frühstück umzusehen (ich hatte etwas zu lange geschlafen), war das Erste, was ich erblickte, der soeben beschriebene Senator. Er war auf der Heimreise begriffen und verkürzte sich die Zeit an Bord damit, daß er Karten spielte, wobei er mit seinen Mitspielern ein eben so geläufiges als richtiges Italienisch sprach. So sind wir denn miteinander von Zara bis nach Cattaro gefahren und haben jeden Tag unsere Collazione (Lunch) und unser Cena (Nachtessen) miteinander gehalten. In Zara sah ich ihn in dem Restaurant mit gutem Appetit sein Rosoglio trinken, während ich den Maraschino vorzog. Der Dampfer blieb vor Sebenico über Nacht. Es war gerade ein Pferdemarkt in der Stadt. Ein Türke hielt einen hübschen kleinen Rappen feil. Der Senator kaufte denselben für ein billig Stück Geld und ließ ihn an Bord bringen. Nach geschlossenem Handel schmatzten sich der Türke und der Montenegriner recht herzlich ab zur Bekräf-

tigung des Handels, und daß Alles dabei ehrlich zugegangen. Endlich trafen wir, d. h. der Senator und ich, uns wieder im Albergo al pellegrino, im ‚Pilger', wo wir die halbe Nacht verkneipten in vino di Tartaro und anderen vortrefflichen dalmatinischen Weinen. Bei dieser Gelegenheit stellten wir uns gegenseitig vor, und ich hörte, daß der Senator Matanowitsch heiße und in Triest 40,000 Centner Brod für seinen Staat gekauft habe. Ich betrachtete auch seine Cerevis-Mütze und erhielt Aufschluß über dieselbe.

Ursprünglich waren diese Mützen, so erzählt man, ganz roth. Sie glichen dem Fez, nur daß sie keinen Quast hatten. Die Mützen der Frauen sind noch so. Als aber die Türken auf dem Amselfeld (Kossowopolje auf Slawisch, und Rize-Mezoc auf Ungarisch) am Sanct Veitstag (Widow-Dan, 15. Juni) 1389 den Kral Lazar und dessen Heer der Christen der sieben Zungen (Serben, Bulgaren, Montenegriner, Albanesen, Walachen, Polen und Ungarn) auf das Haupt geschlagen hatten, das mächtige Reich des großen Kral Duschan, welches Montenegro, Serbien, Raszien, die Primordia (jetzt Herzegowina genannt), Bulgarei, Obermacedonien, Dalmatien und Bosnien umfaßte, zerstört ward, und die letzten Helden des großen Reichs, welche sich unter keinerlei Umständen den Ungläubigen unterwerfen wollten, sich in die Schwarzen Berge zurückgezogen hatten, um dort ihren Glauben und ihre Nationalität zu wahren und dereinst bei besseren Glücksumständen den Türken das Land wieder abzujagen und das Reich Duschan's wieder aufzurichten, da verpflichteten sich diese Helden, um ihren rothen Fez einen schwarzen Rand zu tragen zur ewigen Erinnerung an die Trauer der Christenheit, und mit dem Gelöbniß, ihn nicht abzulegen, als bis sie die alte Heimat der Fremdherrschaft der Ungläubigen wieder entrissen. Den Frauen aber wurde das Beibehalten des Roth gestattet, erstens, weil sie nicht die Pflicht haben, die Waffen zu füh-

ren, und zweitens, weil sie eiteler sind als die Männer. So lautet die Sage.

Die Mütze meines Reisegefährten trägt, wie ich schon erwähnte, auf dem schwarzen Bund ein silbernes Schild, einen Löwen und über demselben ein Kreuz darstellend. Dies ist das Abzeichen der Würde eines Senators. Auch die goldene Stickerei auf dem goldenen Deckel der Mütze ist von eigenthümlicher Beschaffenheit. Sie nimmt nur die eine Seite der Mütze ein und stellte ein Stück Sonne dar, d. h. die Hälfte oder ein Drittel der im Aufgehen begriffenen Sonne. Ueber derselben befindet sich ein Stern. Dies bedeutet, daß der Stern der Hoffnung immer (seit 1389) noch leuchtet, und daß die Sonne der Freiheit blutig tagen wird; das Schild aber bezieht sich auf die löwenmuthigen Kämpfe für den Glauben.

Wir fuhren nun mit unserer alten Australia um die Punta d'Ostro in die Bocche und dann durch die Catene, eine vormals mit Ketten geschlossene Enge, in jene Bucht hinein, welche sich direct nach Norden in die Berge hineinzieht und an deren oberem Ende Risano liegt, ein malerisch aussehendes Städtchen, hinter dem sich die wüsten Berge der Kriwotschije, welche bei dem Aufstande von 1869 den österreichischen Truppen so verhängnißvoll waren, himmelhoch emporheben. Nachdem wir vor Risano Anker geworfen, begann das Ausladen des Proviants, welchen der Senator Matanowitsch in Triest gekauft und auf der Australia mitgebracht hatte. Die Vorräthe bestanden nicht nur aus Brod, sondern auch aus Mehl, Getreide, Zwieback u. s. w. Auch wurde behauptet, es würden versteckte Waffen und Munition mit durchgeschmuggelt. Ich habe davon nichts gesehen.

Die Sache leitete sich damit ein, daß etwa zwei Dutzend Mann, Häuptlinge und Volk aus Montenegro, auf das Schiff gestiegen kamen, um sich dem Senator zur Verfügung zu stellen. Eigenthümlich war die Art der Begrüßung zwi-

schen dem Senator und den übrigen Wojwoden. Sie reichten einander die Hand und küßten sich beiderseits auf die rechte Schulter, was jedenfalls weniger unappetitlich ist, als das bei den übrigen Südslawen immer wiederkehrende Küssen auf den Mund, auch unter den Männern. Die bloße Gefolgschaft wurde nicht zum Schulterkuß zugelassen und beschränkte sich auf tiefe Verbeugungen vor dem Senator. Außer den Montenegrinern kamen auch Risanotten an Bord, d. h. Einwohner der Stadt Risano; ferner Kriwoschianer, Bewohner der bereits erwähnten wilden Kriwotschije; und es wollten auch Herzegowiner herauf an das Schiff kommen, sie wurden aber wieder hinuntergejagt. Diese flüchtigen Herzegowiner, oder wie sie auch genannt werden Herzegowineser, sind eine wahre Landplage für Dalmatien. Am meisten schimpfen darüber die dalmatinischen Italiener. Sie wittern hinter dem Almosen, welches der österreichische Staat diesen armen Flüchtigen reicht, allerlei finstere Pläne von einem südslawischen Reiche, das eine habsburgische Secundogenitur bilden und in welchem die wenigen Italiener unter die zahlreichen Slawen untergebuttert werden sollen. Die Slawen erwidern mit aufrichtigem Herzen den Haß der Italiener. Man kann mit keinem Slawen sprechen, ohne daß er über die Italiener, und mit keinem Italiener, ohne daß er über die Morlacken, Kriwoschianer, Tchitschen und Montenegriner schimpft. Die Letzteren fühlen sich gegenüber den Italienern alle solidarisch; unter sich sind sie uneins.

Diese Lumpen-Italiener, sagte mir ein slawischer Dalmatiner, betrachten uns als nicht vollwichtig und ebenbürtig, ohne zu bedenken, daß sie ihrerseits von den wirklichen Italienern, den Italienern in Italien, ebenfalls als nicht ebenbürtig, für ein Bastard-Volk, für eine gente guastata, gehalten werden. Der Teufel hole sie alle miteinander! Es ist eine aufgeblasene, hochnasige, eitele Race. Wir Dalmatiner Seeleute haben uns ein Mordplaisir daraus gemacht,

Anno 1866 bei Lissa mit ihnen zu raufen und sie gehörig unterzukriegen. Und sie waren damals ihrer Sache so sicher, daß sie schon einen italienischen Avvocato, der Proveditore von Lissa oder gar von ganz Istria werden sollte, an Bord des Admiralschiffes hatten. Der Kerl mußte mit langer Nase abziehen. Diese hochnasigen Italiener hatten ihre Rechnung ohne den Dalmatiner gemacht.

Diese Illustration des österreichischen Seesieges von Lissa war mir neu, aber sie gibt getreulich die wechselseitige Neigung wieder.

Wenn auch einig im Hasse gegen die Italiener und Lateiner (Katholiken), sind doch diese griechisch-orientalischen Slawen unter sich zuweilen sehr verschiedener Meinung. Die Anderen lieben z. B. durchaus nicht die Risanotten. Letztere behaupten Römer zu sein; und es ist ja ganz richtig, daß das heutige Risano identisch ist mit dem alten Rhicinum, von dem zu Römerzeiten diese Buchten, welche jetzt ihren Namen von Cattaro haben, der sinus Rhizonicus genannt wurden. Allein die übrigen Slawen nehmen es den Risanotten übel, daß sie sich für römisches Vollblut ausgeben und etwas Besseres sein wollen, als Slawen, was sie doch unzweifelhaft sind.

Die Risanotten waren früher gefürchtete Seeräuber und gelten heute noch als tüchtige Seeleute und für mehr als geriebene Handelsleute, sowie als furchtbare Zinswucherer und Gurgelabschneider gegenüber den armen und wilden Morlacken und Kriwoschianern.

Man sagt von ihnen:

Gli Risanotti sono i più demonii di tutti i Greci, d. h. die Risanotten sind die Verteufeltsten unter allen Griechen; und die Griechen gelten hier bei diesen Slawen ohnedies schon als Betrüger (mit Unrecht, denn der gemeine Mann auf den ionischen Inseln z. B. ist ein recht ehrlicher Geselle).

Und: Un Risanotto non fa collatione prima che non abbia abbagliato sette, d. h. ein Risanotte geht nicht an's Gabelfrühstück, ohne vorher sieben Leute übertölpelt zu haben.

Die Risanotten sind übrigens sehr schöne und stattliche Leute und verwenden eine besondere Sorgfalt auf ihre eigenthümliche Kleidung, von welcher sie behaupten, daß sie altrömisch sei. Sie tragen z. B. sehr weite, faltige, lange Beinkleider, welche am Knöchel mit einem bunten Bande zusammengebunden werden, — eine Tracht, welche nicht nur nicht altrömisch, sondern die der besiegten Barbaren war, wie solche auf den Reliefs und sonstigen Sculpturen der altrömischen Triumphbögen dargestellt werden.

Die flüchtigen Herzegowiner stehen auch bei ihren slawischen Brüdern in schlechtem Ansehen. Sie treiben sich hier herum gleich den Zigeunern, die Kinder auf Wagen, bespannt mit kleinen klapperdürren Pferden, — Gesindel, starrend von Trägheit und Ungeziefer. Sie kommen alle nach Dalmatien, angelockt von den Fleischtöpfen Oesterreichs, welches ihnen einen regelmäßigen Sold zahlt und schon enorme financielle Opfer aus Staatsmitteln gebracht hat, während seine Unterthanen von den Vagabunden molestirt werden. Sollte man nicht denken, Montenegro liege den Herzegowinern, wenn sie flüchten wollen oder müssen, näher als Oesterreich? Aber dieselben verschmähen das Land der Schwarzen Berge, weil es da nicht so fette Brocken gibt, wie in Dalmatien, und weil die Montenegriner jeden waffenfähigen Mann ohne Weiteres der Armee einverleiben. Denn Waffenfähige, die nicht zur Armee gehören, gibt es überhaupt nicht unter diesen Spartanern.

Die Kriwoschianer bewohnen die steilen und unwirthlichen Berge hinter Risano. Sie sitzen hier à cheval, zwischen den Türken und Montenegrinern, auf österreichischem Boden, und gelten bei allen ihren Nachbarn, selbst bei den

Montenegrinern, die doch auch Europa's übertünchte Höflichkeit nicht allzu sehr kennen, als böse Nachbarn, welche vorzugsweise von Raub und Diebstahl leben, als wilde und grausame Gesellen, ohne Treu und Glauben, auf welche der Montenegriner ehrlich was hält. Hier zwischen diesen hohen unwegsamen Felsen und diesen tiefen Schluchten, auf diesem Terrain, auf welchem der beste Kletterer, auch ohne Gepäck, kaum fortzukommen weiß, sollten die österreichischen Soldaten 1869 mit Gepäck und Waffen gegen die eines jeden Schlupfwinkels kundigen, im Klettern geübten Bocchesen manövriren; es soll ein schreckliches Schauspiel gewesen sein, wie diese tapferen Soldaten flüchtig, ohne Schuhe und ohne Gepäck und Waffen, die fast senkrechten Wasserrunsen herunter durch das Gerölle gestürzt kamen, und die biederen Kriwoschianer haben damals Verstümmelungen an Lebendigen wie an Todten verübt, welche sich selbst gegenüber den bulgarischen Greueln von 1876 recht wohl sehen lassen können. Die Oesterreicher haben nun einen passirbaren Weg landeinwärts gebrochen und an mehreren Orten der kahlen Berge Forts angelegt. Jedes dieser Forts hat eine kleine Besatzung, welche alle vier Wochen abgelöst wird. Länger halten es die Leute da oben nicht aus, welche versichern, es sei schlimmer als das schlimmste Gefängniß, zwischen Himmel und Steinen in der gräßlichsten Einsamkeit hausen und dabei doch stets die gespannteste Aufmerksamkeit aufwenden zu müssen. Uebrigens scheint es jetzt, daß Oesterreich dieses Land fest unter dem Griffe hat, und auch der Fürst von Montenegro, welchen die Oesterreicher als einen loyalen Nachbar rühmen, würde jetzt nicht mehr geneigt sein, den aufständischen Bocchesen direct oder indirect unter die Arme zu greifen.

Kehren wir von diesem Abstecher auf das Land zurück an Bord der Australia. Die Montenegriner, welche erschienen sind, um sich ihrem Finanzminister zu präsentiren und ihm beim Ausladen und Transport des Proviants hilfreiche

Hand zu leisten, sind alle stattliche Leute. Eine ausdrucksvolle, scharf geschnittene Physiognomie mit leuchtenden Augen und einem großen schwarzen larmoyanten Schnurrbart, — breite Schultern und eine hohe gewölbte Brust, schlanke Taille, lange Statur, lange schmale Seiten, — hohe kräftige Beine, — starke Musculatur ohne alle Anhäufung von Fett oder überflüssigem Fleisch, — rasche, kräftige, schmiegsame und elastische Bewegungen — vereinigen sich, um den Leuten etwas Ansehnliches zu geben, ohne ihnen den Charakter eines noch im heroischen Jünglingsalter stehenden Naturvolkes zu nehmen. Während wir bei den Serben und den Walachen im Zweifel sind, ob sie aufwärts oder abwärts steigen, ohne daran zu zweifeln, daß sie vom Gipfel der Cultur ziemlich weit entfernt sind, habe ich beim ersten Zusammentreffen mit den Montenegrinern und bei dem ferneren Verkehr mit denselben immer den Eindruck empfunden, daß sie eine Zukunft haben, obgleich ich allerdings glaube, daß, sobald sich ihre wirthschaftlichen Verhältnisse bessern, ein Theil ihres modernen Spartanerthums verloren geht.

Ihr Costüm war dem des Finanz-Ministers ähnlich, nur einfacher. Statt der Reiterstiefel trugen sie Opanken, d. h. jene Schuh-Sandalen, welche ich auf meinen Reisen bei allen slawischen Gebirgsvölkern, von den Gurallen nördlich der hohen Tatra, in Galizien, angefangen, bis zu den Bosniaken und Bulgaren am Balkan, überall angetroffen habe. Diese Sohlen aus schmiegsamem Leder accomodiren sich vollständig dem Fuße; der kleine und leichte Oberschuh wird, je nach der Temperatur, enger oder weiter geschnürt. Mit dieser Fußbedeckung springen die stattlichen Männer über die zerklüfteten und zackigen Felsen aus Kalk gleich den Gazellen. Ich habe es später in den Schwarzen Bergen auch probirt mit den Opanken. Ich hatte das Glück, welche zu finden, die mir paßten, obgleich der montenegriner Fuß kleiner, zierlicher und durchgebildeter ist, als der westeuro-

päische Stiefel- und Pflasterfuß. Allein es that's doch nicht. Zum montenegrinischen Schuh gehören auch montenegrinische Füße und Waden, Knochen und Muskeln. Vor Allem aber müssen die Fußsohlen darauf eingerichtet sein, auf Unebenheiten, Gerölle, Klippen, Spitzen und Graten zu operiren, was die unserigen nicht sind. Zwar gab mir ein freundlicher Montenegriner den Rath, in den Schuh einige, der Sohle conform geschnittene Lappen Tuch zu legen, und in der That half dieses Mittel bis zu einem gewissen Grade; aber schließlich spürte man doch durch die leichte Sandale so sehr alle Spitzen und Steine, daß es mit dem Springen von Fels zu Fels — und das ist die Hauptsache, auf die es ankommt — doch wieder nichts war. Das Weitere über dieses Capitel will ich mir versparen, bis wir im Innern der Czernagora angelangt sind.

Statt der hohen Stiefelschäfte trugen die Nicht-Senatoren aus Montenegro mit Bändern umwundene Schienen (ich vermuthe, daß die der homerischen Helden, der beinumschienten Achäer, ähnlicher Art waren) und darüber die weite orientalische Kniehose. Der weißwollene offene Rock war derselbe, wie der des Senators. Dagegen der Mantel bestand nicht aus blauem Tuch und rothem Futter, sondern nur aus einer zottelhaarigen wollenen Masse oder aus braunen Loden; aber auch er wurde malerisch über eine Schulter geschlagen. Eine Unmasse von Waffen im Gürtel versteht sich von selber.

Diese Häuptlinge schritten über Bord, als wäre der Capitän und die gesammte Schiffsmannschaft in Gnaden entlassen und als hätten sie ganz allein noch zu befehlen. Sie gingen mit den Schritten eines Niebesiegten, jeder Zoll ein Held, ein Ritter, ein Häuptling. Dabei schwangen sie majestätisch den Tschibuk in der Rechten, jene lange türkische Pfeife, die ihnen nicht minder unentbehrlich dünkt, als das Gewehr, der Yatagan und die Pistolen.

Man sah es ihrem majestätischen Einherschreiten an, daß sie gewohnt sind, bewundert zu werden; bewundert, wenn auch nicht von aller Welt, denn doch von ihren griechischen Glaubens- und slawischen Stammesgenossen, namentlich aber von den christlichen Rajah der Türkei. Es ist Thatsache, daß die letzteren zu den stolzen Bewohnern der Schwarzen Berge, die sich allein von allen den zahlreichen Slawen, welche vormals zu dem mächtigen Reiche des Kral Duschan vereinigt waren, unabhängig von dem türkischen Joche erhalten, mit einer größeren Bewunderung emporsehen, als wir zu den Rittern von des Königs Artus Tafelrunde oder zu dem rasenden Roland und seinen tollen Genossen.

Beim Ausladen des Proviants legten die Montenegriner eifrig mit Hand an. Einige halfen unten im Kahn, in welchen man einlud, Andere auf dem Schiffe an dem Krahnen. Unter den übrigen Passagieren entstand eine lebhafte Debatte darüber, ob unter dem Proviant auch Munition und Waffen versteckt seien.

Unzweifelhaft ist das der Fall, sagten die Einen, denn anderenfalls würde man in Cattaro ausgeladen haben, von wo der Weg nach der Hauptstadt Cettinje nicht halb so weit ist, als von Risano aus. Aber in Cattaro ist strengere Aufsicht.

In Risano wird wohl eben so viel oder eben so wenig Aufsicht sein, wie in Cattaro, sagten die Anderen, aber der Weg von Risano ist besser und steigt nicht gleich so steil, wie von Cattaro aus. Das ist von Erheblichkeit, da Alles auf dem Rücken geschleppt wird, und zwar von den montenegrinischen Weibern. Allerdings wird fortwährend viel an Waffen und Munition geschmuggelt. Aber die Lloyddampfer geben sich nicht dazu her. Es sind italienische Segelschiffe, Trabacole, welche Waffen und Munition heimlich und nächtlicher Weile in irgend einer stillen Bucht, wie es deren so viele hier gibt, abladen, von wo solche dann von den flinken Montenegrinern im Stillen abgeholt und

in die Schwarzen Berge geschleppt werden. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Ordnung und Präcision es hierbei zugeht; es fehlt niemals auch nur ein Gewehr, und oft sind es nur Frauen, welche das Waffenfassen besorgen. Sie erscheinen, laden sich jede fünf Gewehre auf und verschwinden wie die Gespenster.....

Inzwischen war es über dem Ausladen und dem Disput 11 Uhr Abends geworden. Ich schlief endlich ein, indem ich mir den Vers recitirte: Grammatici certant, sed adhuc sub judice lis est.

III.

In Cattaro. — Die Porta Fiumera. — Der Markt der Montenegriner. — Castradina und andere Producte der Schwarzen Berge. — Das kalte Fieber und die Zwiebeln. — Eine griechische Kirche. — Immer Feiertag und immer Glockengebimmel. — König Blaubart. — Die Frau als Lastthier, und doch heilig und unverletzlich. — Der montenegrinische Stephan. — Die Geschwindigkeit der Eingeborenen. — Ihr Widerwille gegen Landstraßen. — Die Kunst des Gehens und des Reitens. — Das Fort San Giovanni. — Sagen und Märchen. — Die Wila. — Der schwarze Hans oder Iwan Beg. — Des Adlers Horst dort oben und das Paradies da unten. — Montenegrinische Rechtsansprüche auf Cattaro. — Kriegerische Unternehmungen gegen dasselbe 1797, 1806 und 1813. — Senjawin. — Der Schwawi-Bar. — General Molitor. — Der Handstreich auf Budwa. — General Milutinowitsch. — Geschichte Cattaro's und seiner Beziehungen zu Montenegro. — Oesterreich und die Czernagorzen.

Als wir in Cattaro an das Land stiegen, es war am 19. Mai 1877 in der Frühe, sagte mir ein österreichischer Hauptmann:

Heute können Sie hier eine Menge Montenegriner und Montenegrinerinnen sehen. Heute ist Samstag, da kommen sie von ihren hohen Bergen heruntergeklettert, um das Wenige, was sie haben, zu Markte zu bringen, und den Erlös theils sofort zum Ankaufe ihres eigenen Bedarfs zu verwenden, theils zur Bestreitung ihrer Sonntagsvergnügungen mit nach Hause zu nehmen. Was sie bringen, besteht in jungen Lämmern und Ziegen, Hammelschinken, ‚Castradina' genannt, einer kleinen, aber sehr schmackhaften Forelle aus den Bächen im südlichen Theile des Landes und aus dem See von Scutari, auf Montenegrinisch Skadar oder Skadarsko Jesero genannt, dessen nordwestliche Buchten noch zu Montenegro gehören, während der See selbst auf türkischem Gebiet liegt. Es besteht ferner in Kartoffeln, Kohl, Spinat und sonstigen Gemüsen, vor Allem aber in Lauch und Zwiebeln. Kartoffeln und Zwiebeln sind die Hauptproducte des armen Landes. Und in der That, die Zwiebeln können wir hier in Cattaro gar nicht entbehren, und zwar aus Gesundheitsrücksichten. Wir Nordländer bekommen hier nämlich immer das Fieber. Wir nennen es die Hundekrankheit, weil es in den Hundstagen anfängt und man dabei so elend ist wie ein Hund. Wer regelmäßig jeden Tag seine Portion Zwiebeln ißt, der bleibt davon bewahrt und kann sich daher jene abscheulichen Mittel ersparen, wie Chinin, Salycil, Arsenikauflösung 2c., welche zwar zur Heilung dienen, aber den Magen so schrecklich ruiniren, daß man nicht recht weiß, was schlimmer ist, die Arznei oder die Krankheit.

Ich eilte nun auch, nachdem ich Quartier und Kaffee genommen, sofort nach der Porta Fiumera, an welcher eine Inschrift den Sieg verherrlicht, welchen im 16. Jahrhundert die damals schon unter Venedig stehende Stadt Cattaro über den berühmten türkischen Admiral Heyreddin Barbarossa und dessen 200 Galeeren und 30,000 Mann Landsoldaten

erfochten, hinaus nach dem Bazar, wo die Montenegriner feil halten. Unter dem Bazar darf man sich aber hier nicht etwa ein großes Gebäude mit stattlichen Waaren vorstellen, sondern einfach einen Vieh- und Gemüsemarkt, d. h. eine kleine Fläche, auf welcher nothdürftige Vorrichtungen getroffen sind zum Anbinden des Viehes und zum Niedersitzen der Verkäufer. Von hier, von dem Bazar aus, winden sich die zahllosen Serpentinen empor, welche uns beim Marsch nach Montenegro die steilen Felsen hinaufführen. Auf dem Markte jedoch fand ich wenig Montenegriner oder vielmehr nur Montenegrinerinnen, und deren auch gerade nicht viel; denn auch die Frauen haben im Kriege zu thun. Da im Wesentlichen der Soldat sich selbst beköstigt, so gehen die Frauen als Proviantcolonnen hin und her zwischen dem Land und dem Lager. Die Männer aber sind alle im Kriege. Es ist also natürlich, daß der Markt leer war.

Am anderen Morgen, am 30. Mai, saß ich um 11 Uhr zu Pferde, um zum gedachten nördlichen Thore der befestigten Stadt hinaus über den Bazar jene Serpentinen hinauf nach dem über 4000 Fuß hohen Paß zu reiten, welcher zwischen dem Monte Sella und dem Monte Wettergnach hinüber auf Cettinje führt. Ich ritt aus unter dem Geläute oder vielmehr dem Gebimmel aller Glocken; denn es waren katholische Pfingsten. Acht Tage später sind griechische. So geht das hier immer. Der Feiertage sind hier bei den Katholiken oder Lateinern viel und bei den Orthodoxen oder Griechen noch viel mehr, so daß ein Drittel des Jahres Sonn- oder Feiertag ist, Feiertag entweder für die Einen, oder die Anderen, oder auch zuweilen für Beide. Die Glocken aber müssen immer mitwirken, und zwar pflegt man dieselben nicht wie bei uns zu schwingen und zu läuten, damit sie jenen majestätischen Klang geben, von welchem der Rheingauer behauptet, er laute Vinum bonum, bonum vinum, sondern man schlägt mit eisernen oder stählernen

Hämmern in möglichst raschem Tact auf dieselben, woraus dann ein Gebimmel oder Gewimmer entsteht, das für unsere Ohren wenig Wohlklang hat. Da man nun jeden Abend bimmelt, außerdem aber noch sehr gründlich und lange sowohl an Sonn- und Festtagen, als auch an dem Vorabend derselben, so ergibt sich daraus ein Luxus an frommem Geräusch, von welchem der Eingeborene mit Stolz behauptet, es bringe einen Türken zur Verzweiflung. Da ich nun kein Türke bin, so brachte ich es nicht ganz bis zur Verzweiflung, aber doch wenigstens stark Dreiviertels.

In der Stadt mußte ich, da die Straßen außerordentlich eng sind, in ein Sackgäßchen reiten, um einer griechischen Leiche Platz zu machen. Der Leichenzug war groß, von schwarzen, langmähnigen Priestern geführt und von brennenden Kerzen begleitet; die Leichengesänge klangen außerordentlich traurig, was man begreiflich finden wird, da hier schon die Festlieder und Gesellschaftsgesänge in melancholisch-tremulirender Tonart vorgetragen werden.

Ich wollte schon überlegen, ob das nicht als ein böses Omen zu betrachten sei — der Leichenzug; da tönte plötzlich von der anderen Seite die österreichische Militärmusik:

War wohl je ein Ritter so, — Ritter so —
Wie der König Blaubart froh! rc.

und ich ritt wieder lustig drauf los. Der Hauptmann v. G., mit dem ich am Abend vorher gekneipt hatte, grüßte.

Wird ein heißer Tag werden, Capitano! schrie ich.

Im Gegentheil, kalt, empfindlich kalt, erwiderte er.

Seltsam, dachte ich, kalt? Und wir haben doch 29 Grad R. im Schatten. Nun also geht es die Serpentinen hinan. Ich zählte 97 Ecken, die ich abreiten mußte; der Weg ist gut nivellirt, an der Absturzseite mit breiten Bandsteinen eingefaßt und zuweilen sogar mit einer niedrigen Mauer versehen, aber planirt ist er gar nicht. Nicht nur tritt überall auf der Straße selbst der natürliche Fels zu

Tage mit all' jenen starren Spitzen und Graten und jenen tiefen Löchern und Auswaschungen, welche diesem Kalkstein eigenthümlich sind, sondern das Ganze ist auch mit einem Geröll von großen und kleinen vielkantigen Steinen bedeckt, welches jeden Tritt unsicher macht; dazu kommt dann noch die außerordentlich starke Steigung. Allerdings, die Eingeborenen haben gar kein Interesse daran, daß der Weg glatt sei. Sie haben Muskeln von Stahl und Knochen von Eisen, und ihre beweglichen Füße in den schmiegsamen und doch festen Opanken (Sandalenschuhen) gestatten ihnen das Klettern, Seiltänzer- und Equilibristenkünste, an welche ein westeuropäisches Menschenkind kaum denken kann, ohne schwindelig zu werden. Die Männer aus den Schwarzen Bergen verschmähen sogar die Schlangenwindungen des Weges und klettern gradaus hinauf und hinunter, wo der Berg am steilsten ist. Nur die Frauen, die Pferde, die Maulesel und die Esel halten den Weg ein, hauptsächlich deßhalb, weil sie schwer beladen sind.

Der Montenegriner liebt seine Frau und sein Pferd, und in seinen Liedern (Piewán) pflegt er sie zu verherrlichen; aber er zeigt die Stärke seiner Liebe vorzugsweise in der Größe der Lasten, mit welchen er die beiden Gegenstände seiner Liebe zu beladen pflegt, sagte mir ein satirischer Italiener.

Trotzdem, daß sie schwer beladen wird oder sich selbst schwer beladet — was ist da zu machen? Fahrwege gibt es nicht und Transport muß doch sein —, ist die Frau in den Schwarzen Bergen keineswegs das rechtlose und unterdrückte Geschöpf, wie bei anderen Völkern der Balkan-Halbinsel oder der Donauländer. Im Gegentheil, sie genießt eine sehr geachtete Stellung und verdient dieselbe durch Tugend und häusliche Treue. Jeder Angriff auf ihre Ehre wird streng geahndet, und nie wird ein Montenegriner sich einer Frau gegenüber vergessen. Wer eine Frau zum Führer

oder zur Begleiterin hat, ist vor jeder Gewaltthat sicher. Sie gilt gleichsam als weiße Fahne, als Zeichen des Friedens. Die Montenegriner waren sogar einmal naiv genug, solche Sitten als auch bei anderen Nationen maßgebend vorauszusetzen. Als sie im August 1838 die österreichischen Truppen aus dem District Paschtrowitsch, südlich von Budwa in Oesterreichisch-Albanien, vertreiben wollten, gebrauchten sie die Kriegslist, eine Frau an ihre Spitze zu stellen, in der Ueberzeugung, die Soldaten würden auf diese heilige und unverletzliche Person nicht schießen. Allein die Schwawi (der Montenegriner nennt die Oesterreicher Schwawi und die Deutschen Pruski) waren anderer Meinung; sie gaben eine Generalsalve, welcher auch die Czernagorzin zum Opfer fiel.

Die Frauen klettern ebenfalls mit bewundernswerther Geschicklichkeit, Sicherheit und Geschwindigkeit über die spitzen Felsen an den schwindeligen Abgründen hin, und trotz der schweren Last führen sie oft noch mit dem einen Arm den Rocken mit Flachs oder Wolle, während sie mit der anderen Hand die Spindel drehen. Dabei sind sie lustig und guter Dinge und lassen unermüdlich ihre Zunge spazieren. Auch verschmähen sie den eigentlichen Reitdamm und gehen meistens auf dessen Kanten nach außen, nämlich auf den schon erwähnten Bandsteinen, wozu natürlich ein vollkommen schwindelfreier Kopf gehört. Die nämliche Gewohnheit haben die Pferde, was den ausländischen Touristen, welche sich ihrer bedienen, im Anfang sehr fatal ist. Allein man gewöhnt sich allmählig daran.

Wie mir der montenegrinische Stephan, Herr Subatisch in Cettinje, der Chef des Postwesens in den Schwarzen Bergen, erzählte, legt ein Eingeborener den Weg von Cattaro nach Cettinje, wozu ich mit Pferd und Führer beinahe acht Stunden gebrauchte, in vierthalb Stunden zurück; er sucht sich dazu natürlich seine eigenen Wege. Und vor

Kurzem ist ein Curier des Fürsten (hier müssen die Curiere auf Schusters Rappen reiten) in 24 Stunden von Cettinje nach Cattaro wieder zurück- und wieder hingegangen, wovon natürlich der durch Abwarten der Nachrichten und Briefe aufgebrachte Zeitraum noch in Abzug kommt. Rechnet man dazu, daß er dabei eine Paßhöhe von 4000 Fuß überschreitet, und daß es überhaupt stets auf stachelig-spitzen und harten Felsen steil bergauf und bergab geht, so wird auch unser bester Bergsteiger nicht behaupten wollen, daß er ihm so was gleichzuthun vermöge.

Mitten in einer solchen mobilen, körperlich hoch entwickelten Bevölkerung können wir anfangs ein gewisses Unbehagen nicht bemeistern. Trotz unserer vermeintlichen hohen Intelligenz können wir nämlich nicht bestreiten, daß wir mit unserer Stallfütterung, unseren ungeübten Muskeln und Knochen, unseren umfangreichen und häßlichen Schwabbelbäuchen, unentwickelten und plumpen Füßen, unzweckmäßiger Chaussure und mit Waden, die schon lange a. D. sind, in körperlicher Beziehung weit hinter diesen sogenannten Halbwilden zurückstehen. Von Schärfe aller Sinne, namentlich des Auges, Sicherheit des Schusses und des Wurfes und Anderem gar nicht zu reden. Es ist kein Wunder, daß diese Leute für geebnete und glatte Wege keineswegs schwärmen. Den Nutzen des Touristen als Milchkuh, wie solcher in den Badeorten, Sommerfrischen und Naturschönheiten aufgefaßt wird, hat der biedere Montenegriner noch nicht begriffen. Es geht ihm, wie unseren Bauern in Deutschland, welche noch in meiner Jugend, d. h. vor vierzig Jahren, sich auf Leben und Tod gegen die Anlage von Landstraßen wehrten, weil dieselben Kriegsvölker in das Land brächten. Aus demselben Grunde haben im Anfange unseres Jahrhunderts die Czernagorzen die glänzendsten Anerbietungen Napoleon's des Ersten, ihnen auf eigene Kosten Landstraßen von Risano, Cattaro und Budwa aus in das Innere ihres Landes zu

bauen, zurückgewiesen. Da sie das Timeo Danaos et dona ferentes noch nicht kannten, sagten sie bloß: Sire, wir wollen für uns bleiben.

Wir Westeuropäer oder, wie wir in unserer bewundernswürdigen Bescheidenheit sagen: wir Culturmenschen, sind hier genöthigt, zu reiten, und da die Pferde außerordentlich klein sind, so hat so ein Stück Cultur von dritthalb Centnern, wie ich, wenn er den Paß nach Montenegro hinauf reitet, das Gefühl, als säße er auf einer Katze, welche mit ihm einen Baum hinauf klettert; und obgleich dieses Gefühl keineswegs angenehm ist, so ist es doch noch unangenehmer bei dem Bergabreiten; das ganze Gewicht drängt dann nach vorn, und man muß, um dies auszugleichen, beinahe den Kopf auf den Schwanz des Pferdes legen. Die erste Regel für den Reiter ist: Glaube, daß das Thier klüger ist als du, und versuche mit ihm keine Reiterkünste; und da ich der letzteren wenig gelernt und viel vergessen habe, so ging es. Mein kleiner Grauschimmel stutzt, stolpert, strauchelt, rutscht und macht sogar manchmal eine ganz unmotivirte Kniebeugung, aber er fällt nie, obgleich er zuweilen Treppen hinauf und einige Mal sogar hohe und steile Treppen hinab reiten muß, und zwar Treppen mit den sonderbarsten Unregelmäßigkeiten; die Zügel muß man möglichst freigeben, denn das Thier muß das Haupt senken, um zu sehen, und es bewegen, um zu balanciren. Das ist ein ewiges Hin- und Herwinden mit gesenktem Haupte. Man muß allen seinen Bewegungen folgen und das Thierchen nach Kräften erleichtern, auch gestatten, daß es zuweilen stehen bleibt, um zu verschnaufen und sich das Weitere der Dinge zu überlegen. Abgesehen von diesen kleinen Leiden und Transportschwierigkeiten aber ist der Weg bis hinauf zur Paßhöhe entzückend schön. Im Anfang hat man zur Rechten das Fort San Giovanni, welches den Berg über Cattaro krönt. Es ist schon ein recht anständiger Berg, aber gegen

die montenegrinischen Riesen, von welchen er einen Ausläufer bildet, ist er gar nichts. Das Fort ist von den Venetianern im Jahre 1667 an Stelle des alten gebaut, das von einem Erdbeben umgeworfen wurde, nachdem es wiederholt (1539, 1569, 1572 und 1657) dem Bombardement und der Belagerung durch die türkische Seemacht widerstanden. Zur Linken hat man einen mächtigen Felsblock, der drohend über der Stadt hängt, so daß man glaubt, er müsse jeden Augenblick herunterfallen. In der Hälfte seiner steilen Höhe ist eine bis jetzt unerreichbare Höhle (wie deren das hiesige Kalkgestein viele zeigt); in derselben schlummert, so erzählt man, eine verzauberte Königstochter seit vielen hundert Jahren. Wem es gelingt, die Höhle zu erklimmen, einen Zweig von dem Limoni-Baum, der darin wächst — man sieht ihn von unten —, abzubrechen und mit dem Saft der Citrone, welche daran reift, das Gesicht der holdseligen Königstochter zu besprengen, der wird sie durch dieses Erlösungsmittel entzaubern, sie heirathen und König aller Serben werden, zu welchen natürlich vor allen die Morlacken (Meeruferbewohner, Mór gleich Meer, daher auch Moréa, d. i. meerumschlungen) in Dalmatien und die Czernagorzen in Montenegro gehören. Bis dahin bleibt der mächtige Felsblock mit eisernen Klammern umschlossen und an den Hauptberg angeschmiedet. Wenn aber innerhalb der vorbezielten Frist (wann dieselbe abläuft, weiß glücklicher Weise Niemand) die Erlösung der verwunschenen Prinzessin nicht erfolgt, dann springen die Klammern und Banden und der Felsblock stürzt nieder, um Alles zu zermalmen; dann ist es um die Zukunft des großserbischen Reiches geschehen.

In den Schwarzen Bergen wimmelt es von Feen, welche hier, wie in Serbien, Wila heißen, von Zauber und Sagen, welche die Montenegriner von da unten, aus ihrem Heimatslande im Osten, mitgebracht haben. Sie erinnern zum Theil an die deutsche Kyffhäuser-Sage, und wie diese

anknüpft an die Person des Kaisers Friedrich Barbarossa, so knüpfen die Sagen der Czernagorzen an den Häuptling, welcher im 15. Jahrhundert bemüht war, die Unabhängigkeit der Schwarzen Berge zu vertheidigen und die große Niederlage von Kossowopolje an den Türken zu rächen, an den Schwarzen Hans, von seinen Landsleuten Czernojewitsch Iwo, von den Türken Iwan Beg genannt, und von der stolzen Republik so geehrt, daß im Jahre 1474 sein Name in das goldene Buch von San Marco eingetragen wurde. Es gibt in Montenegro eine Menge von Bergen, Ruinen, Quellen und Höhlen, welche ihm zu Ehren und Andenken Iwanbegowa heißen. Vor Allem aber knüpft sich sein Name an die Trümmer der Bergveste Obod, welche an der Mündung des Flusses Czernojewitsch an dem Scutari-See lag und in der Geschichte der Kämpfe zwischen den Türken und den Montenegrinern eine so wichtige und verhängnißvolle Rolle spielt. In dem mächtigen Felsen, welcher die Reste der Veste trägt, schlummert der Schwarze Hans, sanft gebettet an dem Busen freundlicher Wilas. (Ueber diese, der serbischen Mythologie angehörigen Wilas — sie sehen zuweilen den türkisch-arabischen Houris etwas ähnlich — findet man die nöthige Auskunft in W. Gerhard's Gesängen der Serben, herausgegeben und mit Anmerkungen und einer historisch-literarischen Einleitung versehen von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Jos. Ambrosius Barth, 1877.) Wenn der Tag kommt, wo Gott will, daß das große Reich des Kral Duschan wieder aufgerichtet und Großserbien in seiner alten Macht und Herrlichkeit wiederhergestellt werde, dann wecken die Wilas den Helden und reichen ihm seine Waffen; der Schwarze Hans aber, der Vater der Czernagorzen, wird alle Nahien (Provinzen) und Plemena (Khlanschaften, Sippschaften, gentes) zu den Waffen rufen und die ungläubigen Türken so gut wie die stummen Schwawi vertreiben, auf daß der tapfere Czernagorze wieder herrsche von dem sil-

bernen See bis an das blaue Meer, von dem Skadarsko Jesero (Scutari-See) bis an die Bocca di Cattaro (die Bucht von Cattaro).

Wenn man hier hinauf reitet, so begreift man die krankhaften Gelüste nach dem Meer und zu den Bocchen, welche Gelüste gleich einem rothen Faden die Geschichte von Montenegro durchziehen.

Die Czernagorzen sitzen hier oben auf ihren kahlen Bergen und sehen unter sich ein Paradies. Sie können es mit einem Büchsenschuß, ja, mit einem Steinwurf erreichen, aber sie haben keinen Theil daran. Ja, sie müssen, wenn sie es nur betreten wollen, unter Umständen gewärtigen, daß ihnen an der Grenze ihre Waffen abgenommen und erst bei der Rückkehr wiedergegeben werden, oder daß sie gar einen oder mehrere Tage Quarantaine halten müssen. Da unten liegen die blühenden Städte und die üppigen Triften, da wächst Oel und Wein, der Feigen- und der Maulbeerbaum, der Lorbeer und was noch über den Lorbeer geht, der Tabak. Da lacht das dunkelblaue Meer und auf demselben ziehen die Trabackeln mit den blendend weißen Segeln ihre glänzenden Furchen und der Dampfer bezeichnet seinen Pfad durch eine lange, schmale, schwarze, wehende Wolke. Da unten ist Alles Leben und Bewegung, Glanz und Wohlleben. Aber hier oben, in den Bergen der Tapfern, da herrscht das Dunkel und die Armuth, der Tod und die Stille. Die Montenegriner sind gute Seeleute, aber wenn sie als solche arbeiten wollen, so müssen sie Dienst nehmen bei dem Lloyd, dem Deutschen, dem Italiener oder dem Ungar. Nicht einmal der Fürst Nikita, der so sehr die See liebt, hat ein eigenes Fahrzeug. Er muß sich mit einer Dampfyacht begnügen, welche ihm die österreichische Regierung für seine Fahrten in den Bocche, sowie sonstwo in der Adria freundnachbarlich zur Verfügung gestellt hat.

Ist das recht? fragt sich der Czernagorze, mit der

Vorsehung hadernd. Und das sind nicht bloß Träumereien und Velleitäten. Oft genug schon hat der Montenegriner die bewaffnete Hand ausgestreckt nach der Primoréa, d. h. nach der von slawischen Stammes- und griechisch-orientalischen Glaubensgenossen bewohnten Küste des Adriatischen Meeres, und der alte Titel des Staats-Oberhauptes lautet: Heiliger Herr (sveti vladika), Erzbischof der Czernagora und der Berdas, von Skadar (Scutari) und von der ganzen Primoréa.

Ich habe oben schon den Handstreich vom August 1838 erwähnt, den die Czernagorzen gegen die Oesterreicher unternahmen, um ein Stück Seeküste bei Budwa, in Oesterreichisch-Albanien, zu gewinnen. Er blieb erfolglos. Eben so wie der Einfall vom Herbste 1842 und die Verschwörung mit den aufständischen Bocchesen im Herbst 1869.

Die Montenegriner behaupten nämlich, Cattaro sei stets montenegrinisch gewesen und habe, als es sich im Jahre 1420 in den Schutz der Venetianer begab, mit dieser Republik einen Vertrag abgeschlossen, daß, wenn Venedig Cattaro nicht mehr behalten wolle oder könne, oder wenn aus irgend einem anderen Grunde dieses Schutzverhältniß sich löse, daß dann Cattaro wieder Herr seiner Geschicke und wieder das werde, was es vor 1420 gewesen. Als nun im Jahre 1796 die Republik Venedig in Trümmer ging, da argumentirte der damalige Wladika von Montenegro, Peter Petrowitsch I., so: Venedig hatte kein Recht, über Cattaro und die Bocche anderweitig zu verfügen, es durfte solche weder abtreten noch verkaufen, folglich können es auch die Mächte nicht, welche nicht mehr Recht haben als ihre Vorgänger, die Venetianer; jede Verfügung derselben ist im Widerspruch mit den Tractaten von 1420 und folglich null und nichtig; Cattaro ist seiner natürlichen Freiheit zurückgegeben und ist folglich — montenegrinisch. Und er versuchte bei jeder territorialen Umgestaltung diese Theorie in die That umzusetzen: einmal 1797, zum andern Mal 1806 und zum dritten Mal 1813.

Schon als Cattaro österreichisch ward in Folge des Friedens von Campo Formio, sandten die slawischen und griechisch-orientalischen Bewohner der Bocchen Abgesandte an den Wladika von Montenegro, indem sie sich darüber beschwerten, daß sie im Widerspruch mit jenem Pact dem Kaiser der Schwawi, dem Kaiser von Wien, zugetheilt worden seien, und von dem Wladika Rath und Hilfe verlangten.

Als aber Cattaro französisch werden sollte (1806), da schrieben die Häuptlinge, wie es in dem Heldenliede (Piewáne) heißt, einen Schreibebrief an den russischen Admiral in Korfu:

An den Senjawin im weißen Korfu:
Vier Jahrhundert sind es, daß wir Serben
Auf dem Amselfeld den Zar verloren,
Wohnten wir seitdem in Primoréa,
Wo Venedigs Doge uns beschützte,
Liebreich, wie ein Vater seine Kinder.
Darauf hat man grausam uns verschachert
An den Schwawi-Kaiser, an den harten,
Der neun lange Jahre uns geknechtet.
Abermals will man uns jetzt verschachern
An den Bonapart', den Jakobiner.
Senjawin, o komm' zu unserm Schutze,
Sei uns Vater, wir sind deine Söhne.

Und in der That ergriffen 1806 die Czernagorzen, unterstützt von russischen Truppen, die Waffen, um sich die Küste der Primoréa zu erobern. Sie belagerten Ragusa und Cattaro, wurden aber, obgleich 14,000 Mann stark, von dem französischen General Molitor, welcher von Zara mit blos 1600, aber geschulten und erprobten Truppen herbeieilte, besiegt; nur Wenige konnten sich auf die russische Flotte retten; die Belagerungen hatten damit ein Ende, nur der Grenz- und Guerrillakrieg wurde noch eine Zeit lang fortgesetzt.

Als 1813 der Stern der Franzosen zu erbleichen begann, wurde der Versuch erneuert. Es gelang den ver-

einigten Czernagorzen und Primorzen (Bewohnern der Pri=moréa), sich der Veste Budwa durch einen Handstreich zu bemächtigen, welcher von den in derselben liegenden und für den Aufstand gewonnenen einheimischen Conscribirten (Panduren) unterstützt wurde. Das Fort Troitza, südlich von Cattaro, wurde von den Franzosen unhaltbar befunden und in die Luft gesprengt. Cattaro dagegen widerstand tapfer, und erst im December 1813 übergab es der Commandant, General Gantier, den Engländern, und die Engländer übermachten es dann in der That den Czernagorzen, welche sich nun des Wiederbesitzes „ihres" Cattaro erfreuten. Das Vergnügen sollte aber nicht lange dauern. Das Land wurde 1814 den Oesterreichern zugetheilt, und es scheint dem österreichischen General Milutinowitsch, der in Ragusa commandirte, nicht allzu schwer gefallen zu sein, das Land von den Czernagorzen zu säubern, die, im Westen erfolglos, nun ihre Waffen wieder gen Osten, gegen die Türken zu wenden begannen, ohne aber jemals auf unser Cattaro zu verzichten.

Was aber den Rechtstitel der Czernagorzen auf Cattaro anlangt, so ist es nicht wahr, daß dasselbe jemals montenegrinisch gewesen. Cattaro's Geschichte, seit Erschaffung der Welt, würde Fritz Reuter sagen, ist einfach folgende:.

Ursprünglich eine römische Colonie, verblieb es, nach Untergang des weströmischen Reiches, unter byzantinischer Hoheit, und da die byzantinischen Herrscher immer ohnmächtiger und jämmerlicher wurden, begab es sich nebenbei auch unter den Schutz des Kral von Serbien, dessen Bildniß man während einer kurzen Zeitperiode auf den Münzen von Cattaro findet. Nach der Schlacht auf dem Amselfeld war die Stadt ungarisch, da sie aber stark in's Gedränge gerieth und die Könige von Ungarn nicht nah und nicht stark genug waren, um sie schützen zu können, so übergab sie sich freiwillig 1420 an Venezia la dominante, wie die mächtige Republik damals genannt ward. Im Jahre 1797 huldigte

Cattaro dem Kaiser Franz von Oesterreich, an den es auch 1814 nach der französischen Zwischenherrschaft zurückfiel. Es ist also mit dem montenegrinischen Rechtstitel recht windig, und jedenfalls ist der von Oesterreich besser bestellt; denn Oesterreich ist doch der Rechtsnachfolger von Venedig und Ungarn. Nur hat der Wiener Congreß, der überhaupt ein recht jämmerlicher Flickschneider war, das österreichische Dalmatien sehr unglücklich zugeschnitten. Denn es ist so schmal wie ein Handtuch, ja, zuweilen wie ein Schneidermaß.

Die in Obiges verwebten kriegsgeschichtlichen Notizen verdanke ich einem österreichischen General-Stabsoffizier, welchen ich in Budwa kennen lernte.

Ich gönne den Montenegrinern, sagte er, gern alles Gute, denn es sind tapfere Leute. Aber es sind deren zu wenig gegen die Uebermacht der Türken, und ich fürchte, sie werden im Stich gelassen wie die Serben, welche 1876 ja auch einen Krieg unter russischen Auspicien führten. Die Russen wünschen den Montenegrinern nicht den gänzlichen Untergang; denn sie sind ein Pfahl im türkischen Fleische. Aber sie gönnen ihnen auch nicht einen großen Sieg und eine mächtige Stellung; denn in diesem Falle würde ihnen ein großer Theil des osmanischen Reiches zufallen, auf welches Rußland für sich selbst speculirt. Eine precäre Existenz, die jeder neue Tag auf's Neue bedroht, ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, das ist der Zustand, welcher den russischen Interessen entspricht und die Unterwürfigkeit der sonst so stolzen Czernagorzen garantirt. Für Oesterreich ist der türkisch-montenegrinische Krieg recht unbequem. Siegen die Montenegriner, so haben wir einen übermüthigen Nachbar. Unterliegen sie, dann wirft sie der Türke über unsere Grenze und sie kommen, statt als Feinde wie vormals, als gabensuchende Brüder unserer slawischen Unterthanen uns auf den Buckel gestiegen. Und wir haben doch wahrlich an den Bosniaken und Herzego-

winern schon bettelnde Brüder genug. Wir haben Unglück. Kein Land der Welt ist mehr gegen eine Intervention und mehr für den Frieden, als Oesterreich-Ungarn, und doch scheinen sich alle Teufel mit einander zu verschwören, um uns zu einer Intervention zu zwingen. Gott weiß, wie lange wir diesem Drängen noch Widerpart zu leisten im Stande sind ....

IV.

Rückblick auf Cattaro und die Bocchen. — Vegetation. — Landstraße. — Schwarz, Czerna, Kara. — Das Wasser in den Schwarzen Bergen. — Gewitter und Sturz. — Der Bergkessel von Njegusch. — Geographische Physiologie des Landes. — Die Katunska. — Die Nahien und die Stämme. — Die Radowitsch und die Petrowitsch. — Gubernator und Wladika. — Weltlich und Geistlich. — Sveti Gospodar. — Die Amtstracht des Kara-Kaluger. — Die Mordnacht von Weihnachten 1703. — Ein einsamer Friedhof. — Beschreibung von Njegusch. — Konak und Kram-Bude. — Greise und Jungen. — Schwawi und Pruski. — Ein freies Land. — Buchenwald, Kukuksruf und Finkenschlag. — Ein wenig gefährlich! — Aussicht auf den Scutari-See. — Heimweh der Bergbewohner nach der Ebene. — Die Hauptstadt. — Einzug des Grauschimmels in die Locanda.

Nichts schöner, als der Rückblick, welchen uns die ewigen Windungen des Weges von Cattaro nach Montenegro gestatten! Widmen wir ihm noch einige Worte, nachdem wir die antipathischen und sympathischen Wahlverwandtschaften zwischen beiden Territorien und Bevölkerungen in einer flüchtigen Skizze dargestellt haben.

Zuerst sieht man nur die Bucht von Cattaro. Die

Stadt ist hart an den steilen Bergen angeklebt, und das Fort Giovanni, etwa 800 Fuß höher, dominirt die Stadt und deren Umgebung. Es zeichnet sich durch wahrhaft endlose colossale Mauern aus, wie die meisten dieser alten venetianischen Festungen. Diese doppelten und dreifachen Mauern mit Thürmen und verdeckten Gängen klettern die Felsen hinauf mit einer Keckheit, als wären es Gemsen. Auf der ersten Terrasse liegt eine Kirche, auf der Spitze die Burg, groß, breit, plump, zum Theil schon in Trümmern. Das Schwemmland rechts und links von der Stadt zeigt die größte Fruchtbarkeit. Man sieht u. a. auch die schönsten Weizenfelder, und das Getreide ist am 20. Mai nicht mehr weit von der Reife. Die Maulbeerbäume wetteifern in Größe und in Laubfülle mit den Nuß- und Feigenbäumen. Sie contrastiren sehr angenehm mit den italienischen kleinen Maulbeerbäumchen, welche in ihrem Wachsthum zurückgehalten sind, weil man sie ewig entblättert und weil sie von den schweren Rebenguirlanden niedergehalten werden. Auf dem Berge südlich von Cattaro sieht man eine neu angelegte Kunststraße sich hinaufschlängeln, welche sich auf der ersten Terrasse theilt, um rechts nach Budwa und links nach Cettinje zu führen. Der österreichische Theil ist fertig, der montenegrinische noch nicht. Wenn auch der letztere fertig ist, was freilich bei jetzigen Kriegszeiten sehr weit im Feld liegt, kann man im Wagen, nach Cettinje gehen (andare alla carozza, sagt man hier) und sich die entsetzliche Reiterei sparen.

Wenn man mit dem Fort San Giovanni etwa auf gleicher Höhe angelangt ist, sieht man sich durch eine mächtige Schlucht von ihm getrennt. Von unten sieht es so aus, als läge es an der Seite des hohen Berges, während es in Wirklichkeit auf einem, sich von jenem differenzirenden conischen Felsen liegt. Zugleich eröffnet sich nun die Aussicht auf die ganze Bucht von Cattaro, namentlich auf die

derselben gegenüber liegenden, vegetations- und häuserreichen Landzungen, so wie auf die, jenseits der die Bucht umschließenden Berge sich emporhebende offene See, welche im tiefsten Ultramarin glänzt. Man ist dem Wege dankbar, daß er die ewigen Windungen macht und dadurch die Möglichkeit gewährt, die Aussicht nach allen Richtungen hin zu genießen. Mit jeder Viertelstunde, die man höher steigt, gewinnt man an Gesichtsweite. Dann tritt die Bucht von Risano hervor, hierauf auch jene Engen, welche man die Ketten (le cattene) nennt, endlich der Eingang der Bocchen, die Ostro-Spitze (punta d'Ostro) mit ihrem Leuchtthurm, und schließlich übersieht man alle Buchten dieses vier- oder fünfzipfeligen Binnenmeers, das mit der offenen See nur durch eine schmale Einfahrt zusammenhängt und in seiner Gestalt, wenn man so Großes mit etwas verhältnißmäßig Kleinem vergleichen darf, einige Aehnlichkeit mit dem ebenfalls vielgezipfelten Vierwaldstädter-See in der Schweiz hat. Die Buchten und Thäler sind eben so reich an Vegetation, als die zerklüfteten wasserlosen Kalkberge arm daran sind. Die letzteren, die Berge, zeigen sich, obgleich überall von derselben Beschaffenheit, doch in dem verschiedensten Lichte. Wo die Sonne auf sie niederscheint und sie sich gegen das dunkelblaue Meer abheben, da sind sie weiß. Wo sie im Schatten liegen und gegen den Schnee abstechen, der noch ihre Gipfel bedeckt, da sind sie schwarz oder wenigstens dunkelgrau. Man könnte sie fast eben so gut die Weißen Berge nennen wie die Schwarzen. Die Bevölkerung liebt aber das Wort schwarz, czerna auf Slawisch und kara auf Türkisch. Das Volk nennt seine Helden schwarz; wie die Serben ihren Karadschordschewitsch, so haben die Montenegriner ihren Czernojewitsch Iwo, ihren Hans den Schwarzbart, der, wie bemerkt, eine gewisse Analogie hat mit unserem Friedrich dem Rothbart. Den Wladika von Montenegro, der jetzt ein weltlicher Herrscher ist, aber früher in erster

Linie Priester war, nennt man auch den schwarzen Mönch, Kara-Kaluger sagen die Türken. Und das Land selbst heißt slawisch Czerna Gora, albanesisch Mali-Si, türkisch Kara-Dagh, italienisch Montenegro, was alles das Schwarze Gebirge bedeutet.

Und für mich ließ es sich allerdings schwarz an. Denn als ich etwa drei Viertel des Berges mit meinem Pferdchen (cavallettino nennt es der Führer, und eigentlich reicht diese doppelte Verkleinerung noch nicht einmal hin, um das ganze Mißverhältniß zwischen meiner ungeschlachten Person und dem zierlichen Thierchen auszudrücken) erstiegen, erhob sich im Osten ein Gewitter, die dunkelschwarzen Wolken kamen eiligst über die montenegriner Berge westwärts gezogen und begannen einen ernstlichen Kampf mit dem Sonnenschein, der die Bocchen beherrschte. Bald siegte der Regen, bald siegte die Sonne, und die eben so großartige wie reizende Landschaft entwickelte unter diesem Wechsel der atmosphärischen Erscheinungen immer neue Schönheiten. Dabei wurden das mächtige Fort, die monumentale alte Stadt, die Hafenanlagen, die Kirchen, die Paläste, die Landsitze immer zierlicher und kleiner, so daß sie zuletzt aussahen wie kunstvoll gearbeitetes Kinderspielzeug. Man fühlte sich erhaben gleich einem Adler, der über all' dem kleinen Kram seine stolzen Bahnen zieht und mit Verachtung darauf hinunter sieht, — bis das Cavallettinchen Einen durch ein fortgesetztes Stolpern und Straucheln aus den Illusionen riß. Und endlich stand es ganz still, das Cavallettinchen. Und es hatte Recht; der Weg war nämlich alle geworden.

Etwa eine Viertelstunde unter dem höchsten Felsengrat des Passes hatte ein Wildwasser den Weg niedergerissen, so daß aber auch keine Spur mehr von ihm übrig war. Es ist ein eigenthümlich Ding mit dem Wasser in diesen Schwarzen Bergen. Wo man es brauchen könnte, da fehlt es; es läßt die Menschen und die Thiere, die Pflanzen und



das Erdreich verdursten und zieht es vor, in irgend einem Spalt oder in einem Loch zu verschwinden, um etwa später irgendwo da unten herum, wo ohnehin schon Wasser genug ist, in Gestalt eines mächtigen Baches wieder zu Tage zu kommen. Aber da, wo man es nicht brauchen kann, da ist es und verübt grauenhaften Unfug, als wenn es darauf aus wäre, den Satz des Pindar zu widerlegen, welcher singt, das Beste sei das Wasser (τὸ ἄριστον μὲν ὕδωρ).

Ich mußte nun absteigen und mit meinem Pferdchen um die Wette aufwärts klettern. Letzteres verstand die Kunst besser als ich. Es ging über loses Gerölle, das noch wasserdurchtränkt war, über kleine Landseen, aus welchen spitze Steine ragten, über Kanten und Grate, die so scharf waren wie ein Messerrücken. Mein erstes infanteristisches Debut war nicht glücklich. Als ich meinem Führer seine akrobatischen Künste nachmachen und von Stein zu Stein springen wollte, gerieth ich in's Fallen. Ich brach zwar den Sturz mit der rechten Hand, zerbrach aber dabei zwei meiner längsten und schönsten Nägel und verstauchte mir das Handgelenk. In Folge der Kälte, welche ich noch auszustehen hatte, kam ein Gelenkrheumatismus hinzu. Ich hatte heftige Schmerzen und konnte, als ich in Cettinje nach Hause schrieb — eigentlich nur um meinen Kindern das Vergnügen des directen Bezugs einer montenegrinischen Originalfreimarke zu machen —, kaum ein paar Zeilen zu Papier bringen.

Just an der Stelle, wo ich stürzte, war die Grenze. Ich bin also zu Montenegro förmlich hineingefallen, ohne jedoch dem berühmten Eroberer gleich diesen Fall als ein Erfassen und Behalten deuten zu wollen. Denn wenn man Montenegro erobert, hat man nichts erworben, als eine sichere Gelegenheit, zu verhungern. Ich kann daher nicht begreifen, wie sich die Türken in blinder Wuth auf dieses

arme Land capriciren; sie könnten ihre Truppen an der Donau weit besser gebrauchen.

Unter Sonnenschein und Glockengeläute war ich von Cattaro abgeritten; unter finstern Wolken, unter Blitz und Donner ritt ich in die Schwarzen Berge. Als ich die Paßhöhe überschritten, sah ich vor mir das Hochthal von Njegusch, welches, umrahmt von himmelhohen dunkeln Bergen, auf deren Spitzen alter Schnee lag, selber bedeckt war von einem etwa ein fünftel Fuß hohen frisch gefallenen Spurschnee. Ein Ritt von wenigen Stunden hatte mich aus dem Klima von Neapel in das von Petersburg versetzt. Der Hauptmann v. G. hatte also Recht gehabt, als er mir einen kalten Tag prophezeite statt eines heißen. Leider hatte ich mich trotz der Warnung nicht vorgesehen und trabte nun dahin in einem leichten Sommeranzug, auf welchen eine Flüssigkeit niederrieselte, von der man nicht recht wußte, ob sie Wasser, Eis oder Schnee war.

Wenn die Leute in Cattaro von dem „Dorfe“ Njegusch sprachen, so ist das nach montenegrinischen Begriffen nicht richtig. Um die Sache richtig zu stellen, muß ich mittheilen, was ich über die Verfassung des montenegrinischen Staates und Volkes ermittelt. Das Land und die Leute werden in Bezirke (nahien) getheilt, wovon dann jeder wieder in eine Anzahl von Khlans oder Stämmen zerfällt. Die diesseitigen Bezirke heißen Czernitza-, Ljeschauzka-, Rietschka- und Katunska-Nahia. Der letztere ist der westliche Theil und beinahe so groß wie die drei andern zusammengenommen. Das ganze Land besteht nämlich aus zwei Flügeln, welche in der Mitte durch einen schmalen Körper zusammengehalten werden. Dieser schmale Körper ist gleichsam der Sattel des Pferdes. Als Suleiman Pascha von der Nordseite aufsteigen wollte, fiel er auf der Südseite des Thieres wieder herunter. Er hat sich förmlich zum Lande herein- und wieder hinausgesiegt. Die Katunska (spricht Katunschk) ist

der sich nach dem See und nach Cattaro erstreckende Flügel. Seinen Namen hat er von ‚Katun‘, welches so viel wie Schaf- oder Ziegenhirtenhaus oder Sennhütte bedeutet. Die Nahia also zerfällt in neun Plemena, d. i. Stämme, von welchen jener der Njeguschi der vornehmste ist. Njegusch ist also nicht der Name des Dorfes, sondern der Name des Stammes, welcher sich hier niedergelassen hat. Würde der Stamm fortziehen, so würde er seinen Namen mitnehmen, und dieser Bergkessel würde einen andern Namen erhalten, nämlich den des sich neu ansiedelnden Stammes. Der Stamm zerfällt wieder in einzelne Familien, und grade diejenigen Familien, welche eine Rolle spielen in der Geschichte des Landes, gehören zu den Njeguschi. Es sind dies die Bogdanowitsch, Jakschitsch, Prorokowitsch &c. Außerdem aber auch die Familien Radowitsch und Petrowitsch, von welchen bis 1834 die erstere die weltliche und die letztere die geistliche Macht innehatte. Erstere waren Gubernator, letztere Wladika, Erzbischof und heiliger Herr. Im Jahre 1834 war Peter Petrowitsch II. heiliger Herr und benutzte eine sich bietende Gelegenheit, den weltlichen Herrn über Bord zu werfen und von da an allein zu regieren. Peter II. erhob nämlich gegen den Gubernator Radowitsch die Anklage der Conspiration mit Oesterreich, und obgleich sich eine Verschwörung nicht erweisen ließ, wurde Radowitsch dennoch des Verdachtes österreichischer Gesinnungen schuldig erklärt, und dies genügte, um seinen Konak in Njegusch niederzubrennen, seine Güter zu confisciren und ihn und seine ganze Familie in die Verbannung zu schicken. Seit 1834 regieren die Petrowitsch allein. Die Wladika-Würde ist schon seit 1697 in ihrer Familie erblich. Der vorletzte Fürst, Daniel Petrowitsch, — derselbe, welcher 1860 an dem Strand von Cattaro meuchlings ermordet wurde, — legte jedoch 1852 beim Regierungsantritt die geistliche Würde nieder. Er und sein Nachfolger und Neffe, der jetzige Fürst Nikita Petrowitsch, regie-

ren nur noch als weltliche Herren. An der Spitze der Geistlichkeit steht seit 1852 ein besonderer Erzbischof, welcher indeß wenig zu sagen hat und in der Politik natürlich gar nichts. Gegenwärtig residirt der Fürst in Cettinje, wo auch seine geistlichen und weltlichen Vorgänger residirten. Das Volk der Schwarzen Berge nennt ihn immer noch den Sveti Gospodare, den heiligen Herrn; und der Türke fährt fort, ihn mit einem verächtlichem Beigeschmack ‚den schwarzen Mönch' zu nennen (Kara Kaluger). Früher zeigte sich der Wladika öffentlich nur in geistlicher Amtstracht, in den langen, weiten, faltenreichen schwarzen Ober- und Untergewändern; auf dem Haupt den schwarzen Kalpak, von welchem ein langes weißes Kopftuch mit Quasten an den Enden herunter wehte; auf der Mütze und auf der Brust ein weißes Kreuz russischer Form, außerdem noch ein goldenes Kreuz an langer goldener Kette; in der Linken die Bibel, als Zeichen des Glaubens, in der Rechten einen mannshohen schwarzen Stab, als Zeichen der Herrschaft. Jetzt hat das alles aufgehört. Der Fürst trägt die weltlich-kriegerische Nationaltracht und zieht mit seinen Truppen in's Feld.

Die Herrschaft der Priester hatte ihre Hauptkraft darin, daß 1703 der damalige Erzbischof Wladika Danilo Petrowitsch eine Verschwörung anzettelte wider die Türken, welchen es gelungen war, das Land dem Kharadsch (dem Kopfgeld, welches die Rajah entrichtet) zu unterwerfen. In der heiligen Nacht wurden alle Türken, welche die Taufe verschmähten, meuchlings ermordet. Diese Mordnacht wird in den Heldengesängen verewigt und verherrlicht. In dem Liede Sve-Oslobod (Ganz befreit) heißt es:

Stiegen nieder in das Land die Würger,
Würgten, was der Tauf' sich widersetzte.
Als der heil'ge Weihnachtsmorgen anbrach,
Jauchzt' das Volk im Blachfeld von Cettinje:
Heil den Würgern! Frei ist Czernagora,
Und gerächt die Schmach vom Amselfelde.

Ein Heldenlied von etwas späterem Datum versteigt sich sogar zu der ruhmredigen, ja, nach unserem Geschmack sogar etwas gotteslästerlichen Phrase:

> Czernagorzen lassen nicht vom Kampfe,
> Und so lange einer noch am Leben,
> Trinkt er Wein und tödtet viele Türken.
> Czernagora's Freiheit ist kein Traumbild,
> Keine Macht vermag, sie zu zerstören,
> Höchstens Gott; und doch! wer weiß, ob selber
> Nicht auch Gott in solchem Kampf ermüdet!

So wurde die Katunschka zuerst frei, und dann folgten ihr die andern Nahien.

Es ist also die Katunschka, das Land der Freiheit, und das Land der Befreier, das Land der Njeguschi, das wir betreten.

Offen gesagt, es präsentirte sich nicht sehr vortheilhaft. Oben von der Paßhöhe gesehen, schien es, als wenn wenigstens der Weg gut wäre. Er lag zwischen zwei Reihen weiß schimmernden Kalksteins. Ich bestieg also getrost wieder das Rößlein. Aber während mein Führer über die einzelnen spitzen Bandsteine, welche den Weg auf beiden Seiten einfaßten, kletterte, oder vielmehr mit der Sicherheit und Grazie eines ersten Akrobaten darüber hinausschritt, mußte sich das Pferd mit unsicherem Tritt durch Schnee und Hagel, welche den Fels glatt machten, und durch verborgene Löcher und Untiefen durchwinden.

Das Becken von Njegusch ist fast rund und gleicht dem Innern eines Kraters oder einer jener kesselförmigen Senkungen, wie sie sich im Karst-Gebirge finden; nur ist es viel größer. Der untere Theil des Beckens ist fast baumlos, aber theilweise angebaut; man sieht da ein wenig Gemüse, etwas Roggen und Hafer, viel Kartoffeln. Jeder einzelne dieser Aecker ist umzäunt mit einem Wall der darin aufgelesenen Steine. Zugleich mag dieser Wall als Schutz-

wehr gegen die gefräßigen Ziegen dienen, welche sich hier gebahren, als wären sie die Herren der Schöpfung. Von den Bergen auf der Ost- und der Südseite des Njeguscher Beckens ist ein Theil mit einem Buchenwald bestanden, dessen frisches und fröhliches Grün angenehm absticht von dem grauen Gestein und dem weißen Schnee oder Hagel. Auf der untersten Sohle des Beckens ritten wir an einem Kirchhofe vorbei, auf welchem, wie mir der Führer sagte, die vornehmen Leute aus Njegusch begraben liegen, die Wojwoden und Gospodini. Mitten in der steinigen Wildniß stand eine kleine Capelle. Die Gräber ringsum waren mühsam in den Stein gegraben, und auf jedem lag eine schwere und große Kalkschieferplatte, so daß man eine Anzahl steinerner Sarkophage zu erblicken glaubte. Dazwischen standen einige alte abgestorbene Bäume und ein schwarzes griechisches Kreuz, das halb eingesunken und halb umgesunken war und sein Haupt lebensmüde zur Erde neigte. Nirgends ein Blatt oder ein Halm. Nur der Schnee lag über Allem; und da er dünn war und zu schmelzen begann, sah er aus, wie ein gerissenes und verschlissenes Leichentuch, und ich konnte die Vorstellung nicht los werden, daß nun das kalte Wasser hinuntertropft auf die Gesichter der Begrabenen, und die letzteren sich vergeblich bemühen, die schweren Schieferplatten zu heben . . . .

Da ging plötzlich der Sturm, das Gewitter und der Regen wieder los, und starr vor Näße und Kälte kam ich nach Njegusch. Es ist, wie gesagt, kein concentrirtes Dorf, sondern die Collectiv-Ansiedlung eines Stammes. Es liegt in drei oder vier Brocken vertheilt, wovon einige unten im Becken, und andere an die Berge der Ostseite angeschmiegt liegen. Die Häuser sind meistens ebenerdig und theils mit schlechten Ziegeln gedeckt. Der Fenster sind sehr wenig, und die wenigen sind so schmal, daß sie aussehen wie Schießscharten. Und in der That werden diese hohen und

schmalen Ritzen, welche sich nach innen erweitern, zuweilen auch als Schießscharten benutzt, wie denn auch die dicken Mauern den Häusern den Charakter diminutiver Festungen geben. Nur wenige dieser Häuser haben ein oberes Stockwerk. Ein solches einstöckiges Haus ist ein Konak, der Stammsitz einer der oben genannten Wojwoden-Geschlechter, welche in Krieg und Frieden das Commando führen und deren, allerdings durch die fürstliche Gewalt stark beschränkte Macht eine erbliche ist nach den Grundsätzen der Linear-Gradual-Succession, welche jedoch durch Familienbeschluß geändert werden kann. Die ebenerdigen Häuser aber haben im Innern meistens nur einen Raum, welcher gemeinsam ist für all' sündhaft Vieh und Menschenkind. Fenster und Rauchfang werden als überflüssig betrachtet, da die Thür Raum genug bietet für den Ein- und Ausgang von Personen und Sachen, den Rauch mit einbegriffen. In den einheitlichen innern Raum eines solchen soit disant-Hauses trat ich ein, um mich vor dem Weiterreiten ein wenig zu erfrischen, zu trocknen und zu erwärmen. Der Mann, der hier hauste, war ein Krämer und Wirth. Der Raum, den ich betrat, war Wohn-, Schlaf- und Krankenstube, Küche und Keller, Waarenlager und Kramladen, Mehlmagazin, Heustall, Räucherkamin und sonst noch einiges, was ich im Augenblick meines Eintritts nicht alles zu übersehen vermochte.

Der Inhaber dieses vielseitigen Geschäftes und dessen Frau traten mir am Eingang entgegen, bis wohin das Licht der Thüröffnung reichte. Sie sprachen italienisch und steckten in einer halb städtischen, wenngleich sehr vernachlässigten und schmutzigen Kleidung. Ich schloß aus Allem, daß sie Dalmatiner seien. Sie schoben mir eine Kiste möglichst nahe an das hell emporlodernde Feuer des Herdes und ließen mich Platz auf derselben nehmen. Dann setzten sie einen wackeligen Tisch vor die Kiste und statteten

denselben mit einer Flasche schwarzen Weines, einem Laib Brode und einem großen Schafkäse aus. Weiter hatten sie nichts, aber es übertraf meine Erwartung. Während ich nun meinen Rücken am Herdfeuer und mein Inneres am Weine erwärmte, merkte ich, daß noch mehr Menschen da herum waren; und da sich allmählig meine Augen an den Rauch und das Dunkel gewöhnten, so gewahrte ich nach und nach Folgendes:

Es war in der That kein anderes Loch vorhanden, als die Thüre. Dieser gegenüber an der Rückwand des Raumes war ein großes Gestell, angefüllt mit Waaren und mit Flaschen. Rechts davon befand sich der Herd, links ein Verschlag mit allerlei Fässern. An der linken Schmalwand stand ein großes zweischläfriges Ehebett, umgeben von Säcken mit Mehl und Kartoffeln. Rechts in der Ecke war ebenfalls ein Bett; darin lag, in dem letzten Stadium der Schwindsucht, der Wirthin Schwester, deren bleiches Gesicht allmählig aus dem Dunkel hervortrat. Oben am Gebälke des Daches hingen Schinken und sonstige Räucherwaaren, weiter unten Stücke frisch geschlachteter Zicklein und Lämmer, und dazwischen große Bündel frischen Lauches und Zwiebeln. Der Boden bestand aus der bloßen ungedielten Erde, wie solche aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Was nun außerdem an Raum noch verblieben, das war occupirt von den Gästen, d. h. außer mir und meinem Führer Triphone (in Cattaro und Ragusa heißt jeder dritte Mann mit dem Vornamen Triphone, wie in Korfu Spiro), noch vielen der Eingeborenen, welche hier ihre Sonntagsunterhaltung hatten. Es waren Leute von allen Ständen, aber nicht von allen Altersclassen; die vom Mannesalter waren im Kriege; man sah daher nur Greise und Jungen. Die Letzteren trugen nichts als eine weiße Hose und ein lodenes Wamms. Die Alten dagegen hatten die vollständige Nationaltracht, wie ich solche beschrieben; auch trug Jeder seine

Waffe, seinen Tschibuk und seinen Tabaksbeutel. Der Vornehmste von ihnen trug über seine montenegrinischen Kleider einen dicken blauen, westeuropäischen Ueberzieher mit vielen Löchern und noch mehr Schmutz; daneben besaß er auch eine dicke silberne Uhr, welche ihm offenbar viel Vergnügen machte, denn er zog sie öfters hervor und suchte sie endlich mit Hilfe Triphone's nach der meinigen zu reguliren. Die Unterhaltung wurde slawisch geführt, d. h. in der Sprache der Montenegriner, welche mit der der Serben beinahe übereinstimmt. Nur der Häuptling mit dem Ueberzieher verstand einige Worte Italienisch und wandte sie an, um sich mit mir quoad posse zu unterhalten. Wir brachten es denn auch so weit, daß er mir seinen Tabak offerirte, woraus ich mir ein paar Cigaretten wickelte. Er sagte mir dabei mit Stolz: Wir leben in einem freien Lande und haben auch freien Tabak, wir sind nicht wie die Schwawi. Zwischen den Deutschen und den Oesterreichern wußte er nicht recht zu unterscheiden. Dagegen hatte er von dem neuen Deutschland eine sehr gute Meinung, nannte aber die Deutschen beharrlich Pruski (Preußen). Zuletzt tranken wir, da er meinen Wein beharrlich verschmähte, einen Mastica-Schnaps mit einander, den auf der Balkan-Halbinsel alle Welt liebt, die Christen nicht allein, sondern auch die Türken.

Als Geld dient das österreichische Silber und Kupfer. Montenegro hat kein eigenes Geld. Oesterreichisches Papier wird hier überhaupt nicht genommen, und deßhalb dringt die Valuta-Störung nicht bis in die Schwarzen Berge. Man liebt sehr die alten Silberzwanziger, welche in dem Gebiete des rheinischen Münzfußes unter dem Namen Sechs-Bätzner bekannt waren. In Deutschland und Oesterreich sind sie verschwunden, um sich dafür den Südosten Europa's zu erobern. Auch die dicken schweren Vierkreuzer-Kupfermünzen sind bei den Montenegrinern gern gesehen. Sie

sind eben in Allem Spartaner, auch in ihrer Vorliebe für die Kupfermünzen.

Von Njegusch geht es dann wieder aufwärts, anfangs auf leidlichem Wege, den schönen frischen Buchenwäldern entlang, welche uns durch den Finkenschlag und das Kukuksgeschrei, das aus ihnen erschallt, an die deutsche Heimat erinnern.

Dann aber geht es weiter über steile, spitze Berggrate, endlos abwechselnd, aber immer steil, bergauf und bergab. Manchmal ist der schmale Weg tief in die Felsen eingeschnitten, und ich muß beständig aufpassen, daß ich mir an den letzteren nicht die Knochen aufrenne, denn mein Grauschimmel schont seine Beine natürlich mehr als die meinen. Auch ist es schwer, an den Eseln und Pferden, die Einem entgegenkommen und auf beiden Seiten ein breites hölzernes Gerüst zum Aufpacken haben, vorbei zu kommen; indessen gelingt es doch, denn die Treiber der Thiere sind sehr hilfreich und zuvorkommend. An die Terrassen, Treppen und großen Steine gewöhnt man sich, aber das Schlimme sind die spitzen, mit losem Gerölle beschütteten Grate. Da, so wie an den Stellen, wo der Weg in den Abgrund versunken, kann auch die piccola bestia (so nennt Triphone liebkosend sein cavallettino, das sogar zum cavallettinetto — dreifache Verkleinerung! — avancirt) selbst beim besten Willen nicht weiter. Das Thier stöhnte, rührend und beweglich, wie ein Kind, als wollte mir's sagen: Mensch, warum wiegst du auch dritthalb Centner? Dann geht es, um seinen guten Willen zu zeigen, noch ein paar Schritte; und dann ist es aus. Es steht still. Es streikt. Und Triphone — er wird, wie alle Führer, der Giovine (der junge Mensch) genannt, obgleich er 32 Jahre alt und ein baumlanger breitschulteriger Schlingel ist — findet den Streik gerechtfertigt. Er tritt mit einer zierlichen Verbeugung heran und spricht in wohlgesetzten Worten:

— Verzeihung, Ihro Gnaden, hier ist es ein wenig gefährlich, sollten Ihro Gnaden aber nicht absteigen wollen, so bin ich auch bereit ... (Signor, qui è un poco pericoloso, ma se Vostra Signoria non vuole scendere, sono anche prunto . . .)

Allein der Wink und die Verweisung auf den Rechtsnachtheil des ansonstigen Halsbrechens ist vollkommen genügend. Man steigt ab, um jenseit der periculosen Stelle sich wieder in den Sattel zu schwingen; und das wiederholt sich so immer mit dem Scendere (Absitzen) und dem Montare (Wiederaufsitzen). Dabei vergißt man aber Alles über der eigenthümlichen Scenerie, — über den mächtigen Steinen, wovon der eine mit einer schneeweißen und der andere mit einer blutrothen Flechten- oder Moosart bedeckt ist, über den Felsen und Bergen, wovon der eine mit grünem Buchengestrüpp überwachsen, der andere ganz kahl und blaugrau, der dritte grau und grün marmorirt ist, — über dem Blick in die Tiefe, wo sich von Zeit zu Zeit unten eine runde Senkung zeigt, welche man einfach ein Loch nennen würde, wenn nicht der Fleiß der Menschen sie mit einer Mauer umzäunt und mit schwarzer Dammerde gefüllt hätte, um dort Getreide, Gemüse oder Kartoffeln zu bauen, — eine kleine Cultur-Oase mitten in der trostlosen steinernen Wildniß. Dann aber eröffnet sich plötzlich eine prachtvolle Aussicht. Zunächst sieht man zwei steile Felsrücken, die noch überklettert werden müssen. Dann eröffnet sich uns eine hübsche Hochebene. Ueber dieselbe zieht sich ein Weg, welcher ein auffallend civilisirtes Aeußere verräth. Da, wo er um oder hinter die Felskuppen abschwenkt, da liegt Cettinje; so lautet die trostreiche Botschaft des Führers Triphone. Hinter der Ebene von Cettinje steigen abermals himmelhohe und spitze Felsberge empor; durch den Sattel aber sieht man einen großen silbernen, allmählig sich etwas röthenden Schild, mit violetten Höhen umgeben. Das ist der Scutari-

See oder, wie die Montenegriner sagen: der See von Skardar. Ihm eilen die wenigen kurzläufigen, zuweilen im Felsgerölle verschwindenden und dann plötzlich wieder auftauchenden Flüsse Montenegro's zu, die Moratscha, die Paskola und der Czernojewitsch, welcher letztere sogar auf einer kurzen Strecke seeaufwärts schiffbar ist. Der Scutari-See, auf dem nordöstlichen Ufer sumpfig, ist auf dem südöstlichen von malerischen Bergen eingerahmt. Er ist mit fruchtbarem Lande umgeben; auch wächst hier Wein, den der Montenegriner aufrichtig liebt, ohne daß man ihn der Unmäßigkeit beschuldigen könnte. Und wenn man von diesen kahlen Bergen heruntersieht, einerseits auf den Skardar-See und seine lachende Landschaft, und andererseits auf Cottar (so nennen die Slawen Cattaro) mit seiner reichen Vegetation — Oleander, Granaten, Myrthen, Aloe, Cactus, Cistrosen, Erdbeerbäume, Ericabäume, Weinstock, Tabak, Oel-, Feigen-, Maulbeer- und Mandelbaum —, so findet man es begreiflich, daß die Czernagorzen sich nach jenem Süß- und nach diesem Salzwasser sehnen. Sind sie doch alle beherrscht von der Idee, daß ihnen das alles von Rechtswegen gehöre, daß man es ihnen rechtswidrig genommen und daß eine Zeit kommen werde, wo die Herrlichkeit des Kral Duschan und des schwarzen Iwo zurückkehrt. Allerdings liebt der Montenegriner seine Schwarzen Berge. Dieß schließt jedoch nicht aus, daß er auf einen nationalen Messias wartet, der ihm seine größere und schönere Heimat zurückgibt, deren er sich zu erinnern glaubt und nach welcher er sich zurücksehnt.

— Nessun' maggior' dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Unter solchen Betrachtungen sagte ich dem Skardar-See vorläufig Lebewohl, als ich auf der anderen Seite wieder herunterstieg von dem Kalksteingrate, welcher dessen Anblick

gewährt. Es ging hierauf noch über einige spitze Grate. Dann stiegen wir hinab in die Hochebene, worin Cettinje liegt und die ehemals offenbar ein Bergsee war, bevor sie sich nach dem Skardar-See hin öffnete, um demselben ihr Wasser zu übergeben. In dieser Ebene wurde der Weg gut und so ritt ich denn der Hauptstadt zu. Sie enttäuschte mich sehr, als ich sie nach einem halbstündigen Ritte erreichte. Sie sah sehr dorfähnlich aus, womöglich dorfähnlicher noch als Njegusch. Viel mochte ich jedoch damals nicht sehen; denn ich war gründlich erkältet und ermüdet und hing auf meinem Pferdchen, wie ein nasser Sack Mehl. Auch begann es zu dunkeln. Am südöstlichen Ende der Capitale leuchtete mir eine gastlich geöffnete Halle entgegen. Es war die stattlich aussehende Locanda, und ohne irgend welche Weisung abzuwarten, lenkte mein kleiner Grauschimmel dorthin seine Schritte.

V.

Cettinje. — Zahl der Einwohner und der Häuser. — Keine Hauptstadt, sondern ein Hauptdorf. — Situationsplan desselben. — Die Beschaffenheit der Häuslein. — Die Prachtgebäude: das Kloster und die Kathedrale. — Der Türkenthurm als Nationalgalerie. — Seine Geschichte. — Ein kleiner Excurs über die Ohren-, Nasen- und Hals-Abschneiderei. — Die Russen schneiden auch Hälse und Ohren ab, und zwar schon seit 1858. Zeuge: Alexander Dumas. — Zwei türkische Kriegs-Gefangene. — Der alte Konak, jetzt Senats-Gebäude. — Der neue Konak. — Was man hier zu Lande einen fürstlichen Park nennt. — Ein Schlupfwinkel mit Rückzugslinie. — Der Fürst. — Die Fürstin. — Der Prinz. — Die verstorbene Fürstin. — Bewaldungsversuche. — Ein österreichisches Verbot, das die Montenegriner beachten und die Dalmatiner nicht. — Reformen des Fürsten. — Die Tschelenkas. — Orden, Brod und Waffen. — Nikita und Milan. — Parteihader. — Der Senat. — Die Offiziere. — Der Heerbann. — Die Finanzen. — Kein Kharadsch. — Keine Zölle. — Steuern. — Ausländische Subsidien. — Die russische Rente. — Der Rechtstitel derselben. — Podgoritza und Nikšitsch. — Gewehre und Kanonen. — Kein Krieg, sondern ein grausenhaftes Gladiatorenspiel. — Religionskrieg, Grausamkeit und Fanatismus. — Die moderne Aera der Religionskriege. — Das Wappen. — Der Erzbischof. — Die Locanda. — Die russischen Damen vom rothen Kreuz. — — Aerzte und Apotheker. — Der Montenegriner dient nicht, er läßt sich bedienen. — Russische Officiere. — Die Geschoßfabrik in Rjeka. — Schulen und Bildungs-Anstalten. — Zurückgewiesen von den Türken. — Ein Deutscher. — Ein czernagorzer Leichenbegängniß. — Klageweiber mit Zwiebeln und Knoblauch.

In den Büchern steht zu lesen, daß Cettinje über 300 Häuser und mehr als 2000 Einwohner habe. Es ist aber nicht wahr. Ich habe die Häuser sorgfältig gezählt und deren nicht mehr als 127 gefunden, die kleinste Hütte

mit einbegriffen. Daraus schließe ich, daß auch keine 2000 Einwohner vorhanden. Denn die große Mehrzahl der Häuser ist klein, sehr klein; und in keinem hat mehr als eine Familie Platz; ihre innere Einrichtung ist etwa so, wie die der Krämerei und Wirthschaft in Njegusch, die ich oben beschrieben. Nur treten an die Stelle von Waaren, Speisen und Getränken hier Vieh und Vorräthe. Die ganze Hauptstadt, richtiger Haupt-Dorf, besteht im Wesentlichen aus zwei Straßen, einer Längsstraße, welche von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost läuft, der Ostseite des Vorberges entlang, an welchen sie sich anlehnt, — und einer Querstraße, welche jene senkrecht durchschneidet. An dem südlichen Ende der Längsstraße liegt als Hintercoulisse quer vor die Locanda, in der ich wohne. Sie ist das einzige, auf quasi-europäischem Fuße eingerichtete Hotel im ganzen Fürstenthum. Ich werde später noch davon reden. Die Längsstraße folgt dem Laufe der Ebene, die Querstraße stößt auf der Westseite senkrecht auf den erwähnten Vorberg, ohne die entfernteren Berge der Ostseite zu berühren. Außer den ebenerdigen Häuslein hat Cettinje auch einige stattliche Bauten, die ich hier kurz aufzählen will. Am meisten imponirt das Kloster und die Kathedrale. Sie liegen auf der untersten Terrasse des westlichen Vorberges und steigen an demselben etwas empor. Das Kloster hat eine hübsche gewölbte Halle und muß ehedem, namentlich in dieser Umgebung, ein sehr stattlicher Bau gewesen sein. Jetzt aber macht es den Eindruck der Verwahrlosung und des Verfalles, obgleich es die officielle Residenz des Erzbischofs ist. Nur noch zwei Mönche bewohnen dasselbe, und selbst diese sind gegenwärtig im Kriege. Das Kloster hat zugleich als Festung gedient; es ist von colossalen geschlossenen Mauern umgeben, welche noch einen großen Theil des Berges hinaufsteigen. Auf der nächsten Bergspitze hinter dem Kloster erblicken wir einen sehr umfangreichen dicken runden Thurm.

Man nennt ihn den Thurm der Türken, und zwar deßhalb, weil in demselben die abgesäbelten Türkenköpfe aufbewahrt wurden. Der Thurm war oben offen. Man stieg an seiner Außenseite hinauf und warf die Köpfe in die runde Oeffnung. So bildete dieser Thurm, welcher gleich der Bildersammlung in Versailles allen Gloiren des Landes dient, gleichsam die militärische Nationalgalerie, was jedoch nicht ausschloß, daß daneben zahlreiche Dilettanten noch ihre Privatsammlungen von abgeschnittenen Menschenköpfen besaßen. Jetzt ist der Thurm zugemauert und mit einem kleinen grünen Glockenstuhl gekrönt. Die Nationalgalerie ist also geschlossen, und wenn sie dereinst wieder geöffnet wird, so geschieht dies wahrlich nicht, weil von Neuem das Kopfabschneiden wieder Mode geworden, sondern es wird die Hand der Wissenschaft sein, welche diese Schädelstätte aufdeckt, und ein zweiter Virchow, welcher nicht in der Provinz Pommern, sondern in der der Cultur wiedergewonnenen Balkanhalbinsel geboren, hier die anthropologischen Forschungen leitet, wird die einzelnen Schädel besichtigen, messen und beschreiben, — der Wissenschaft und nicht dem Kriegsruhm zu Ehren. Warum der Thurm zugemauert wurde, darüber gehen verschiedene Versionen. Einige behaupten, er sei voll gewesen, so daß man nur die Wahl gehabt habe, entweder die Sammlung zu schließen oder neue Gebäude für deren Fortsetzung zu beschaffen, d. h. zunächst, den Thurm höher zu bauen; unter diesen Umständen habe man in heutigen theuern Zeiten, der Ersparniß wegen, den Schlußantrag angenommen. Nach der anderen Lesart aber will man sich das Kopfabschneiden überhaupt abgewöhnen, ja, man behauptet, es finde überhaupt nicht mehr statt und das Abschneiden der Nasen und Ohren sei gänzlich verpönt, wenigstens bei lebendigen Menschen.

Für letztere Behauptung producirte man mir sofort zwei lebende Exemplare, nämlich zwei türkische Gefangene,

welche in Cettinje herumbummelten und zu jeder Stunde des Tages auf der Straße und auf dem Markte zu sehen waren. Sie waren, so sagte man mir, Gefangene auf Ehrenwort. Mir stieg der Verdacht auf, sie seien sogar Gefangene aus Liebhaberei, ähnlich wie wir von 1848 ab Flüchtlinge aus Liebhaberei hatten, d. h. deutsche Politiker, welche sich nach Paris oder London oder sonstwo in das Ausland begaben und dort die Verbannten spielten, ohne daß ihrem Aufenthalt in ihrem engeren oder engsten Vaterlande irgend etwas im Wege lag. Ob sie sich damit interessant machen wollten, oder was sonst für ein Motiv sie zum fingirten Flüchtlingsleben bewog, mag an dieser Stelle unerörtert bleiben.

Von den zwei türkischen Gefangenen erhält der eine, ein Officier, fünf Gulden, der andere, ein Soldat, einen Gulden Gage täglich aus der Casse des Fürsten. Von dem Soldaten erzählte man mir, er sei verliebt in eine junge Czernagorzin, und um sie heirathen zu können, wolle er sich christlich machen (il amoroso vuole farsi christiano), d. h. sich taufen lassen. Der Officier ist ein Albanese von Nation. So viel steht fest: sowohl der Eine als der Andere hat noch Nase und Ohren, und Beide scheinen sich leiblichwohl zu fühlen, oder wie die stereotype Redensart heißt, sich mit türkischem Fatalismus in das Schicksal zu ergeben.

Daß im Jahre 1876 noch Köpfe abgeschnitten wurden, steht außer Zweifel. Ein vollkommen unparteiischer Zeuge, ein Arzt, versicherte mir, daß er auf den Schlachtfeldern zahlreiche türkische Leichen ohne Kopf gefunden habe; und ein Montenegriner, welchem ich dies mittheilte, meinte, das könne wohl richtig sein, allein die Türken hätten mit dem Kopfabschneiden angefangen (wer den ersten Hals durchgesäbelt, meinte ich, ist gewiß nicht mehr zu ermitteln!) und die Montenegriner schnitten nur den Todten die Köpfe ab,

wobei man freilich nicht dafür könne und es auch nicht viel schade, wenn zuweilen ein Scheintodter mitunterlaufe. Weiteres konnte ich vorerst an Ort und Stelle nicht ermitteln. Indessen liegt ein glaubhaftes Zeugniß vor, wonach die Montenegriner im August 1876, als sie den türkischen Heerführer Mahmud Pascha (ein Pole mit dem deutschen Namen Freund) schlugen und einen Theil seiner Truppen gefangen nahmen, den Gefangenen die Nasen abschnitten und sie in diesem verstümmelten Zustande dem Mahmud Pascha wieder zuschickten; unter den Gefangenen befanden sich auch die beiden Adjutanten des Pascha's; der eine verlor wirklich seine Nase, der andere wehrte sich mittels eines Revolvers, den er versteckt gehalten, gegen dieses Schicksal und wurde in Folge dessen in die Pfanne gehauen. (Ich habe dieses Zeugniß veröffentlicht in meiner „Türkischen Reise", Band III, S. 113.)

In dem Augenblicke, da ich diese Zeilen niederschreibe, geht mir eine Reihe russischer Schmerzensschreie zu über die Atrocitäten und Horrors der Türken, namentlich über das Nasen-, Ohren- und Kopfabschneiden. Die Wahrheit ist, daß die Russen dasselbe thun, und zwar schon seit lange. An einem Tage, wo mir schlechtes Wetter meine gewöhnliche Unterhaltung an Bord des Lloyd-Dampfers unmöglich machte, griff ich zur Bibliothek. Der Zufall gab mir ein Büchlein von Alexander Dumas in die Hände: Impressions de voyage. — Le Caucasus. — I[ière] Serie. (Paris, Levy frères, 1865.) Der berühmte und fruchtbare französische Autor, welcher für Rußland und dessen Armee, namentlich für die Kaukasushelden schwärmt, erzählt, daß der Commandant des damals (1858) Schamyl gegenüberstehenden russischen Regiments Khabardah, Fürst Mirsky, auf jeden einzuliefernden abgeschnittenen Tscherkessenkopf eine Prämie von 10 Rubel ausgesetzt hatte, und daß er erst später aus Humanitätsrücksichten an die Stelle des ganzen

Kopfes das rechte Ohr substituirt habe. Dumas war gerade bei dem Oberstlieutenant Cogniard, einem russischen Officier französischer Abkunft, zu Besuch, als zwei Tscherkessenohren bei ihm eingeliefert wurden; und der Oberstlieutenant, nachdem er sich durch Untersuchung überzeugt, daß beides wirklich rechte Ohren waren (wer bürgte ihm aber dafür, daß es Tscherkessenohren waren?), gab dem Ueberbringer eine Cassen-Anweisung von 20 Rubel. Dumas setzt wörtlich hinzu: Die Neuerung des Fürsten Mirsky (das Ohr statt des Kopfes) vermochte jedoch nicht, sich Gehorsam zu erringen bei den russischen Jägern. Dieselben haben nun einmal die Gewohnheit angenommen, den Tataren die Köpfe abzuschneiden, und sie behalten dieselbe trotz des gegentheiligen Regimentsbefehls bei, indem sie vorgeben, sie könnten das rechte Ohr von dem linken nicht unterscheiden. Dann folgt die Erzählung von einer nächtlichen Menschenjagd, welche die russischen Jäger, ohne Befehl, nur zu ihrer Privatbelustigung unternahmen und deren alleiniger Zweck das Kopfabschneiden war. Ich will dieses blutige Bild hier nicht entrollen, sondern verweise die geneigten Leser auf Dumas (I. Seite 161 u. ff.), welcher mit Entzücken erzählt, wie er an dem Hochgenuß dieses menschenhalsabschneiderischen Sport Theil genommen. Das Buch von Dumas ist in Rußland allgemein gelesen und auch übersetzt worden. Dieser Erzählung, bei welcher Ort, Zeit und Namen der Betheiligten ohne Rückhalt und Verschleierung mitgetheilt werden, ist niemals widersprochen worden, vielmehr hat Dumas einen großen russischen Orden erhalten.

Kehren wir von diesem Kopfabschneider-Excurs nach Cettinje zurück. Unter den 127 Häusern, die ich gezählt habe, sind höchstens ein Dutzend, welche nach unseren Begriffen auf die Bezeichnung Wohnhaus Anspruch machen können, namentlich auch deßhalb, weil das Gebäude einen

Schornstein hat und weil es im Innern durch Zwischenwände in verschiedene einzelne Räume getheilt ist. Als solche Gebäude benenne ich also erstens das Kloster (ich habe von demselben und seiner Umgebung ja schon gesprochen), zweitens den Senat, drittens den Konak des Fürsten, viertens die Locanda, fünftens das Hospital und sechstens zur Noth noch die Post.

Der Senat ist dem Kloster am nächsten gelegen. Er ist ein einstöckiges, außerordentlich langes und deßhalb niedrig aussehendes Gebäude mit einem kürzeren Seitenflügel an der unteren Seite. Der letztere hat zehn und das erstere dreißig niedrige Fenster auf jeder Seite. Oder sagen wir lieber Fensteröffnungen; denn während ein Theil derselben nicht nur mit Glasfenstern, sondern sogar auch mit Läden versehen ist, zeigen andere nur die leeren Löcher. Einige dabeistehende Bäume überragen das Gebäude bedeutend. Das Ganze ist umgeben mit einer sehr dicken Befestigungsmauer, welche an den vier Ecken von dicken runden Thürmen flankirt wird. Es scheint, daß das Kloster und das Senatsgebäude früher einen gemeinschaftlichen Asyl- und Vertheidigungscomplex gebildet haben, der schwer zu nehmen war, weil er sich an den steilen und ebenfalls mit einigen Befestigungen versehenen felsigen Berg lehnt.

An das Senatsgebäude reiht sich dann der jetzige Konak des Fürsten, welcher erst erbaut ist, seitdem die Herrscher das geistliche Amt niedergelegt und sich verweltlicht haben. Es ist ein dreistöckiges Gebäude mit einem Corps de Logis und zwei kurzen Seitenflügeln, welche einen Hofraum umschließen, der sich rings um das Gebäude erweitert und von einer niedrigen Mauer umschlossen wird, ohne daß irgend etwas von Befestigung zu sehen ist. Für einen orientalischen Konak ist das Gebäude recht stattlich, für einen europäischen Herrschersitz sehr unbedeutend. Man könnte es in jede mittlere Stadt Deutschlands hineinstellen, ohne daß

es Aufsehen erregte. Nur das fürstliche Wappen über dem Eingange und die beiden Schildwachen neben demselben würden zur Noth noch etwas Prinzenhaftes verrathen. Auf der Südseite schließt sich an den Konak ein großer Wiesenplan, welchen man den fürstlichen Park nennt. Als Wiese würden unsere Bauern diese Fläche nicht sonderlich ästimiren; denn das Gras auf derselben ist sauer. Bäume finden sich nur in der Mitte. Sie sind aber noch zu jung und gewähren daher nur dürftigen Schatten. Unter denselben stehen einige Bänke, auf welchen die fürstliche Familie das Park- und Gartenvergnügen genießt. Das ist Alles; aber in einem so spartanischen und primitiven Lande darf sich selbst der Fürst keinen Luxus erlauben. Will die fürstliche Familie in europäischem Comfort leben, so begibt sie sich nach ihrer Sommer-Villa, welche an den Bocche auf österreichischem Gebiete liegt.

Dieser ganze Kessel von Cettinje war ein See. Erst vor dreihundert Jahren soll er ausgetrocknet worden sein. Das Kloster lag ursprünglich an dem Ufer des Landsee's, zwischen diesem und den steinigen Spitzen des Berges. Hieher hatten sich die das Land beherrschenden Priester zurückgezogen vor dem Andrange der Türken, und in der That ließ sich wohl im ganzen Lande schwerlich ein besserer Schlupfwinkel finden. Denn im schlimmsten Falle blieb noch die Möglichkeit offen, auf unnahbaren Gebirgspfaden nach der Küste des Adriatischen Meeres zu entrinnen.

Das Kloster, der Senat und der Konak versinnlichen zugleich einen Theil der Landes- und Dynastengeschichte. Ursprünglich hauste der schwarze Mönch, welcher an der Spitze des Landes stand, nur in dem Kloster. Dann baute er sich das jetzige Senatsgebäude, welches ursprünglich Konak war, — ganz jener befestigte Konak, wie wir ihn im Orient finden, d. h. viel mehr Festung als wohnliches Gemach. Endlich aber glaubte man die Befestigung entbehren zu

können und baute sich ein Haus oder, wenn man lieber will, einen Palast modernen Stils. So repräsentiren denn diese drei Gebäude, von welchen das eine halb auf dem Berge, das dritte unter dem Berge, offen und frei, liegt, die verschiedenen Perioden der montenegriner Geschichte: Erstens die Priesterherrschaft, die sich in die Einsamkeit der Berge flüchtet. Zweitens das Mittelalter, das sich vor den Türken verschanzt, oder wie die Ungarn in ihrem eigenthümlichen Latein sagen: die Zeit der Umwallung, tempus obvallationis. Drittens endlich die moderne Zeit, welche schon etwas auf Annehmlichkeit sieht und sich der Türken auch ohne beständige Obvallation glaubt erwehren zu können. Gegenwärtig residirt nur die Fürstin, eine schöne junge Frau von echt montenegriner Typus, schwarzem Haar und einem ernsten, um nicht zu sagen strengen Gesichtsausdrucke, in dem Konak, mit dem Prinzen, einem hübschen lebhaften Knaben von fünf Jahren. Die Fürstin ist die Tochter eines einheimischen Wojwoden, Peter Wukotitsch, welcher ein hohes Commando bei der Armee hat. Die Gemahlin des vorletzten Fürsten war eine Triestinerin, die Tochter eines großen Kaufmannes Namens Kuekitsch. Sie war eine hochgebildete Dame, sprach deutsch und kannte genau die deutsche Literatur. Obgleich slawischen Blutes, wurde sie doch von den montenegriner Natives die Fremde genannt, und man konnte ihr lange nicht verzeihen, daß sie eine abendländische Neuerung, welche sich inzwischen vollständig eingebürgert hat, einführte, nämlich den Gebrauch der Taschentücher.

Der Fürst ist im Lager bei Danilowgrad. Er ist ein stattlicher Herr von etwa fünfunddreißig Jahren. Ich hörte viel Gutes von ihm, namentlich auch von österreichischer Seite. Er ist ein Freund der Cultur und der Ordnung. Dafür nur ein Beispiel: auf der österreichischen Seite gibt man sich die größte Mühe, die kahlen Berge wieder zu bewalden. Man hat die Stellen des Abhanges, auf welchen

man Pflanzungen angelegt hat, durch weiße Steine, welche die Grenzen der Waldculturen markiren, kenntlich gemacht. Der Fürst von Montenegro nun hat auf den Wunsch Oesterreichs seinen Unterthanen auf das Strengste verboten, jene Pflanzungen zu betreten oder gar Vieh hineinzutreiben.

Die Montenegriner respectiren das Verbot des Fürsten besser, als die Dalmatiner das unserige, sagte mir ein österreichischer Beamter; es ist ein Greuel, zu sehen, wie unsere eigenen Leute immer noch heimlich ihre Ziegen überlaufen lassen und so böswilliger Weise das schwierige Werk hindern und zerstören, das wir mit großen Kosten für sie unternehmen, und dabei dann noch obendrein zu hören, wie sie klagen, daß nichts für sie geschehe.

Der Fürst hat auch sonst viel für die Civilisation gethan. Die Ausübung der Blutrache, das Kopfabschneiden, die großen und lange dauernden Familienfehden, welche vormals so viel Blut und Thränen kosteten, hat er nach Möglichkeit einzuschränken gesucht, da er nicht stark genug ist, seinem kriegerischen Volke das Alles ganz abzugewöhnen, vielleicht es auch nicht will, weil dadurch eine Schwächung der Wehrkraft herbeigeführt werden könnte, die man nöthig hat, um zu existiren. Beiläufig will ich einen Irrthum berichtigen, welchen ich in einigen Büchern gefunden habe. Es steht da zu lesen, die Montenegriner trügen auf ihren Turbans silberne Federn, Tschelenkas genannt, deren Zahl die der Köpfe bedeute, welche der Turbanträger abgeschnitten habe. Dies ist falsch, die Montenegriner tragen heutzutage weder Turbane noch Tschelenken. Letztere, die Tschelenka, kommt nur noch in den alten Heldenliedern vor. Es ist ein silberner oder goldener Zierrath, welcher auf dem Kalpak getragen wird und bald eine Feder, bald eine Weizenähre, ein Säbelchen oder ein Fähnchen oder einen mit Perlen und Edelsteinen verzierten Flügel vorstellt. Ein solcher Zierrath wurde von dem Commandirenden im Kriege ver-

liehen und bedeutete so viel wie ein Orden. Heute haben die Leute wirkliche Orden. Namentlich wird in den letzten Jahren Montenegro mit russischen St. Georgskreuzen überfluthet.

Schickten sie (die Russen) uns doch nur statt der Orden mehr Geld und Brod und bessere Waffen! seufzte ein alter Czernagorze.

Der Fürst Nikita marschirt stets an der Spitze seiner Truppen. Er macht es nicht, wie sein serbischer Bundesbruder Fürst Milan, welcher während des Krieges in Belgrad zurückblieb, um das Wochenbett seiner Gemahlin abzuhalten und mit dem russischen Generalconsul Baccarat zu spielen. Kurz, der Fürst Nikita ist ein wohlmeinender, einsichtsvoller und tapferer Mann. Indessen hat er auch erbitterte Feinde im Lande, welche ihn sogar in Betreff seiner Tapferkeit zu verdächtigen suchen.

Ueberhaupt ist es eine seltsame Erscheinung, daß in allen den kleinen Staaten, welche sich von der Türkei losgerissen haben, mögen die Leute romanischer, hellenischer oder slawischer Abkunft sein — also in Rumänien, Griechenland, Serbien und Montenegro — das Land von dem heftigsten Parteihader erschüttert wird und der Fürst nicht so recht fest auf dem Throne sitzt. Gegenwärtig fühlt man sich groß hier und spricht davon, die Residenz von Cettinje nach Skutari oder gar nach Mostar zu verlegen. Man theilt eben das Fell, ehe man den Bären erlegt hat. Einsichtige Männer aber glauben, wenn es gut gehe, dann bekomme man höchstens das Becken von Niksitsch.

Dem Fürsten zur Seite steht als Regierung der Senat, welcher nicht, wie viele Bücher schreiben, aus Wahlen hervorgeht, sondern vom Fürsten ernannt wird. Er hat acht Mitglieder. Diese haben die einzelnen Departements unter sich vertheilt. Den Senator Matanowitsch, welcher dem Finanzdepartement vorsteht — meinen Bekannten von dem

Lloyddampfer her — traf ich in Cettinje wieder. Die Begrüßung war von beiden Seiten sehr herzlich. Die Besoldung eines Senators beträgt 600 Francs jährlich; es wird aber dabei wohl noch etwas nebenher abfallen. Die Officiere beziehen gar kein Gehalt. Nur die Höchstcommandirenden werden vom Fürsten ernannt. Die übrigen Commandos ergeben sich aus der Stammes- und Familien-Verfassung. Die Stammeshäupter, Wojwoden, und die Familienhäupter, Stareschinas, sind auch im Kriege Officiere, wie im Frieden Ortsobrigkeit. Ueberhaupt gibt es hier eigentlich keine Soldaten und keine Bürger, sondern beides ist identisch, wie bei dem altgermanischen Heerbann. Auch eine Uniform existirt nicht, die Leute sehen im Kriege aus, wie im Frieden; denn auch im Frieden tragen sie immer ihre Waffen. Die einzige Auszeichnung ist das silberne Schild, welches die Officiere an der Mütze tragen; an der Form und der Zeichnung desselben kann man die einzelnen Grade unterscheiden. Es gibt also hier weder Conscription, noch auch eigentlich allgemeine Wehrpflicht. Denn irgend ein obrigkeitlicher Zwang wird nicht geübt. Im Falle des Krieges pflegt ein Jeder mit auszurücken und sich unter seinen geborenen Führer zu stellen. Wenn Einer, der im Stande ist, die Waffe zu führen, zu Haus bleibt, so verfällt er der allgemeinen Verachtung, so daß er nicht mehr im Stande ist, im Lande zu existiren.

So einfach wie die Heeresverfassung ist die der Finanzen. Zölle und sonstige directe Abgaben gibt's nicht; sogar der Tabak ist frei und man bekommt ihn daher besonders gut und billig in den Schwarzen Bergen. Unter türkischer Herrschaft existirte der Kharadsch, das Kopfgeld; dieses Zeichen der Knechtschaft hat man natürlich abgeschafft. Lange Zeit hatte man gar keine Abgaben. Der Fürst mußte sehen, wie er sich durchschlug mit dem Ertrage seiner geistlichen Würden, mit den Einkünften seines nicht unbedeutenden

Grundeigenthums, mit Confiscationen, Kriegsbeute und Strafen — kurz, Arte et Marte. Erst seit etwas länger als einem Menschenalter hat man einige höchst bescheidene Steuern für den Staat eingeführt, namentlich eine sehr mäßige Abgabe auf Ackerland und eine solche auf Vieh. Allein der Ertrag ist gering und reicht nicht zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben. Unter diesen Umständen ist das Land auf auswärtige Subsidien angewiesen; es ist gleichsam die Almosenbüchse Europa's. Sie liefern Alle ihren milden Beitrag — Rußland, Oesterreich, Frankreich. Nur Deutschland zahlt nichts, weil es zu ökonomisch ist, und Italien nicht, weil es kein Geld hat.

Rußland zahlt dem Fürsten regelmäßig, abgesehen von außerordentlichen Fällen, Kriegssubsidien u. dergl., eine jährliche Rente von 10,000 Ducaten. Die Montenegriner behaupten jedoch, diese Zahlung sei kein Geschenk, sondern die Erfüllung einer Verpflichtung. Als nämlich der Fürst Peter Petrowitsch, wie oben erzählt, in Gemeinschaft mit Rußland gegen die Franzosen Krieg angefangen, da hätten die Franzosen, als Herren von Dalmatien, die griechisch-orientalische Kirche dieses Landes, welche bis dahin unter dem Erzbischofe von Cettinje gestanden, von diesem Verbande losgelöst, und die Russen hätten sich verpflichtet, dem Wladika als Entschädigung für die Schmälerung seiner geistlichen Einkünfte, welche aus der Beschränkung seines erzbischöflichen Sprengels hervorging, eine ewige Rente zu zahlen. Dies sei der Ursprung der 10,000 Ducaten.

Man sprach Ende Mai allgemein davon, man schicke sich an, alsbald die türkischen Festungen Podgoritza und Nikfitsch zu nehmen. Ich glaube nicht, daß dies so schnell gelingt, trotz aller Tapferkeit der Montenegriner. Dazu reicht weder ihre Zahl noch ihre Bewaffnung. Man schätzt die Gesammtzahl der Einwohner des Landes auf 150,000. Mir scheint die Ziffer etwas hoch gegriffen, eine zuverlässige Zählung existirt nicht.

Unter diesen Umständen wird die waffenfähige Mannschaft schwerlich mehr als 15,000 betragen. Allerdings beträgt, so wird glaubhaft versichert, die Armee zur Zeit 20,000 Mann. Allein das Plus besteht aus Bosniaken und Herzegowinern, welche hinter den Czernagorzen weit zurückstehen. Ich glaube, die Armee würde sich besser befinden, wenn sie dieses Aggregat wieder los wäre. Die Gewehre, so weit ich solche gesehen, waren Vorderlader, wie sie die Bürgerwehr vom Jahre Achtundvierzig bei uns führte. Von Kanonen habe ich nur sechs Stück gesehen, welche man 1876 von den Türken eroberte. Weitere wurden noch erwartet, und zwar angeblich solche, welche man von der deutschen Militärverwaltung durch einen Dritten in Mainz erstanden. Mit solchen alten Bundestags-Kanonen kann man aber so unzugängliche Nester wie Niksitsch und Podgoritza nicht zusammenschießen. Zu einer regelmäßigen Cernirung und Belagerung fehlt aber nicht weniger als Alles. Vor Allem aber Krupp'sche Kanonen, vor welchen sich solche kleine Bergvesten nicht behaupten können. Wenn Rußland das Geld für solche Kanonen hergibt, werden die klugen und beharrlichen Montenegriner den Schmuggel durch das schmale Dalmatien schon fertig bringen.

Wenn ich als Laie mir ein bescheidenes Urtheil erlauben darf, so glaube ich, daß bei der Kriegsführung hier gar nichts herauskommt. Man wird sich mit furchtbarer Erbitterung schlagen, es werden Ströme von Blut vergossen werden, zahllose Leichen werden die kahlen Felsen bedecken; aber es werden weder die Türken Montenegro erobern, noch auch die Montenegriner die Türkei oder auch nur einen erheblichen Theil derselben. Die Montenegriner sind allerdings eine durchaus kriegerische und tapfere Race, vertraut mit den Waffen, unermüdlich im Ertragen von Strapazen, fast unempfindlich gegen Wunden und Schmerzen und von einer bewunderungswürdigen körperlichen Kraft und Gewandtheit.

Aber, auch abgesehen von der Unzulänglichkeit der Waffen — es sind der Leute zu wenig. 15,000 Menschen sind, wie Napoleon I. in seiner geschäftlich cynischen Weise zu sagen pflegte, schnell verausgabt, und an Zahl sind zur Zeit die Türken den Montenegrinern weit überlegen. Endlich aber ist dieser ganze Krieg zwecklos. Er wird keine Entscheidung geben. Zu erobern ist hier nichts. Die beiderseitigen Positionen sind unnahbar. Wer heute avancirt, wird morgen wieder zurückgeworfen, und wer heute zurückweicht, der rückt morgen wieder vor. Das Ganze ist nichts als ein grausenhaftes Gladiatorenspiel, ohne Sinn und Zweck, nur zum Gaudium der Russen. Ich wünsche im Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit, im Interesse der Türken und noch mehr im Interesse der Montenegriner, daß dieser zwecklose und deßhalb unmoralische Krieg so schnell wie möglich aufhört. Was den Krieg doppelt widerlich macht, das ist der Charakter eines Religionskrieges, der jeden Fanatismus entfesselt. Der Türke ficht für den Islam, der Russe ficht für die orientalische Kirche, und, wenn's nach dem Willen der Jesuiten geht, wird der Franzose Mac Mahon, oder wer hinter ihm kommt, für die römische Kirche fechten. Die Frage ist nur: werden sich vernünftige Menschen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch Religionskriege gefallen lassen?

Die montenegrinische Fahne ist roth und weiß; das Wappen ist ein weißer Adler im rothen Felde. Der Adler trägt einen Löwen im Brustschilde.

Kehren wir von dem Ausfluge in's Lager nach der Hauptstadt zurück. Cettinje, das kleiner ist, als das kleinste deutsche Mottenburg, hat den Vorzug, daß, wenn man ein paar Tage dort verweilt, man alle anständigen oder erheblichen Leute persönlich kennen lernt, von dem Erzbischofe und dem ersten Senator angefangen bis herunter zum jüngsten Kellner.

Was den Erzbischof anlangt, so ist er ein freundlicher alter Herr und bemerkenswerth hauptsächlich dadurch, daß er unter den schlanken Gebirgsbewohnern der einzige Mann ist, der einen Schmerbauch hat, den er übrigens mit Würde zur Schau trägt. Der Heilige ist Junggeselle von Profession, aber ein großer Freund der Damen. Man sieht ihn den ganzen Tag auf der Straße. Er geht von Haus zu Haus und tröstet die Strohwittwen der abwesenden Krieger.

Doch es ist nun auch Zeit, von der Locanda zu sprechen; denn sie verdient es. Um des Guten von ihr nicht zu viel zu vermelden (denn durch Zuviel des Lobes werden die Gasthäuser verdorben), kann ich wenigstens so viel sagen, daß ich oft in deutschen Hotels schlechteres Quartier hatte. Der Padrone ist ein Montenegriner, die Kellner sind Albanesen und das Stubenmädel ist eine Dalmatinerin. Alle sprechen sie italienisch. Die Decke zwischen den Stockwerken ist aus Holz, man erfreut sich daher desselben Getrampels, wie in den Schweizer Hospizen, z. B. auf der Grimsel. Tische, Stühle, Sessel und Spiegel sind in Masse und in den modernsten Formen vorhanden, wenngleich schon ein wenig in desolatem Zustande. Das Bett dagegen ist gut und reinlich; das Essen vortrefflich; der Wein ist echter Montenegriner oder Dalmatiner, er wird à discretion verabreicht und sein Preis ist in dem des Mittags- und Nachtessens mit inbegriffen.

Bei Tisch hatte ich zahlreiche Gesellschaft. Die große Mehrzahl waren Russen, insonderheit Russinnen, nämlich Damen vom Rothen Kreuz. Sie theilen sich in solche mit einem weißen Kopftuch, welche bereits Ordensschwestern sind, und solche mit einer schwarzen Haube, welche es noch werden wollen. Die letzteren haben ein Noviziat von drei Jahren zu bestehen und werden dann nach gemachtem Examen ebenfalls in den Orden aufgenommen. Die Damen stehen an der Spitze des Hospitals, welches ich bereits erwähnte.

Das Gebäude liegt am östlichen Rande der Ebene, etwas isolirt, ist ganz neu und recht stattlich. Das Ganze wird aus russischen Mitteln bestritten. Einstweilen sind nur einige Typhus- und Fieberkranke darin. Doch erwartet man binnen Kurzem eine große Schlacht und dann werden die Räume des sonst so gut eingerichteten Hospitals schwerlich ausreichen. Ja, eine Reihe großer mörderischer Schlachten, wie sie im Jahre 1870 in Frankreich vorkamen, wäre im Stande, das ganze montenegrinische Heer zu vernichten. Es ist hier übrigens gerade wie 1876 in Belgrad, wo auch nur ausländische Damen, nämlich Russinnen und Engländerinnen, den Hospitaldienst bestritten. Auch hier geben sich Einheimische nicht anders dazu her, als gegen sehr gute Bezahlung. Namentlich männliche Dienerschaft war schwer zu bekommen. Der Montenegriner ist überhaupt eigentlich zum Dienen zu vornehm. Vor Allem aber, was hier verlangt wird — z. B. das Hantiren mit dem Nachtstuhl, Pot de chambre ꝛc. — ist ganz unter seiner Würde, und die letztere zu verletzen, dazu ließe er sich nur gegen einen sehr guten Lohn endlich bewegen. Auch die Aerzte und der Apotheker sind Russen, der letztere ein Deutschrusse.

Bei Tisch waren außerdem eine Anzahl russischer Officiere. Einer davon trug noch die serbische Uniform, ein anderer trug bei der Cettinjer table d'hôte so enorm viele Orden, daß man sich fragte: Wie viel wird er deren erst auf der Parade tragen? Dann kam ein russischer Oberst mit weißer Mütze, gelbem Schnurrbart und einer Brille; derselbe steht an der Spitze der Geschoßfabrik in Rjeka. Diese Fabrik zählt 12 russische Beamte und 2 — sage und schreibe: zwei — Arbeiter. Sie macht täglich fünf Geschosse. Sie arbeitet vielleicht gut, aber sicher sehr theuer und sehr langsam. Außerdem ist noch ein junger deutscher Maschinenarbeiter da, der als Feldartillerist den Krieg von 1870 und 1871 mitgemacht hat. Man hat ihn in Mainz engagirt.

Er soll hier die Kanonen montiren, deren Ankunft man mit Schmerzen erwartet.

So viel ich erfahren konnte, sind die Russen bei der einheimischen Bevölkerung durchaus nicht beliebt. Sie sind hochfahrend und wollen überall commandiren. Dies läßt sich aber der Montenegriner, der so stolz ist auf seine Freiheit (und er hat alle Ursache dazu, denn er besitzt die Freiheit und außerdem wenig), durchaus nicht gefallen. Ich kann nicht anders sagen, als daß die Montenegriner, mit welchen ich in Berührung kam — und deren waren sehr viele — alle außerordentlich gastfrei, freundlich und zuvorkommend waren, auch hat man mich nie übervortheilt. Die Russen dagegen müssen doppelt und dreifach bezahlen zur Strafe für ihre Prätentionen.

Rußland subventionirt hier übrigens auch noch eine unter der Protection der Fürstin stehende höhere Töchterschule und eine Mittelschule. Junge Leute, welche aus der letzteren hervorgehen und sich in das Ausland begeben wollen, um sich dort in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben auszubilden und dann, wieder zurückgekehrt, ihrer Heimath ihre Dienste zu widmen, erhalten ebenfalls Subventionen.

Ich werde vielleicht ein andermal von meinen Kreuz- und Querfahrten ein Weiteres erzählen. Hier kam es mir darauf an, eine kleine Skizze von den Zuständen zu geben, wie sie sich dem Auge des unbefangenen Fremdlings präsentiren, der ohne Haß und ohne Vorliebe beobachtet. In der That ist die Locanda in Cettinje ein sehr guter Beobachtungsposten. Jeder considerable Einwohner betritt sie täglich. Hier ist gleichsam der Centralpunkt des öffentlichen Lebens. Hier verkehrt nicht nur das gewöhnliche Publicum, sondern Senatoren, Officiere und Priester, Wojwoden und Bauern, der Leibarzt des Fürsten, der Kammerdiener desselben, der Chef des Postwesens, kurz, tutti quanti, so weit sie noch hier sind.

Meine Absicht ging dahin, über den See nach Skutari und von da nach Antivari zu gehen und mich an dem letztgenannten Orte auf dem Küstendampfer des Lloyd nach Korfu einzuschiffen. Allein die Türken wollten mich, da ich aus Montenegro kam, nicht durchlassen, obgleich ich auf meinem Passe ein Visa pour l'empire Ottoman von der Ambassade de Turquie in Berlin mit einem colossalen türkischen Siegel vorwies. Sie schienen sich an den Spruch zu halten:

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus!

Das Erste, was mir auf meinem Rückmarsche begegnete, war dasselbe, wie auf dem Hinmarsche, nämlich ein Begräbniß nach griechischem Ritus. Da es ein Wojwode war, welchen man begrub, so waren zwei Dutzend Trauerweiber gedungen, welche für die wahrscheinlich außerordentlich geringe Bezahlung einen recht ansehnlichen Lärm machten. Ihre Trauergesänge erinnerten mich an die türkischen Derwische. Sie hatten dieselbe tremulirende, ewig auf- und ab- und wieder hinaufsteigende endlose Melodie. Seltsam war es, daß jede eine Portion Zwiebeln und Lauch trug. Dieses Mitführen der Nationalspeise hatte jedoch keine rituelle Bedeutung.

Noch zwei kleine Erlebnisse möchte ich von dem Rückwege erzählen.

Ich hatte in Cettinje mein Geld sortirt und das deutsche Gold, das ich noch übrig hatte, in ein Papier gewickelt, um es demnächst in Cattaro in den Koffer zu packen, weil ich in der Türkei und in Griechenland nur französisches Gold zu verwenden gedachte. Da ich Morgens noch halb im Dunkel aufbrach, hatte ich das Papier mit Geld übersehen. Es blieb auf dem Tische liegen. Ich war schon zwei Stunden drauf losgeritten, ohne den Verlust zu bemerken. Da sagte mein Führer: Herr, man ruft dich! Nun hatte ich zwar auch seit einiger Zeit einen von Berg

zu Berg sich wiederholenden Ruf gehört, aber gedacht: das sind die Ziegenhirten, welche sich Schnadahüpferl oder sonst so etwas Bukolisch-Georgisches zuschreien oder singen; daß es mich angehe, war mir nicht eingefallen. Der Führer aber versicherte, er verstehe den Ruf, er laute: Botschaft kommt an den preußischen Herrn (Gospodine Pruski), dieser phonetische Telegraph sei hier unter den Hirten üblich, er arbeite von dem Abgangsorte von Berg zu Berg, und werde von den Hirten weiter getragen, bis er sein Ziel erreiche. Gut, warten wir also! sagte ich. Und die Botschaft kam in Gestalt eines Jungen, der mein zurückgelassenes Geld brachte.

Als ich nach Njegusch hinunterritt, hörte ich Hornsignale. Dort war eine Abtheilung der Montenegriner Armee beschäftigt, Gewehre zu fassen, welche von den Bocche heraufgekommen waren. Es waren Vorderlader der beschriebenen Sorte. Auch begegneten mir viele Frauen, Pferde und Esel; alle schwer mit Gewehren beladen, kletterten sie die steilen Berge hinan. In Njegusch wollte ich ein wenig frühstücken. Allein es war Alles von der Armee occupirt; dieselbe schien in ihrem furor patrioticus alle Eatables and Trinkables aufgezehrt zu haben; ich konnte nichts bekommen, und mein dalmatiner Führer mahnte ängstlich und dringlich zum Aufbruch; es schien ihm durchaus nicht wohl zu sein unter dem bewaffneten Volke. Allein mein Durst war groß. Endlich sah ich eine alte Frau tief in den Fels hineingebeugt da unten herumhantiren. Ich dachte, wahrscheinlich ist da eine Cisterne, und rief ihr, meine besten polnischen Reminiscenzen zusammennehmend, auf Polnisch zu: Mütterchen, ist da Wasser? Sie brachte mir denn auch sofort Woda dobra in einem großen blechernen Eimer, und ich konnte meinen Durst löschen. Geld wies sie zurück; allein der Zufall führte ihre zwei Enkelinnen, prachtvolle Mädchen von 8 oder 9 Jahren, herbei, und ich konnte jeder

einen österreichischen Zwanziger geben, wofür sie dem Batuschka, d. h. mir, so lange die Hände küßten, bis ich sie in die Hosentaschen steckte. Die Alte befahl ihnen, Gospodine zu mir zu sagen; allein die lustigen Kleinen blieben bei dem Batuschka. Später erfuhr ich, daß der Führer der Truppen nicht übel Lust hatte, mich als Spion zu verhaften, weil ich die Gewehre inspicirt hatte. Er erkundigte sich auch bei meiner wasserspendenden Matuschka. Aber die lachte ihn geradezu aus, indem sie sagte: Der Herr sprach ja unsere Sprache. So ging denn der Kelch an mir vorüber.

Der Spionenfang ist eine Krankheit der sich unsicher fühlenden Truppen. Die Franzosen in 1870 und die Bundestags-Armada in 1866 haben sich darin besonders hervorgethan.

Als ich den Berg nach Cattaro hinunterstieg, begegneten mir immer noch Frauen mit Gewehren; jede hatte deren 5 bis 6 Stück auf den Schultern. Einige trugen auch, wenn ich richtig gesehen habe, Stücke von Laffetten. Es scheint also, die Kanonen sind gekommen, und dann kann es jeden Tag losgehen. Es war ein wahres Gewimmel von Männern und Frauen, von Pferden und Eseln an den Zickzackwegen des Berges. Die Sonne brannte furchtbar auf die Kalkfelsen; die Meisten kletterten direct hinauf, unter Verschmähung der Serpentinen. Alle grüßten sehr freundlich, — kam ich ja doch aus ihrem geliebten schwarzen Ländchen, folglich mußte ich ein Freund sein. Die jungen Frauen küßten mir im Vorbeigehen die Hand, es war eine dem Alter erwiesene Huldigung. Die Frauen altern sehr schnell, wahrscheinlich in Folge der schweren Belastung mit Arbeit. In jungen Jahren sind sie recht hübsch. Sie haben einen schlanken Wuchs und eine große körperliche Gewandtheit, kleine, spitze, blendendweiße Zähne, lebhafte und schelmische schwarze Augen und kleine aber bewegliche Gesichtszüge.

Ich kann nicht leugnen, daß ich, trotz der freundlichen Aufnahme Seitens der Montenegriner, bei dem Wiedererblicken des Meeres und der schönen Buchten ein Vergnügen empfand, das jenem der tapferen Zehntausend Xenophon's in dem Augenblicke, da sie ihr Thalatta riefen, nicht nachstand.

Unter dem Gebimmel aller Glocken war ich hinaufgeritten, unter einem herz- und ohrzerreißenden Getute, Gedudel und Getrommel der Soldaten ritt ich hinunter. Ueberall Priester, überall Soldaten, überall Krieg, überall ecclesia militans und miles militans, — das ist temporis signatura!

Wenn man aus der Türkei kommt, wird man interpellirt: Waren Sie auch im Harem? Wenn man aus Montenegro kommt, wird man gefragt: Haben Sie noch Ihre Ohren?

Nun, die Wahrheit ist: Man kommt in der Türkei nicht in den Harem und man verliert in Montenegro nicht seine Ohren. Man hat dazu nicht die geringste Gelegenheit. Jeder Montenegriner fühlt in sich die Verpflichtung die Honneurs des Landes zu machen, und er behandelt deßhalb den Fremden vortrefflich, vorausgesetzt daß dieser nicht seinem Stolz und seinen berechtigten Gefühlen zu nahe tritt. Mir kamen die Montenegriner immer vor, wie alte Corpsburschen oder bemooste Häupter auf deutschen Hochschulen; klug und naiv, verbummelt und tapfer, heroisch und renommistisch, edel und freigebig, aber derangirt in den Finanzen. Jedenfalls sind sie unter den Slawen der Balkan-Halbinsel die besten, und es ist jammerschade, daß sie, wie es den Anschein hat, sich im russischen Interesse nutzlos sacrificiren.

Wer sich das interessante Land und Volk ansehen will, der hat in der That nichts zu befürchten als große Strapazen; dagegen erhält er aber auch das Recht, nach der Rückkehr von sich zu sagen:

Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.

Verlag von A. B. Auerbach in Stuttgart.

Transatlantische Roman-Bibliothek.

In zwanglos erscheinenden Bänden à 3 Mark.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bis jetzt wurden publicirt:

1. Band.

Voreilige Schlüsse.

Novelle von **W. D. Howells.**

Autorisirte Uebersetzung von **Minna Wesselhoeft.**

Dr. Heinrich Homberger spricht sich in der **Deutschen Rundschau** (Heft 9 vom Juni 1877) über diese Novelle aus, wie folgt: W. D. Howells ist in Deutschland noch so gut wie unbekannt, obwohl er wie wenige zeitgenössische Dichter des Auslandes unsere Aufmerksamkeit, Liebe und Bewunderung verdient. Wir wagen so zu sprechen, nachdem wir selbst ihn eben kennen gelernt in einem seiner Werke, welches dazu uns nur in der Uebersetzung vorliegt. Aber in der Kunst mehr als irgendwo gilt das ex ungue leonem. Wir ersehnen mit Ungeduld den Genuß, den uns die übrigen Werke des Amerikaners verschaffen werden.

... Howells gehört zu der seelenkundigen Rasse der Turgenjew, Thackeray, Gottfried Keller. Man versteht aber auch, daß er, obwohl er schon mehrere Gedichte und Erzählungen veröffentlichte, es in seinem Vaterland noch nicht zu einer Popularität gebracht hat, deren Widerhall schon längst auch zu uns gedrungen sein müßte. Caviar für's Volk! ...

2. und 3. Band.

Gabriel Conroy.

Ein Roman aus dem californ. Goldlande von **Bret Harte.**

Autor. Uebersetzung von **C. Th. Eben.**

Julian Schmidt spricht sich in der **Deutschen Rundschau** (Heft 5 vom Februar 1877) über ‚Gabriel Conroy' aus wie folgt: ‚Gabriel Conroy' ist ein erster Versuch und muß als solcher beurtheilt werden; ein Versuch, zu dem der Dichter mit Nothwendigkeit getrieben wurde, der aber für den Dichter selbst eine Studie sein muß, die Gesetze der neuen Künstlerform an der eigenen Erfahrung zu prüfen. Ich setze hinzu: eine sehr bedeutende Studie ... Das Beste von dem Roman ist die sinnliche Farbe. Diese ist freilich von einer Schönheit, die vieles Andere wett macht; es sind Schilderungen darin, die sich denen der ersten Dichter an die Seite stellen können. Die Natur folgt dem Gebote des Dichters, ihre seltsamste und ihre edelste Physiognomie zu zeigen. Und so wird jeder Leser, auch wo ihn das Ganze nicht befriedigt, dennoch reiche Ausbeute davontragen ...

4. und 5. Band.

Der Amerikaner

oder

Marquis und Yankee.

Von **Henry James jun.**

Deutsch von **Heichen-Abenheim.**

Ueber Land und Meer: ... Henry James jun., der durch seinen Roman „Roderick Hudson" bewiesen, daß die amerikanische erzählende Literatur nicht nur urkräftige Talente, sondern auch schon große Künstler aufzuweisen hat, gibt uns in seinem zweiten Roman: „Der Amerikaner oder Marquis und Yankee" (Stuttgart, Auerbach) ein Seitenstück zu dem obengenannten, welches an Originalität den „Hudson" vielleicht noch übertrifft und an Kunstwerth diesem fast gleichsteht. Der Autor hat sich hier zum Vorwurf gemacht, die neue Welt mit der alten in Conflict zu bringen. Er wählt hiezu einen echten, rechten, richtigen Yankee Newman, einen amerikanischen Typus, und eine starre französische Legitimistenfamilie, in welche dieser Newman hineinzuheirathen sich in den Kopf gesetzt hat, nachdem sein Herz gesprochen. Die Charakteristik der verschiedenen Figuren ist unübertrefflich, fein, wahr und ergötzlich. Die französische Malerin, Fräulein Noémie, mit ihrem Herrn Papa, Newman's pariser Amerikaner, der Marquis, welcher der Malerin wegen sich duellirt, all' das ist so greifbare Wirklichkeit mit künstlerisch dis-

Reise-Eindrücke
aus dem Südosten.

Ungarn, Istrien, Dalmatien, Montenegro, Griechenland, Türkei.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Motto:

Non hic Te carmine ficto
Atque per ambages et longa exorsa tenebo.
Non ego cuncta meis amplecti versibus opto.
P. Vergilii Georg. lib. II.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.
1878.

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Τοῖς ἀξιοτίμοις Κυρίοις

Πέτρῳ Πιέρῳ

Ἀλεξάνδρῳ Πιέρῳ

Σπυρίδωνι Ν. Καραβίᾳ

Εὐσταχίῳ Καραβίᾳ

ἐν Βαθεῖ

μνήμης ἕνεκα τῆς ἐν Ἰθάκῃ

μηνὶ Ἰουνίῳ 1877

εὐμενοῦς αὐτῶν ξενίας

εὐγνωμόνως ἀνατίθεται.

Den verehrten Herren:

Pieri Piero,

Alexander Piero,

Spiro N. Caravia,

Evstachio Caravia

in Vathy

in dankbarer Erinnerung an die freundliche Aufnahme in Ithaka

im Juni 1877

gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Historisch-politische Skizzen aus Montenegro.

Juli 1877.

I.

Wie Montenegro von dem geistlichen zum weltlichen Regiment übergeht.

Die Christen im Westen nennen den Beherrscher der Schwarzen Berge häufig noch den Wladika; und sie befinden sich dabei in demselben Grade der Unwissenheit wie die Türken im Osten, die ihn heute noch den Schwarzen Mönch, den Kara Kaluger, nennen.

Die Wahrheit ist: Es gibt in Montenegro heutzutage weder einen Wladika noch einen Kara Kaluger, vielmehr wird das Land beherrscht von einem weltlichen Fürsten, welcher dem Hause Petrowitsch und dem Stamm Njegusch angehörte und Nikita heißt; er ist verheirathet und hat einen hübschen Prinzen von fünf Jahren, welcher, sofern Gott ihm und dem Lande Leben und Gesundheit fristet, seinem Vater nach den Rechtsgrundsätzen der Linear-Gradual-Succession nachfolgen wird, wie dies nun einmal die Prinzen zu thun pflegen in allen monarchischen Staaten Europa's.

Wie dies gekommen, wie aus dem Wladika ein Fürst geworden, will ich in dem Nachfolgenden erzählen.

Danilo Petrowitsch, wie er nach altem, oder Danilo I., wie er nach neuem Stile genannt wird, der Oheim und Vorgänger des jetzigen Fürsten, hat im Jahre 1851 den Staat aus einem geistlichen in einen weltlichen verwandelt. Er hat damit einen Schritt mehr gethan, um den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit zu vollziehen.

Sein Vorgänger Peter II. war noch Priester, aber doch schon sehr stark weltlich inficirt. Er flanirte gerne im Auslande umher; er liebte die Dichtkunst; sammelte die alten montenegrinischen Gesänge, genannt Piewannia, und bestieg sogar selbst zuweilen den Pegasus, um dieselben zu vermehren durch eines jener Heldenlieder, welche in fünffüßigen Trochäen einherschreiten und zum monotonen Geschwirre der Gusle gesungen werden in einer sich ewig wiederholenden Melodie, welche man durch sogenannte Bocks-Triller vergeblich zu verschönen und zu beleben versucht. Endlich erfand er die montenegrinischen Orden. Bis dahin hatte jeder Krieger nach eigener Phantasie sich allerlei Zierrathe und Ehrenzeichen auf die Mütze gepflanzt. Peter Petrowitsch II. aber, welcher auf seiner Reise im benachbarten Ausland das europäische Ordenswesen hatte kennen und schätzen gelernt, erklärte das Creiren solcher Decorationen für ein Monopol des Wladika und verbot seinen Unterthanen, andere Mützen-Zierrathe zu tragen, als diejenigen, welche er Höchstselber verliehen. So beglückte er denn den Einen mit einem Löwen, den Andern mit einem Kreuz, den Dritten mit einem Adler aus Gold oder Silber, oder wenigstens aus galvanisch vergoldetem oder versilbertem Kupfer, an der vorderen Seite des schwarzen Bandes der den Söhnen der Schwarzen Berge eigenthümlichen rothen Cerevis-Mützen zu tragen. Nur westeuropäisches Vorurtheil kann einen Anstoß daran nehmen, daß diese Tapfern die Ehrenzeichen statt auf der Brust auf dem Kopfe anbringen. Vielmehr ist denselben aus dieser weisen Maßregel ihres letzten geistlichen Staatsoberhauptes ein besonderer Vortheil erwachsen, und zwar dadurch, daß in neuerer Zeit Rußland den Czernagorzen gegenüber sehr freigebig ist mit dem Kreuze des heiligen Georg und anderen Decorationen, welche auf der Brust getragen werden; in Folge dessen genießt denn der Montenegriner vor den übrigen Europäern den Vorzug, daß er

noch mehr Platz hat, indem er decorirt werden kann nicht nur am Kopfe, sondern auch an dem Herzen. Neuerdings jedoch haben jene Abzeichen an der Mütze mehr den Charakter einer Bezeichnung des Grades, welchen der damit Geschmückte in der Civil- oder Militär-Dienst-Hierarchie einnimmt, erhalten.

Kurz, Peter II. war anders als seine Vorgänger. Er schätzte zu sehr die europäische Cultur oder wenigstens einige Symptome derselben, um als getreue Copie seiner militärisch-priesterlichen Vorgänger gelten zu können, und wenn man ihm damit nicht etwas zu viel Ehre erweisen würde, möchte ich ihn mit dem letzten Kurfürsten von Brandenburg und ersten König von Preußen vergleichen, welcher (abgesehen von den mannigfachen Unterschieden, welche auf der Hand liegen und die Vergleichung hinkend machen) ein ähnliches Uebergangsstadium bezeichnet.

Der Wladika Peter, selbst ohne legitime Descendenz, wie es dem geistlichen Junggesellen zukommt, hatte nach einer anerkannten Observanz seinen Nachfolger aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten zu wählen. Er bezeichnete als solchen den jungen Danilo. Derselbe war weder nach dem Linear-Gradual-System der westeuropäischen (und insbesondere auch deutschen) Successionsordnung, noch auch nach montenegrinischem Erbrecht zur Nachfolge berufen; denn er hatte — von allem Uebrigen abgesehen — ältere Brüder. Allein der letzte Wladika kannte dessen romantischen und zugleich auch modernen Sinn, wonach dieser Petrowitsch berufen war, für Montenegro der letzte Ritter im Geiste des Kaisers Maximilian zu werden. Er wußte, daß Danilo in den Banden einer schönen Triestinerin schmachtete, einer Tochter des Großhändlers und Schiffsrheders Kukitsch, welche zugleich eine Vollblut-Slawin und doch mit allen Vorzügen westeuropäischer Cultur ausgestattet war. Er wußte, daß Danilo erst zwanzig Jahre alt und nicht gesonnen war,

seine Jugend und seine Liebe zu opfern auf dem Altar des alten Klosters von Cettinje, das dort an dem zerbröckelnden Kalkberge hängt wie ein Greis, der, müde vom Fortschritt, sich zum Zweck des Verschnaufens ein wenig anlehnt an den Bergen, die noch weit älter als er selbst sind.

So wurde denn Danilo 1851, nach dem Tode seines guten Oheims Peter, zur Erbfolge berufen. Bisher war es Sitte, daß der so Berufene nach Rußland ging, um dort vom Patriarchen die Weihe als oberster Priester der Schwarzen Berge zu empfangen. Dies war durchaus kein leerer Formalismus, sondern es hing daran jene jährliche Rente, welche der Wladika empfing als Entschädigung für die Einkünfte aus dem dalmatinischen Theil seines Bisthums, welche Einkünfte ihm seiner Zeit die Franzosen zur Strafe für seine russische Haltung unter Napoleon I. entzogen und welche ihm Oesterreich unter Kaiser Franz I. nicht wiedergegeben hatte, so daß ihn Rußland dafür entschädigen mußte.

Danilo also ging auch nach St. Petersburg, aber nicht um dort die kirchliche Weihe als Wladika für sich zu empfangen, sondern um ein- für allemal diese geistliche Anhängsel seiner weltlichen Herrscherrechte los zu werden. Die Handvoll Menschen in Europa, welche damals (1851) von dem Lande der Schwarzen Berge Notiz nahmen und sich für die Geschicke des jungen Häuptlings interessirten, welcher nach dem Urtheil Aller, die ihn kannten, eine außerordentlich sympathische Persönlichkeit war, — zweifelten, ob der junge Herr mit seinen Säcularisationsgelüsten in Rußland Erfolg haben werde. Rußland, so sagte man sich, hat doch ein offenbares Interesse daran, daß das Oberhaupt der Czernagorzen ein Priester bleibe, welcher der russischen Weihen bedarf. Allein man irrte sich. Rußland bedurfte dieses Priesterthums nicht mehr. Erstens hatte es den Herrscher von Montenegro durch die bereits erwähnten Leibrenten an sich gefesselt. Zweitens aber hatte es die orthodoxen Prie-

ster der Balkanhalbinsel, namentlich aber die von Serbien, Bulgarien, Bosnien und Montenegro, dem Patriarchen von Constantinopel, unter welchem sie von Rechts und von Religions wegen standen, zu entfremden und sich zu gewinnen gewußt. Diese, dem vormaligen Kirchenoberhaupte in Stambul abgewandte Geistlichkeit der griechisch-orientalischen Kirche hat heute ihre heiligen Stätten in Moskau und Kiew. Ihre wissenschaftliche und kirchliche Ausbildung (freilich kann von einer solchen nur in sehr beschränktem Umfang und Sinne die Rede sein) erhält sie in Rußland oder auf einer durch russische Mittel unterhaltenen Anstalt in Böhmen; sie empfängt dort und wohl auch noch später russische Informationen und Subventionen. In geringerem Grade gilt dies auch von den Popen und den Mönchen in Rumänien. Die Geistlichkeit der Hellenen dagegen hat sich von Rußland theils unabhängig gemacht, theils von Haus aus unabhängig erhalten. Für Montenegro aber konnte Rußland, ohne Etwas zu verlieren oder aufzugeben, darein willigen, daß der junge Danilo seine geistliche Wladika-Würde niederlegte und ein rein weltlicher Fürst ward, indem er aus dem Kloster in den Konak übersiedelte und an die Spitze der montenegrinischen Kirche einen Archimandriten stellte, der nunmehr in dem alten Klostergebäude zu Cettinje Residenz nahm und pflichtschuldigst von russischen Sympathien beseelt war.

Als Danilo von St. Petersburg, wo er die Zustimmung des Czaren zu dieser Neuerung eingeholt hatte, zurückkehrte, legte er statt der faltenreichen schwarzen Gewänder des Kara Kaluger (des Schwarzen Mönchs, wie die Türken heute noch das Oberhaupt der Montenegriner nennen) das knappe und schimmernde Gewand des Czernagorzen-Häuptlings, die schwarze und rothe Cerevismütze und jene eigenthümliche Chaussure an, welche uns immer an die beinumschienten Achäer des Homer erinnert; und in diesem hochzeitlichen Gewande fuhr er gen Triest, um die Dame seines Herzens

heimzuführen, mit welcher abermals ein neues weltlich-modernes Cultur-Element in den geistlichen Raubstaat kam.

Ganz glatt ging jedoch die Sache nicht ab. Danilo hatte, allzu vertrauensvoll, für die Zeit seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte seinem Oheim übertragen. Dieser hatte die Zwischenzeit benutzt, um sich Anhänger zu werben, was bei der Abneigung gegen die beabsichtigte Neuerung und bei der Eifersüchtelei unter den verschiedenen Wojwoden-Häusern des Landes nicht schwer war. Als Danilo zurückkehrte, verweigerte der Oheim die Rückgabe der Regierung. Danilo, kurz resolvirt, berief eine große Landesversammlung nach Cettinje, in welcher er dem ungetreuen Oheim energisch zu Leibe ging und ihm die Abzeichen der Herrscherwürde Angesichts des Volkes entriß. Dieses muthige Auftreten, Mann gegen Mann, imponirte den Montenegriuern, welche die Tapferkeit über Alles schätzen und jedenfalls höher, als die im Geheimen schleichenden Intriguen und Conspirationen. Unterstützt wurde Danilo durch seinen Bruder Mirko den Starken, den Vater des jetzigen Fürsten Nikita. Letzterer ist berühmt als einer der vortrefflichsten Reiter. Ueberhaupt ist es merkwürdig (man gestatte mir die Einschaltung dieser Bemerkung), wie in Montenegro, das bei der Beschaffenheit seines aus zerklüfteten Felsen, tiefen Schluchten und noch tieferen Kesseln bestehenden Bodens alles Andere eher ist, als ein Tummelplatz für Pferde, auch heute noch das Reiten einen mit Vorliebe betriebenen Sport bildet, der namentlich auch in den Volksliedern eine große Rolle spielt, in welchen Liedern jeder Held sein Pferd und jedes Pferd seinen historischen Namen hat. Wenn überhaupt ein Sohn der Schwarzen Berge sich an Bord eines Pferdes wagt, so wird er auch ein vortrefflicher Reiter; ebenso, wie er ein guter Seemann wird, wenn er an Bord eines Schiffes geht. Ohne Zweifel sind dies noch Reminiscenzen aus jener Zeit, wo dieses tapfere Häuflein noch nicht zurückgedrängt war

in die ebenso unnahbaren als unfruchtbaren Schwarzen Berge, sondern das Reich des großen Königs Duschan sich noch bis an die Meere und in die Ebenen erstreckte — von den Ufern der Sawe und der Donau bis an die Grenze der Griechen — von der Adria bis zum ägäischen Meere.

Danilo setzte 1851 einen ihm ergebenen Kaluger zum Archimandriten der Schwarzen Berge ein und bewältigte mit dem Beistande dieses und seines starken Bruders Mirko die Feindseligkeiten und Complotte, indem er die am schwersten Compromittirten verbannte.

Mit Danilo also hatte die geistliche Herrschaft ein Ende. Sie hatte von 1516, wo der letzte weltliche Fürst in das Ausland ging, bis 1851, wo Danilo den Priesterrock an den Nagel hing, gedauert, also länger als drei Jahrhunderte, — ein Stück Mittelalter mitten im modernen Europa. Während im Occident die christliche Kirche sich spaltete und reformirte und der weltliche Staat sich auf der breiten Grundlage des allgemeinen und gleichen Staatsbürgerrechtes für alle Religionen und Racen immer mächtiger und selbstherrlicher entfaltete, gab es hier zwischen diesen himmelhohen und unersteigbaren Bergen noch einen kleinen Tribus der vormals so großen und mächtigen serbischen Nation, und dieser Tribus unterwarf sich aus freien Stücken der Herrschaft seines Oberpriesters, der, in der einen Hand das Schwert und in der anderen das Kreuz, seine Tapferen in einen permanenten Religions- und Racenkrieg führte, — einen Krieg, welcher niemals ein Ende nahm und kein Ende finden konnte, so lange nicht der eine oder der andere Theil vollständig von der Erde vertilgt war. Hüben die Kämpen der heiligen Dreifaltigkeit, drüben die Schaaren des alleinigen Gottes, der keinen neben sich duldet, der weder Eltern noch Geschwister, weder einen Vater, noch, wie es im Koran heißt, eine Mutter, noch einen Sohn hat, sondern nur einen

Propheten, Muhamed geheißen. Dieser Kampf, der mit dem wildesten Fanatismus geführt wird, absorbirt alles. Man kennt nur noch das Kreuz und den Halbmond. Die übrige Welt hat für die Kämpfenden aufgehört zu existiren. Sie ist in einem Meere von Blut untergegangen. In Cettinje herrscht der Wladika, in Skutari der Vali. Der große runde Thurm über dem Kloster des Wladika in Cettinje und der große viereckige Thurm über dem Konak des Vali oder Pascha in Skutari dienen den nämlichen Zwecken. Sie enthalten Sammlungen abgeschnittener Köpfe. In Skutari findet man christliche Köpfe, welche im Namen des Propheten, und in Cettinje türkische Köpfe, welche im Namen des Erlösers abgeschnitten worden sind. Eine neue Bestätigung der alten Thatsache, daß die im Namen Gottes und seiner heiligen Religion unternommenen Kriege mit größerer Grausamkeit geführt werden, als alle anderen.

Im Jahre 1858 besiegten die Montenegriner bei Grahowo die Türken. Ich werde über diese Schlacht später noch sprechen. Die Ernte an abgeschnittenen Türkenköpfen (das Volkslied der Czernagorzen nennt diese Köpfe des Feindes mit grausamem Scherze wilde Melonen) war eine so reiche, daß Transportschwierigkeiten entstanden und man sich endlich, wenngleich ungern, entschloß, die Köpfe auf dem Schlachtfelde zurückzulassen, den Adlern und Geiern zum Fraße, und nur die Nasen und Ohren, nachdem man sie von den bereits abgeschnittenen Köpfen sorgfältig separirt hatte, mitzunehmen, um sie in dem zum Oefteren erwähnten Türkenthurm des Cettinjer Klosters zu deponiren, — in perpetuam rei memoriam et in majorem dei gloriam.

Diese Thatsache wird nicht etwa von einem Gegner der Montenegriner referirt, sondern von einem enthusiastischen Freunde derselben, der ihnen große Dienste erwiesen. Es ist der französische Admiral Jurien de la Gravière

(ich werde noch mehr von ihm reden), welcher dieselbe constatirt hat, als er kurz nach der Schlacht selbst in Cettinje war, und als noch (wie er sich ausdrückt) ein Schrei der Entrüstung durch ganz Europa hallte wegen der bei Grahowo begangenen Atrocitäten, oder wie man jetzt sagen würde: horrors.

Der Fürst Danilo, schreibt Jurien de la Gravière, war ganz betäubt und trostlos wegen der Geschichte, aber er hatte sich bis dahin noch nicht im Stande befunden, in diesem Punkte die Sitten seiner Leute zu ändern. Als wir (Franzosen) nun später genauer bekannt wurden mit einzelnen Häuptlingen der Montenegriner, versuchten wir es, unsern Einfluß bei ihnen geltend zu machen, um sie zum Verzicht auf eine so große Genugthuung zu bewegen. Sie hörten uns mit großer Aufmerksamkeit zu und gaben von Zeit zu Zeit ihre Zustimmung zu unsern Auseinandersetzungen durch Kopfnicken und andere Geberden zu erkennen. Das Ende vom Lied war aber immer, daß sie sagten: Ihr habt ganz Recht, wir werden keinen Menschen mehr die Köpfe abschneiden, natürlich mit alleiniger Ausnahme der Türken.

Bei diesem Grundsatze sind sie bis heute verblieben, und zu ihrer Entschuldigung läßt sich nur sagen, daß in Betreff dieser Gepflogenheit des Kopfabsäbelns auch heute noch zwischen den Türken und Montenegrinern die vollständigste Reciprocität herrscht. Einer beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf den Andern.

Dagegen bestritten alle Montenegriner, die ich gesprochen, daß sie die Operation des Kopf-, oder Nasen-, oder Ohren-Abschneidens vornehmen an Feinden, welche noch leben. Es handle sich nur um Trophäen, welche sie von den Gefallenen und Todten entnehmen. Oesterreichische Officiere dagegen, welche den Krieg in den Bocche di Cattaro (1869) mitgemacht haben, versichern mit der größten Be-

stimmtheit das Gegentheil; österreichische Soldaten, sagen sie, seien damals einzeln überfallen, entwaffnet und entkleidet und nach Abschneiden von Nase, Ohren und Genitalien nackt in das österreichische Lager zurückgejagt worden.

Ich selbst habe im Jahre 1875 in Obermacedonien einen türkischen Soldaten gesehen, welchem nicht nur die Nase und die Ohren abgeschnitten waren, sondern auch die Oberlippe, mitinbegriffen Schnurrbart. Der Anblick war wahrhaft entsetzlich; namentlich das durch Abschneiden der Lippe bewirkte ewige Grinsen sah schauerlich aus in dem durch Verstümmelung der Nase und vielfache Messerstiche und Schnitte so traurig entstellten Gesichte. Allerdings hatten diese Verschönerung nicht die Montenegriner auf dem Gewissen, sondern die aufständischen Bosniaken.

Ein Zustand des Friedens, wie er z. B. zwischen der Schweiz und Deutschland, oder zwischen zwei anderen europäischen Culturstaaten, die an einander grenzen, besteht, hat zwischen Montenegro und der Türkei überhaupt niemals bestanden. Die Türkei hat eine Zeit lang auch in den Schwarzen Bergen von der Rajah Kopfgeld (Charadsch) erhoben und hat auf das vermeintliche Recht, dies zu thun, niemals ausdrücklich verzichtet. Es ist zwar schon lange her, daß dort von Charadsch überhaupt keine Rede mehr ist, allein die Türken betrachten dies als einen lediglich factischen und provisorischen Zustand. Dies erzeugt natürlich eine fortwährende Reibung. Das ist die *erste* Quelle des Streites.

Eine weit wirksamere Triebfeder zum Krieg ist *zweitens* der Glaube. Wenn von den Türken an der Montenegriner Grenze — also z. B. in Niksitsch oder in Podgoritza (auf deutsch: die Bergveste) — die Rede ist, so muß dies **cum grano salis** verstanden werden. Diese Leute sind nämlich durchaus keine *Osmanli*, sondern zum Glauben an Allah und seinen Propheten bekehrte *Serben*, von demselben

Tribus wie die Montenegriner. Mit den Letzteren haben sie die Lust am Kriege, die kriegerische List und Tapferkeit, den Stoicismus und die Ausdauer, die Fähigkeit, nicht nur Strapazen, sondern auch Hunger zu ertragen — kurz, fast Alles gemein, mit alleiniger Ausnahme des Glaubens. In jener Gleichheit und in dieser Verschiedenheit liegt das Motiv eines verdoppelten Hasses. Eigentlich sollten sie einander als Stammesgenossen lieben. Der Glaube verhindert sie, dies zu thun. Da sie einander aber geographisch und ethnologisch zu nahe stehen, um einander gleichgültig zu sein, so bleibt ihnen nur eine Möglichkeit übrig, nämlich die, einander wüthend zu hassen. Sie beehren einander mit dem Titel: Ungläubige Hunde. Die serbischen Türken gelten außerdem noch in den Augen ihrer christlichen Landsleute als Gottesverleugner und Renegaten; und endlich behaupten die Montenegriner, diese sogenannten Türken hätten ihnen das fruchtbare Land da unten abgenommen und sie, die legitimen Herren des Bodens, zurückgeworfen in die kahlen Kalkfelsen, wo es für Adler bequemer zu horsten ist, als für Menschen.

Drittens sind die Leute hier überhaupt auf Selbsthilfe angewiesen. Das Faust- und Fehde-Recht, die Blutrache und verwandte Rechts- und Unrechts-Institute bestehen hier in weitester Ausdehnung, und die Regierungen sind nicht stark genug, sie zu beseitigen oder auch nur wesentlich zu beschränken; denn sie vermögen nicht, einen Ersatz dafür zu bieten. Und ein solcher Ersatz wäre nöthig. Der Mörder, welcher keine Ursache hat, die Strafgewalt des Staates zu fürchten, wird doch zuweilen von der blutigen That zurückgeschreckt durch den Gedanken an die noch blutigeren Folgen, welche ihm und den Seinigen Seitens der Verwandten seines Opfers drohen würden; denn für diese Verwandten ist die Rache nicht bloß ein Recht, sondern eine heilige Verpflichtung, deren Nichterfüllung ehrlos machte.

Unter diesen Umständen sind Leute, welche keinen Schritt gehen, ohne die lange Vogelflinte (in Englisch-Amerika nennt man sie Kentucky-Rifle und in Französisch-Amerika La longue Carabine) auf dem Rücken zu haben und ein ganzes Arsenal von Schuß-, Hieb- und Stich-Waffen in dem Gürtel zu tragen, auf Provocation sehr geneigt, auch mitten im Frieden auf eigene Gefahr und Rechnung von diesen Waffen Gebrauch zu machen, um so mehr, als man hier auf Menschenleben keinen übermäßigen Werth legt und einen gewaltsamen Tod als die ehrenhafte Regel für Männer betrachtet, während der Tod in Folge von Alter und Krankheit mit demselben Gefühl der Geringschätzung behandelt wird, welche unsere germanischen Vorfahren dem sogenannten Strohtod, d. h. dem Sterben im Bette, angedeihen zu lassen pflegten.

Die Gelegenheit findet sich leicht. Ein sogenannter Türke mäht eine der kleinen Wiesen, welche sich in jenen kraterförmigen Vertiefungen finden, die uns lebhaft an das Karstgebirge zwischen Triest und Laibach erinnern. Ein darüber hinzukommender Montenegriner behauptet: Diese Wiese ist mein. Ein von beiden Theilen anerkannter Richter existirt nicht. Ein Grundbuch oder eine Vermessung, auf welche man recurriren könnte, natürlich noch viel weniger. Während sich der Türke und der Montenegriner über die Wiese herumstreiten, ruft der Junge des ersteren und die Frau des letzteren die Verwandtschaft. Jeder Theil erhält also Succurs. Von rechtlichen Erörterungen, womit der Streit beginnt, kommt es zu Schimpfreden, von Schimpfreden zu Thätlichkeiten. Plötzlich fällt ein Schuß und das ist das Signal zu einem schrecklichen Gemetzel. Die Opfer dieses Gemetzels müssen dann natürlich gerächt werden; und so entwickelt sich aus dem Streit um ein paar jämmerliche Grashalme, aus diesem Kampfe um's Recht (wie Herr Rudolf von Jhering sagen würde) ein ganz niedlicher Pri-

vatkrieg, ein Familien- und Grenzkrieg, um welchen sich die beiderseitigen Staatsgewalten nicht kümmern, der aber gleichwohl im Stande ist, sich von dem Einzelnen auf die Familie, von der Familie auf die Sippschaft und von der Sippschaft auf den Khlan (Stamm) auszudehnen. Und das ist eigentlich der reguläre Zustand, der Friede, freilich ein Friede mit Störungen und Hindernissen. Krieg ist das noch nicht. Krieg ist erst dann, wenn der Wladika von Cettinje auf der einen und der Pascha von Skutari oder irgend ein anderer Pascha auf der anderen Seite commandirt. Wenn der Fürst den Heerbann der Czernagorzen und der Pascha den türkischen Nizam aufruft und die Topdschi (d. h. die Kanoniere) das Geschütz auffahren, dann ist erst la guerre ouverte ausgebrochen.

Statt der streitigen Bergwiese kann man sich auch einen gestohlenen Hammel oder eine übergelaufene Ziege, ein entführtes oder ein verführtes Mädchen, die Schmerzen eines eifersüchtigen Liebhabers, die Wuth eines unglücklichen Nebenbuhlers, die Jalousie zweier berühmten Raufbolde gegeneinander, oder sonst irgend Etwas der Art, denken. Jeder dieser Umstände, welche gleichsam zum täglichen Brot gehören, genügt, um eine Kette von Diebstahl, Raub, Mord, Plünderung, Raubmord, Brandstiftung u. s. w. herbeizuführen; wobei ich indeß bemerken muß, daß solche Acte als Heldenthaten gelten und nicht mit jenen häßlichen philiströsen Worten bezeichnet werden, deren ich mich soeben, der westeuropäischen Ausdrucksweise folgend, bedient habe. Gewalt gegen Frauen kommt dabei auch vor, wobei ich bemerke, daß auch die Frauen zuweilen zu den Waffen greifen und daß die Heldenlieder (Pievma's) diese heroischen Thaten des schwachen Geschlechts zu verherrlichen pflegen.

Das war Jahrhunderte lang der reguläre, soit-disant friedliche Zustand, namentlich auch während der geistlichen Herrschaft von 1516 bis 1851.

Ich wende mich nunmehr zum Staate und seinen internationalen Beziehungen, — zu seinen Kriegen, (welche wohl zu unterscheiden sind von dem soeben geschilderten permanenten Privat- oder Familien-Kampfe, jenem Guerilla- oder Dorf- und Hecken-Krieg) — zu dem Auftreten der weltlichen Herrschaft und der Délimitation von 1858, welche das Reich Montenegro zum ersten Mal in die Gesellschaft europäischer Staaten eingeführt hat.

II.

Wie Montenegro in die europäische Staatengesellschaft eingeführt wird.

Das geistliche Montenegro kannte von allen europäischen Mächten nur zwei. Das war erstens sein Feind, die Türkei, und zweitens sein Freund, Rußland, welches dem Wladika die Leibrente zahlte.

Kaum aber war das Regiment weltlich geworden, so trat der Staat auch mit andern Mächten in Beziehung. Rußland duldete zwar nicht, daß Consulate in Cettinje errichtet wurden. Eigentliche Consulatsgeschäfte gab es freilich auch nicht dort, da das Land weder Handel noch Industrie hat, auch von Angehörigen fremder Nationen wenig aufgesucht wird. Aber man hätte ja unter der Firma eines Consuls (consul missus) einen politischen Agenten einschmuggeln können, wie dies bekanntlich in neuerer Zeit immer mehr Mode wird. Dies wußte Rußland zu verhindern.

Was es dagegen nicht hindern konnte, das war, daß sich in dem benachbarten türkischen Skutari ein französischer Consul niederließ und sich mit dem Fürsten

Danilo in Verbindung setzte. Diesem Consul Herrn Hecquard gelang es, trotz Rußland, einen großen Einfluß auf den Fürsten zu gewinnen. Nun kam der Krimkrieg, der Vorläufer des Krieges von 1877. In dem letzteren ficht die Türkei allein, in jenem hatte sie England und Frankreich zu mächtigen Secundanten. Napoleon III. verstand es damals vortrefflich, die kleinen Staaten im Südosten — Serbien, die Moldau, die Walachei, Montenegro und Griechenland — von einem Angriffe gegen die Türkei zurückzuhalten, während dieselben heute entweder sich bereits in den Krieg gestürzt oder wenigstens schon den Fuß erhoben haben, um diesen verhängnißvollen Schritt zu thun.

Während heute Frankreich der orientalischen Krisis gegenüber eine merkwürdige Apathie in wahrhaft demonstrativer Weise an den Tag legt, oder fingirt, hatte es damals seine Hände an allen Ecken und Enden dazwischen. Napoleon III., der in seiner Jugend Verschwörer von Handwerk gewesen, setzte dies Geschäft auf dem Thron, nicht ohne Geschick, fort. Die Geschäftigkeit seiner Agenten war wahrhaft erstaunlich. Ueberall spannen sie ihre Fäden; oft anscheinend zwecklos; aber wer mochte wissen, wozu das dereinst einmal nützlich sein konnte; Napoleon liebte es sehr, sich auch mit den kleinen und doch so interessanten Völker-Individualitäten zu befassen; er studirte alle diese Nationalitäts-Fragen der Reihe nach und brütete stets geheimnißvoll über den verschiedenartigsten Projecten, von welchen die meisten sich niemals zu realisiren begannen, während alle gleichmäßig den Zweck verfolgten, das Prestige Frankreichs und seines glorreichen Herrschers zu erhöhen.

Wir beschränken uns hier, wo es sich nur darum handelt, das soeben Gesagte an ein paar Beispielen zu erläutern, darauf, den Spuren der damaligen Napoleonischen Politik in Serbien, Bulgarien und in Montenegro zu folgen.

In Serbien regierte zur Zeit des Ausbruches des Krimkrieges Alexander Karadschordschewitsch. Senatspräsident war Ilia Garaschanin, ein vornehmer und — was seltener ist — anständiger Serbe, der sich bei der Verjagung des Milosch Obrenowitsch hervorgethan und Westeuropa bereist, namentlich auch in Frankreich sich Alles, was ihm dort von europäischer Cultur zugänglich war, sorgfältig angeeignet hatte. Rußland hatte damals die Absicht, Serbien in den Krieg zu hetzen. Dasselbe sollte mit 6000 Mann der türkischen Donauarmee, welche sich an das Festungsviereck anlehnte, in die linke Flanke fallen und so den Russen den Frontangriff erleichtern. Allein Frankreich wußte dies zu hintertreiben. Der Fürst Alexander war 1854 klüger, als der Fürst Milan 1876. Er hörte auf den Rath seines Senatspräsidenten Ilia Garaschanin, welcher ihm sagte: Bloße Freischaaren werden für Rußland keinen Werth haben; wenn dagegen Sie, mein Fürst, sich an die Spitze Ihrer Truppen stellen und nach der Grenze marschiren, werden zu derselben Zeit die Oesterreicher im Osten einrücken und das Land occupiren. Fürst Alexander wies die russischen Lockungen zurück; und Napoleon verfehlte nicht, Serbien für seine weise Enthaltsamkeit zu belohnen, indem er auf dem Pariser Congresse bewirkte, daß ihm die gemeinsame Garantie aller sechs europäischen Mächte zu Theil ward, statt des einseitigen Schutzes, den es bis dahin von Rußland genossen.

In Bulgarien war unter der christlichen Rajah in Beistand Rußlands ein Schisma entstanden. Wie ursprünglich alle Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche in der Türkei, so hatten auch die Bulgaren bis dahin unter dem griechischen Patriarchen in Constantinopel gestanden. Der Patriarch und seine Hierarchie hatten sich bei den Bulgaren durch Hab- und Herrschsucht mißliebig gemacht. Die armen und unwissenden slawischen Popen be-

neideten und haßten die stolze, vornehme, in Ueppigkeit lebende Geistlichkeit der phanariotischen Griechen; sie beschlossen, sich von derselben loszusagen und eine selbstständige (autokephale) slawisch-bulgarische Kirche zu gründen, wozu Rußland mit freigebigen Händen die Mittel spendete. Auch dies Ereigniß entging nicht dem scharfen Blick der im ganzen Orient zerstreuten und arbeitenden französischen Agenten. Napoleon und die damals auf das Engste mit ihm verbündeten Mächte der römischen Curie und des Jesuiten-Ordens beschlossen, die drohende Spaltung der bisher einheitlichen griechischen Rajah in eine phanariotisch-griechische und eine russisch-bulgarische im Interesse Frankreichs und der lateinischen (römisch-katholischen) Kirche auszubeuten. Der Kaiser dotirte ein in Saloniki in slawischer Sprache erscheinendes Blatt, die Bulgaria, welches die Rückkehr zu Rom predigte. Der Fürst Czartoryski commandirte von Paris aus die zahlreichen polnischen Emigranten, in Bulgarien in katholischem Sinne zu arbeiten. Die Agitation war nicht ohne Wirkung. Es erschien ein päpstlicher Vicar Brunoni in Bulgarien, um mit einer Deputation der Eingeborenen, welche sich von dem Patriarchen in Constantinopel losgesagt hatten, über den Anschluß an Rom zu unterhandeln. Man wurde einig, und der Papst ernannte einen gewissen Joseph Sobolki, einen ehemaligen Hejducken-Häuptling, zum Erzbischofe der bulgarisch-unirten Kirche. Alles das bewerkstelligte sich unter französischem Einfluß und unter Anwendung französischen Geldes. Später ließ Napoleon III. diese Seelenfischerei wieder fallen, und seit 1870 ist gar nicht mehr die Rede davon. Als Niederschläge der Agitation sind in der Türkei einige große Jesuiten-Collegien, z. B. in Adrianopel und Saloniki, geblieben.

Auch der Fürst Danilo von Montenegro ließ sich während des Krimkrieges von Napoleon III. zur Neu-

tralität bewegen. Der geriebene französische Consul Hecquard, welcher in Albanien, Epirus, Montenegro, Herzegowina und Bosnien überall seine Verbindungen hatte, erstickte drohende Aufstände im Keim. Er versöhnte sogar die Miriditen und die Montenegriner, welche sonst einander so häufig in den Haaren lagen, und bestimmte beide, sich ruhig zu verhalten. Dem Fürsten Danilo versprach er im Namen des französischen Kaisers reichlichen Lohn für seine friedliche Haltung.

Auf Grund dieser Zusagen wandte sich auch Montenegro an den Pariser Congreß. Es verlangte Anerkennung seiner vollständigen Unabhängigkeit von der Türkei, wogegen natürlich die Hohe Pforte, welche officiell immer noch die Montenegriner zu ihren kopfgeldpflichtigen getreuen christlichen Rajah zählte, auf das Lebhafteste protestirte. Gleichzeitig verlangte es Berichtigung und Feststellung seiner Grenzen.

Wir haben früher einen Blick auf den Privatkrieg, der zwischen Montenegro und seinen muhamedanischen Nachbarn in Permanenz war, geworfen. Fügen wir dem eine kleine Notiz über das Verhältniß der beiderseitigen Staaten und ihrer Grenzen hinzu. Das Montenegriner-Volk hatte im 17. und 18. Jahrhundert eine sehr schlimme Lage. Die Türken hatten es aus den fruchtbaren Acker- und Weidegründen im Süden und Osten verdrängt. Die Venetianer hatten sich der Küste bemächtigt. Die Montenegriner waren beschränkt auf die Katunska, einen riesigen Felsblock aus Kalkstein, zerrissen durch die Einflüsse der Luft und der Witterung, durcheinandergeworfen und gespalten durch Erdbeben, — auf die enge Hochebene, auf welcher sich das weiße Cettinje schutzbedürftig und schüchtern hinter den Schwarzen Bergen versteckte, — auf einige tiefe Thäler und auf zahlreiche enge Einsenkungen in Kalkstein, welche in ihrer amphitheatralischen Rundung einige dürftige Kartoffel-

standen ernähren. Auf diesen steilen Klippen hausten die letzten serbischen Adler, allzeit bereit, sich nach Ost oder nach West auf die Beute niederzustürzen, aber auch auf beiden Seiten bedroht von mächtigen und listigen Jägern, ihren venetianischen und türkischen Nachbarn.

Sowohl die venetianische Macht, als auch die türkische, waren schon eine jede einzeln der Handvoll Montenegriner sehr überlegen. Wenn sie einig waren, konnten sie dieselben vernichten. Glücklicher Weise waren sie aber in der Regel nicht einig, und wenn Venedig mit der Türkei in Differenzen war, dann lieferte es den Montenegrinern Pulver und Brot, Waffen und Getreide, und unterstützte sie, wie es konnte, in ihren Unternehmungen gegen die Türken.

Als nun Venedig als Staat aufhörte zu existiren und Oesterreich seine Erbschaft an der Adria antrat, versuchten es die Montenegriner, sich der Dalmatiner Küste zu bemächtigen. Der Sturm auf Ragusa (1807) mißlang. Seitdem hatten sie es mit Oesterreich verdorben. Um Ersatz für Venedig zu finden, mußten sie sich den Russen in die Arme werfen. Der russische Adler trat an die Stelle des Löwen des heiligen Markus.

Schon zu venetianischen Zeiten begannen die Montenegriner ihr Gebiet auf Kosten der Türken zu erweitern, namentlich eroberten sie sich die fruchtbaren Berdas, wodurch sie ihre ökonomische Lage wesentlich verbesserten. Am glücklichsten wußte der vorletzte Wladika, der streitbare Kara Kaluger Peter Petrowitsch I., der fünfzig Jahre regierte, den zunehmenden Verfall der türkischen Macht auszubeuten, und zwar vollzog sich das in folgender Weise:

Den Montenegrinern kamen die ewigen Unruhen und Aufstände der serbischen Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina trefflich zu Statten. Wenn die Grausamkeit der türkischen Pascha, oder die Habgier des Zehntpächters, oder die Ungerechtigkeit der türkischen Justiz, oder sonst

irgend ein Mißgeschick den Bosniaken zur Verzweiflung trieb, oder ihn seiner Existenz und seines Eigenthums beraubte, dann hing derselbe seine lange Flinte über die Schulter und ging in die Berge. Was er da trieb, war ein Mittelding zwischen Rebellion und Räuberhandwerk. Die Einzelnen vereinigten sich zu Banden unter irgend einem der Ihrigen, welcher es verstand, sich durch Tapferkeit oder durch Grausamkeit gefürchtet zu machen. Blieben sie auf türkischem Boden, so nannte man sie Hejducken. Traten sie auf kroatischen, dalmatiner oder montenegriner Boden über, um von da aus die türkischen Territorien unsicher zu machen, so nannte man sie Uskoken. Einzelne Familien wanderten auch ganz aus mit Kind und Kegel, Rindvieh, Schafen und Ziegen. Zu diesen Familien gehört u. A. auch die jetzt regierende Dynastie der Petrowitsch-Njegusch, welche aus der Herzegowina herüber gekommen. Die Montenegriner gewährten den flüchtenden Bosniaken bereitwillig Zuflucht, sowie Sicherheit und Vertrieb für deren Beute. Ihrerseits schickten sie Succurs über die Grenze, welche dadurch immer unsicherer wurde. So schoben die Montenegriner die Grenze immer weiter nach Süden und Osten vor, und nur die türkischen Bergvesten Podgoritza und Nikfitsch vermochten Widerstand zu leisten.

So also standen die Dinge, als der junge Fürst Danilo in Paris erschien, um das von seiner Regierung gestellte Gesuch um Grenzregulirung und Anerkennung persönlich zu unterstützen. Napoleon III. nahm ihn wohlwollend und freundlich auf, und der junge hübsche Herr in seiner kleidsamen Nationaltracht war eine willkommene Decoration und Curiosität für den sensationsbedürftigen Hof der Tuilerien, welcher so sehr die interessanten Fremdlinge liebte. Danilo kehrte dann in seine Schwarzen Berge zurück, von den gnädigsten Zusagen des französischen Kaisers, der damals im Zenith seiner Macht und

seines Glanzes stand, und von einem jungen Franzosen Namens de la Rue, welcher bis dahin auf dem Pariser Längenbureau (Bureau des Longitudes) gearbeitet hatte, begleitet. Der Letztere wußte das Vertrauen des Fürsten Danilo zu gewinnen und avancirte zu dessen Cabinets-Secretär; in der Schlacht bei Grahowo zeichnete er sich durch kaltblütige Tapferkeit aus. Er und der Consul Hecquard wurden von nun an die Leiter der auswärtigen Politik von Montenegro, welche von Napoleon III. unterstützt ward.

Der Pariser Congreß zeigte anfangs wenig Sympathie für Montenegro. Sehr begreiflich, daß der Türke nichts hören wollte von der Fixation de l'indépendance de Montenegro und von der Rectification de ses frontières. Oesterreich hatte die Feindseligkeiten von 1807 und die Spottlieder auf den Schwawi-Zar Franz nicht vergessen. England behandelte den kleinen Räuberhauptmann mit äußerster Geringschätzung. Rußland endlich war kühl bis an's Herz hinan; es wollte lieber ein schutzbedürftiges Kleinmontenegro als eine Wiederherstellung des Groß-Serbien der Könige Duschan und Lasar, auch zürnte es noch ein wenig seinem Stipendiaten, weil er während des Krimkrieges neutral war.

Der Sultan, der die Russen besiegt hatte und den deßhalb die Frechheit des kleinen Kara-Dagh indignirte, wurde über Alledem ungeduldig und ließ endlich marschiren. Er concentrirte seine Truppen an der montenegrischen Grenze, um, wie er sagte, dort die Ordnung wiederherzustellen. Frankreich reagirte dagegen im Interesse von Montenegro. Im Moniteur erschien eine hoch-officiöse Note, welche behauptete, die Hohe Pforte stehe im Begriff, mit ihren Rechten Mißbrauch zu treiben (La Porte va excéder son droit), und dann erließ Napoleon III. eine Aufforderung an die Mächte, welche inzwischen den Frieden

von Paris unterzeichnet hatten, in Berathung zu treten, um Mittel ausfindig zu machen, einem Conflicte zwischen den Montenegrinern und den Türken vorzubeugen (á s'entendre pour aviser aux moyens de prévenir un conflit entre les Monténegrins et les Turcs). Als die Türken auch hiervon keine Notiz nahmen, erschien plötzlich auf der Rhede Gravosa — einem der beiden Häfen der ehemaligen Republik und jetzigen österreichischen Stadt und Festung Ragusa, welche die Montenegriner 1807 vergeblich zu nehmen versucht hatten — ein französisches Geschwader unter dem Befehl des Admirals Jurien de la Gravière, bestehend aus den Kriegsschiffen Algésiras (Commandant Dieudonné) und Eylau (Commandant Jaurès), letztere später ersetzt durch die Impiéteuse (Commandant Graf Exelmans). Am Morgen des 19. Mai 1858 war es, wo den Leuten diese Ueberraschung zu Theil ward, welche die Oesterreicher verdroß, die Türken empörte und die italienischen Dalmatiner erschreckte, dagegen dem Fürsten von Montenegro, der blind dem Versprechen Napoleon's III. vertraute, zur höchsten Freude und Genugthuung gereichte.

In der That war die Entsendung französischer Kriegsschiffe in einen österreichischen Hafen, namentlich da sie ohne vorherige Anfrage oder Anzeige erfolgte, eine starke Rücksichtslosigkeit oder gar eine Beleidigung gegen Oesterreich, welches sich doch eben erst während des Krimkrieges den Westmächten, und namentlich Frankreich, so dienstwillig erwiesen. Es war außerdem eine seltsame Schwenkung, daß Napoleon, welcher während des Krimkriegs, unterstützt von Oesterreich, gegen die Slawen und für die Türken gestritten, nunmehr Partei ergriff für die Slawen und gegen die Türken, indem er dabei auch noch seinen bisherigen Freund, den Kaiser von Oesterreich, brüskirte.

Man wußte damals noch nicht alles, was man jetzt

weiß. Resumiren wir daher kurz die Lage der Dinge: Orsini hatte am 14. Januar 1858 in Paris seine Bomben geworfen. Cavour hatte Plombières besucht. Napoleon hatte die italienische Frage studirt, die ihm ohnedies schon von seiner Carbonaro-Zeit her niemals ganz fremd war. Er hatte beschlossen, im Interesse des Nationalitäten-Princips für Italien zu interveniren und mit Oesterreich Krieg anzufangen. Er hatte schon Serbien und die Donaufürstenthümer gegen Oesterreich aufgehetzt; jetzt kam auch noch Montenegro an die Reihe. Schon auf dem Pariser Congreß hatte sich Napoleon seinem bisherigen Feinde Rußland gefällig und freundlich erwiesen. Kurz danach scheinen in St. Petersburg die ersten französischen Eröffnungen wegen Oesterreich gemacht worden zu sein. Rußland kam denselben bereitwillig entgegen. Es wollte sich an Oesterreich rächen. Durch seinen Krieg gegen die aufständischen Magyaren im Jahre 1849 glaubte sich Rußland Anspruch auf ewige Dankbarkeit des Hauses Habsburg erworben zu haben. Statt diese zu bethätigen, hatte Oesterreich 1854 sein Gewicht gegen Rußland und für die Westmächte in die Wagschale geworfen. Dafür sollte es büßen.

Oesterreich war sich damals noch nicht ganz klar über die feindseligen Absichten Napoleon's; bekanntlich ließ es sich durch die Neujahrs-Rede von 1859 überraschen. Gleichwohl gab es im Mai 1858 deutlich zu verstehen, daß es sich durch die Anwesenheit des französischen Geschwaders vor seiner Festung Ragusa gekränkt fühlte; auch verstärkte es die Garnison dieser Festung durch mehrere ungarische Regimenter. Vielleicht fürchtete es die Aufregung seiner eigenen südslawischen Länder; namentlich die zahlreichen Slawen in Istrien und Dalmatien machten kein Hehl aus ihren Sympathien für die Montenegriner. Sie theilten mit den Letzteren die Religion und die Race. Der Oesterreicher war

ihnen höchstens politisch ein Landsmann. Der Montenegriner aber war ihr Glaubensbruder und Stammesgenosse. Er war die freie und unabhängige Rothhaut, während die Tschitschen in Istrien und die Morlacken in Dalmatien die unterworfenen Rothhäute waren.

Heutzutage würde sich Oesterreich, stark durch seine Verbrüderung mit dem neugeborenen Deutschland, eine solche französische Insolenz nicht gefallen lassen. Damals, 1858, aber ließ es sie über sich ergehen. Es fühlte sich schwach; denn es war in die deutschen und italienischen viel- und kleinstaatlichen Wirren tief verwickelt; in dem Krimkrieg hatte es sich zwischen zwei Stühle gesetzt; mit Transleithanien lebte es auf dem Kriegsfuß, und seine Finanzen waren zerrüttet; auch das Concordat mit dem Papste (18. August 1855) hatte gegen das alles gar nichts geholfen, obgleich es der Minister Bach als Universalmittel anpries.

Um das Maß der Demüthigung bis zum Ueberlaufen zu füllen, erschien neben dem französischen Geschwader auch noch die russische Fregatte Polkau (Commandant: Capitän Juschkoff), um ebenfalls auf der Rhede von Gravosa Anker zu werfen, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrag, die Franzosen in ihren Bestrebungen zu Gunsten Montenegro's zu unterstützen. Die russische Kriegsmarine, welche England vernichten oder wenigstens im Schwarzen Meere confiniren wollte, erschien keck in dem Hafen einer fremden Festung; und die russische Flagge war nicht mehr isolirt, sondern wehete brüderlich neben der des kaiserlichen Frankreich, das noch vor Kurzem ihr Feind war. Das undankbare Oesterreich war gedemüthigt, und England, das sich von Frankreich verlassen und von Rußland verlacht sah, wie mußte sich dieses stolze und angeblich perfide Albion ärgern. Um diesen Preis wurde den Czarnagorzen die inopportune Neutralität von 1855 verziehen, und Rußland begann wieder, sich für seinen alten Stipendiaten und Schütz-

ling zu erwärmen, der doch immerhin ein schlimmer Nachbar für Oesterreich und unzweifelhaft slawischen Bluts war. Erstaunt fragte sich damals Europa: Soll der Krimkrieg mit vertauschten Rollen zurückgespielt werden? Frankreich im Bunde mit den Russen und Montenegrinern gegen die Türkei und nöthigenfalls auch gegen Oesterreich und England? Seltsam!

Den Türken begann die Sache recht bedenklich zu werden. Hussein Pascha, welcher mit seinen Truppen dicht an der Montenegriner Grenze stand, erhielt von der Hohen Pforte den Befehl, sich zurückzuziehen. Sein Rückzug wurde das Signal zum Aufstande in Albanien, in Bosnien und der Herzegowina. Aber damit nicht genug; die Montenegriner, von welchen man nunmehr glaubte ein ruhiges Abwarten voraussetzen zu dürfen, folgten ihm heimlich, überfielen ihn plötzlich inmitten der Berge und machten ihn und die Seinigen nieder. Dies war die schon mehrfach erwähnte Schlacht von Grahowo, in welcher sich Herr de la Rue auszeichnete und nach welcher der embarras de richesse an abgeschnittenen türkischen Köpfen so groß war, daß man sich auf den Transport von Nasen und Ohren beschränken mußte. Die Türken erhoben bittere Beschwerden gegen Frankreich; dieser falsche Bruder, dieser ehemalige Alliirte, so sagten sie, habe sie schmählich getäuscht und verrathen; nach Allem, was vorausgegangen, habe man glauben dürfen, Frankreich habe den friedlichen Austrag der Sache auf einer Conferenz übernommen und beide Theile hätten sich bis dahin aller Feindseligkeiten zu enthalten; im Vertrauen hierauf hätten sich die türkischen Truppen loyal zurückgezogen, und nun gestatte man den Montenegrinern, sie meuchlings zu überfallen.

Diese Auffassung theilte man in Wien, wo man sogar so weit ging, den Türken die Erlaubniß zum Einmarsch über Klek und durch die Sutorina anzubieten. Oesterreich

hatte Furcht vor der italienischen Frage. Am liebsten war ihm die unbedingte Aufrechterhaltung des status quo; wenn aber die Türkei einmal unabänderlich dem Untergange bestimmt war, dann wünschte Oesterreich sich selbst und den Griechen möglichst viel und den Russen möglichst wenig von dem türkischen Nachlaß; denn Rußland schien ihm ein gefährlicher Nachbar, weil es die ohnedies schon von centrifugalen oder separatistischen Tendenzen beherrschten österreichischen Slawen und Walachen griechisch-orientalischen Glaubens vermöge der religiösen Gemeinschaft anzog, so daß sich deren Schwerpunkt außerhalb des Landes verlegte: denn, wenn schon das katholische Böhmen nach Rußland hinneigte, um wieviel mehr lag diese Gefahr nahe bei den orthodoxen Südslawen?

England endlich sah die Errungenschaften des Krimkrieges gefährdet. Es fürchtete die Möglichkeit, daß das mittelländische Meer, dessen Mündung in seinen Händen war, entweder ein russischer oder ein französischer Binnensee werde. Nach der Auffassung Englands müssen nämlich der Bosporus und Aegypten entweder einer schwachen oder neutralen Macht gehören, oder aber in englischer Hand sein, dagegen ist die Donau Oesterreich oder Deutschland zu gönnen.

Aber Alle fürchteten das Gespenst der orientalischen Frage. Jeder scheute sich, dasselbe von Neuem zu citiren. Auch glaubte man noch an Napoleon's Allmacht. So kam es, daß die Türkei nachgeben mußte. Sie beschränkte sich darauf, nach der Herzegowina Truppen zu schicken, und acceptirte den von Frankreich vorgeschlagenen Waffenstillstand mit Montenegro; sie verlangte nur, daß der Hejducken- und Uskoken-Wirthschaft an der montenegrinischen Grenze ein Ende gemacht werde. Frankreich kam nun auf seine Vorschläge wegen der Anerkennung Montenegro's und der Feststellung seiner Gren-

zen zurück. Auch diese Vorschläge acceptirten die friedliebenden Türken. Sie erreichten damit zunächst nur den Vortheil, daß die Aufständischen in Bosnien und der Herzegowina durch Frankreich und Montenegro zur Ruhe verwiesen wurden, — freilich war dies immer nur ein Waffenstillstand, und zwar auf kurze Zeit! Montenegro beeilte sich natürlich, Frankreichs Proposition zu acceptiren. Die Sanction Europa's zu seiner selbstständigen und unabhängigen Existenz zu erreichen, das war das Ziel seiner heißesten Wünsche; damit war jene Zeit der Knechtschaft, wo man den Türken Charadsch bezahlte, gleichsam ausgelöscht aus dem Buch der Geschichte.

So traten denn endlich am 25. Juli 1858 in Ragusa Bevollmächtigte der Unterzeichner des Pariser Vertrages zusammen, um eine Commission zum Zwecke der montenegriner Grenzregulirung zu bilden, une commission chargée de procéder à la délimitation de Montenegro.

III.

Wie Montenegro völkerrechtlich anerkannt und delimitirt wird.

Wir haben in dem vorigen Capitel gesehen, wie Montenegro in die europäische Gesellschaft eingeführt ward. Es geschah auf eine so eigenthümliche Weise, unter so merkwürdigen Umständen, daß es ein großes Interesse hat, die damaligen Zustände und Verhältnisse Europa's, namentlich gegenüber dem Orient und Montenegro, mit den heutigen zu vergleichen. Um dies dem Leser möglich zu machen, habe ich mir die Mühe gegeben, die betreffenden Daten zusammenzustellen, welche überhaupt nur wenig bekannt geworden und

heute, nach einer Zeit von noch nicht zwanzig Jahren, einer Vergessenheit anheimgefallen sind, welche sie gewiß nicht verdienen, um so weniger, als die Montenegriner ganz unzweifelhaft den bestconservirten und fähigsten Bestandtheil der slawischen Bevölkerung der Balkan-Halbinsel bilden und durch ihren Zusammenhang mit der slawischen Mehrzahl der Einwohner von Istrien und Dalmatien und Ober-Albanien, welche in den Montenegrinern ihre Helden und Vorkämpfer, ihre Glaubens- und Volks-Genossen erblicken, möglicherweise berufen sind, nicht nur in den für Europa ziemlich gleichgültigen Schwarzen Bergen, sondern auch am Adriatischen Meere eine Rolle zu spielen, mit Inbegriff jener Ostküste desselben, welche gegenwärtig offenbar gewissen italienischen Gelüsten als Ziel dient. Diesen Gelüsten gegenüber spielt Rußland eine seltsame Rolle. Es will nicht die russophilen Italiener heruntermuntern, denn es hat sie ja unter Umständen nöthig gegen Oesterreich, aber es kann's auch nicht mit Montenegro während des Kriegs verderben. Am liebsten würde es wohl das Gleichgewicht zwischen Montenegro und Italien dadurch herstellen, daß es Dalmatien selbst nimmt. Diese verhältnißmäßige Wichtigkeit des Gegenstandes ist es, welche mich veranlaßt, in diesem dritten und letzten Capitel den ferneren Verlauf der Delimitation Montenegro's von 1858 zu erzählen, wobei ich im Wesentlichen der Darstellung des französischen Admirals Jurien de la Gravière folge, der selbst bei jenem Act thätig war und außerdem die französischen Archive und Registraturen benutzt hat.

Um der Delimitations-Commission ihr Geschäft zu erleichtern, hatten die Vertragsmächte schon vor dem Zusammtritt jener in Constantinopel den Lauf der Grenze zwischen der Türkei und Montenegro im Princip vereinbart. Auch die Hohe Pforte hatte das darüber aufgenommene Protocoll, wenngleich mit Widerstreben, unterzeichnet. Eine Abschrift

desselben hatte man der Delimitations-Commission zugestellt, mit dem Auftrage, das dort Beschlossene zu vollziehen. Diese Aufgabe war außerordentlich schwierig, namentlich in Anbetracht, daß weder eine trigonometrische Vermessung, noch eine topographische Aufnahme, noch sonst überhaupt irgend Etwas damit auch nur entfernt Aehnliches für die betreffenden Territorien existirte. Die europäische Commission sah sich schließlich in Ermangelung sonstiger Anhaltspunkte angewiesen auf die sogenannten ältesten Leute und auf deren Vernehmung zum ewigen Gedächtniß.

Während die Commissäre, erzählt der französische Admiral, mit ihren Meßgeräthschaften und ihren Ruthenschlägern in den Bergen umherkrochen, waren sie darauf angewiesen, sich von besagten ältesten Leuten die Territorialgeschichte erzählen zu lassen, welche zurückreichte bis in das graue Alterthum oder bis in die Fabel. Zu Olims Zeiten war, so pflegten sie zu erzählen, irgend ein Flüchtling mit Vieh und Familie gekommen und hatte sein Zelt aufgeschlagen auf irgend einem Hügel oder an dem Ufer eines der wenig zahlreichen Bäche. Menschen und Vieh waren fruchtbar und mehrten sich. Aus der Familie war im Laufe der Zeiten ein Stamm, oder ein Khlan, geworden. Der montenegriner Staat ist überhaupt nur ein Conglomerat von Familien und Stämmen. Jeder Khlan hat bis heute den ursprünglichen Namen seines Stifters beibehalten. Wie war es nun möglich, den Hauptstamm zu trennen von den verschiedenen Zweigen und Linien, welche sich nach rechts und links ausgedehnt hatten? Wie konnte man z. B. den Khlan Dregalowitsch der Türkei überliefern, da doch die Dregalowitschen nichts Anderes waren, als die etwas weit vom Stamme gefallenen Sprößlinge des Khlan Kutschi? Wer konnte solchen Argumenten Widerstand leisten? In der That, der hohe Grad von Ausdauer und

Hartnäckigkeit, womit Montenegro, unter Berufung auf die Geschichte von Land und Leuten, seine Ansprüche vertheidigte, verlieh ihm eine zweifellose Ueberlegenheit über seine verbummelten Gegner. Leider wurden die Aussichten wieder etwas verdorben durch das unglückliche Stimmenverhältniß. England und Oesterreich vertraten die Interessen der Türken; Rußland und Frankreich diejenigen von Montenegro. Keine dieser Stimmen war auf die andere Seite herüberzuziehen. In der Regel gab der preußische Bevollmächtigte den Ausschlag; und obgleich derselbe in vielen anderen Punkten uns (Rußland und Frankreich) beigetreten war und uns dadurch die Mehrheit verschafft hatte, so war er doch in einem Stücke unerbittlich. So entging uns denn die durch die Territorial- und Khlan-Verfassung gebotene günstige Gelegenheit, einige Tausend Seelen mehr den Klauen der Türken zu entreißen. Was wir vor allen Dingen gewünscht hätten, für unsern Schützling zu erreichen, das war ein Seehafen, um dort die montenegriner Flagge entfalten zu können. Der Fürst Danilo würde sich mit der bescheidensten Bucht begnügt haben. Das Anrecht auf die See ist ein Gegenstand der gerechten Ambition aller Völker. So lange Montenegro von der See abgeschnitten ist, so lange es mit den übrigen Völkern der Erde nicht verkehren kann ohne die hohe obrigkeitliche Bewilligung der Oesterreicher oder der Türken, so lange bleibt es gewaltsam gehindert in der Entwickelung seiner Anlagen. Gleichwohl hat es 1858 einen großen Fortschritt gemacht. Montenegro hat seitdem sein Folio in den Annalen und den Archiven der Diplomatie von Europa. Vorläufig muß es sich mit dieser Errungenschaft begnügen. Es ist immer schon Etwas. Ist doch das Ei, aus welchem das jetzige deutsche Reich ausgekrochen, während eines Jahrhunderts und mehr gebrütet worden von den Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg.

Diese Auslassung des französischen Admirals ist charakteristisch, namentlich wenn man folgende Umstände im Auge behält:

Herr Jurien de la Gravière hat vor ungefähr einem Jahre unter dem Titel La Station du Levant ein sehr interessantes Buch publicirt. Dasselbe hat den Zweck, unter Benützung der Acten des französischen Marine-Ministeriums und des handschriftlichen Nachlasses des Admirals de Rigny, welcher während des griechischen Unabhängigkeitskrieges eine große Rolle im Orient gespielt hat, die Wiedergeburt der französischen Kriegsmarine nach der Catastrophe von 1815 und sodann ihre Verrichtungen in den Gewässern der Levante während des darauf folgenden Menschenalters, das durch die Entstehung des Königreichs Griechenland markirt wird, zu schildern. Diesem Plane entsprechend beginnt die Darstellung mit den ersten Aufständen in Griechenland und der Piraterie im Archipel von 1816, und schließt mit der am 1. Februar 1833 vollzogenen Krönung des bayrischen Prinzen Otto als *Θθων βασιλεὺς τῆς Ἑλλάδος*. Dieser einheitlichen Erzählung, welche also mit 1833 abschließt, sind dann noch jene drei Capitel als Epilog beigefügt, welche von den Ereignissen in Montenegro im Jahre 1858 handeln, also von Hergängen, welche ein Vierteljahrhundert später spielen und in einem Lande, welches mit der französischen Flotte wenig und mit Griechenland gar nichts zu thun hat. Wo ist da der Zusammenhang? Was soll diese Episode? Die Antwort gibt der Moment der Publication der Aufzeichnungen.

Die Station du Levant erschien etwa vor einem Jahre, also zu einer Zeit, wo der Krieg zwischen Montenegro und der Türkei bereits entbrannt war, und der Krieg zwischen Rußland und der Türkei schon drohend bevorstand, trotz aller diplomatischen Mühewaltung, welche darauf ge-

richtet war, ihn zu verhindern; — zu einer Zeit, wo Frankreich begann zu meditiren, wie sich diese Constellation zu seinem Vortheil ausbeuten und wie sich das Dreikaiser-Bündniß in die Luft sprengen lasse; — und wo namentlich die orleanistische Partei ein antideutsches Bündniß zwischen Rußland und Frankreich projectirte, beseelt von Revanche-Gelüsten und von Erinnerungen an die Vorschläge, welche Frankreich im Herbste 1829 durch seinen Minister Fürst Polignac dem Kaiser von Rußland aus Anlaß des damaligen russisch-türkischen Krieges gemacht hat. Diese 1829 von Karl X. sanctionirten Vorschläge gingen bekanntlich dahin, daß Frankreich Belgien und das linke Rheinufer, Rußland die Moldau und Walachei und von Armenien und Anatolien (Kleinasien) so viel, als es wolle, erhalte, Oesterreich mit Bosnien, Serbien und der Herzegowina abgefunden werden, der Rest der Türkei aber ein christliches Reich unter dem König von Holland, und Aegypten, Syrien, Arabien und die Barbaresken ein muhamedanisches Reich unter Mehemed Ali bilden, dem stolzen England aber eventuell mit den holländischen Colonien der Mund gestopft werden sollte. Oesterreich haben wir in der Hand und England wird isolirt, schreibt der Fürst Polignac in seinem Mémoire présenté au conseil vom 2. September 1829 (siehe die Actenstücke in Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar, S. 152—157). Der Plan, welchen, wie Stockmar sagt, „ein merkwürdiges Zeugniß dafür abgibt, wie gewisse Gelüste in Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungen bestanden haben," fiel damals in das Wasser, weil der Abschluß des Friedens von Adrianopel (14. September 1829) dazwischentrat.

Die Darstellung des Herrn Jurien de la Gravière in der Station du Levant, und der Zeitpunkt, wo er dieselbe publicirte, erinnern unwillkürlich an die Gelüste von 1829.

Die enthusiastische Schilderung, wie 1858 die vereinigten Flaggen von Rußland und Frankreich auf der Rhede von Gravosa wehten, um die Türkei einzuschüchtern und Oesterreich zu verhöhnen, ist wohl nicht völlig tendenzfrei; ein etwaiger Zweifel hierüber wird verscheucht durch die an den Haaren herangezogene Vergleichung des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Wladika von Montenegro. Zur Compensation für letztere wollen wir Herrn Jurien eine Anekdote vorführen, welche auch aus dem Jahre 1858 datirt und sogar in Frankreich spielt. Einer der Höflinge Napoleon's III. äußerte damals, es sei doch schade, daß der Graf Cavour nur in dem kleinen Piemont Minister sei und nicht an der Spitze eines großen Staates stehe. Darauf sagte Napoleon mit nachdrücklichem Ernste: Die Aufgabe, einen großen Staat aus einem kleinen zu machen, ist viel schwerer und ehrenvoller, als einen fertigen großen Staat zu regieren, Cavour aber ist für Ersteres trefflich im Zuge (Giuseppe Massari, Cavour Cap. L.). Es scheint, unsere Brandenburger Kurfürsten haben ähnlich gedacht. Wenigstens haben sie dem entsprechend gehandelt.

Um nun wieder von dem Admiral und seinem Buch — von einer kleinen Abschweifung, welche hoffentlich der geneigte Leser entschuldigt — auf Montenegro zurückzukommen, so wurde die Delimitation in der Zeit zwischen dem 25. Juli und dem 28. November 1858 vollendet. Die Bevollmächtigten Europa's verließen Ragusa und die französischen Kriegsschiffe verschwanden wieder von der Rhede von Gravosa, um nach Toulon zurückzukehren. Montenegro hatte alle Ursache mit dem Ergebnisse zufrieden zu sein. Bis dahin führte es nur eine gleichsam anonyme Existenz. Eine Handvoll Räuber, commandirt von einem fanatischen Priester, — Schafdiebe und Gurgelabschneider, — eigentlich Unterthanen des Sultan, aber factisch seiner Herrschaft

entzogen, weil es Niemand der Mühe werth erachtet, ihnen in die Schwarzen Berge zu folgen, wo nichts zu holen ist, — das war früher die Meinung Europa's über Montenegro. Seit 1858 stehen die Dinge ganz anders. Der Fürst von Montenegro ist heutzutage ein europäischer Souverän so gut wie jeder Andere. Der Sultan hat jedem Anspruch auf Souveränität oder auch nur Suzérainité factisch entsagt. Montenegro könnte sogar Staatsschulden machen, wenn ihm Jemand etwas borgte. (Bekanntlich wußte die Türkei ihre Aufnahme in das europäische Concert nicht besser auszunutzen, als zum Schuldenmachen. Dies war ihr Verderben!) Das Land ist constituirt, seine Grenzen sind festgestellt, so weit dies ohne alle trigonometrischen oder topographischen Vorarbeiten damals möglich war. Der stolze Sultan, der Nachfolger der Khalifen, oder wie es in der officiellen Serailsprache lautet: Der Padischah der Welt in seiner großen und wohlverwahrten Haupt- und Weltstadt Stambul hat das Protocoll unterzeichnen lassen, welches den Nachfolgern des verachteten schwarzen Pfaffen von Cettinje de facto als souveränen Fürst proclamirt, wie er schon früher (freilich unter Aufrechterhaltung einer jährlichen Tributzahlung, von welcher Montenegro gänzlich befreit ist) den Schweinehändler aus Belgrad als Fürsten von Serbien anerkennen mußte.

Serbien und Montenegro sind jetzt, das letztere ganz und das erstere bis auf den Tribut, der türkischen Herrschaft entzogen, aber sie sind doch nur sehr kleine Fragmente von dem großen serbischen Gesammtreiche, wie es in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem großen König Stephan Duschan existirt hat. Dasselbe umfaßte damals, abgesehen von dem türkischen Vilajet Belgrad, welches jetzt das Fürstenthum Serbien genannt wird, 1) Raszien, die Heimath der Raszen (in Ungarn Raazen und in Oesterreich Raizen genannt, von welchen später ein großer Theil in die

ungarische Ebene ausgewandert ist, um sich der türkischen Mißregierung zu entziehen); 2) die Primordia, einen großen Theil der jetzigen Herzegowina; 3) Bulgarien; 4) Bosnien und Alt-Serbien; 5) Dalmatien und Montenegro; 6) Obermacedonien. Es ist also von diesem stolzen Reiche das Meiste der Türkei einverleibt und sonst nur wenig übrig geblieben. Viele, darunter auch Herr Jurien, glauben, entweder Montenegro oder Serbien werde den Krystallisationspunkt abgeben, um welchen sich die ausgedehnten serbischen Racen wieder einheitlich sammeln, sobald der unaufhaltsam herannahende Verfall des osmanischen Reichs sich vollziehe. Sie übersehen dabei, daß es beinahe schon fünfhundert Jahre her sind, daß die verhängnißvolle Schlacht auf dem Amselfeld (Kossowo-Polje, 15. Juni 1387) dem Serben-Reich ein Ende gemacht hat, und daß während des halben Jahrtausends, welches seitdem verflossen, das gemeinsame Band, das jene große Volksgemeinschaft ehemals umfaßt hat, ein sehr lockeres geworden ist, oder ganz aufgehört hat zu existiren. Ein großer Theil dieser ehemaligen Serben hat die Sprache, ein noch größerer hat den Glauben gewechselt. Viele sind römisch-katholisch, und eine durchaus nicht unerhebliche Anzahl ist zum muhamedanischen Glauben übergetreten und bildet gegenwärtig den Grundadel der betreffenden türkischen Provinzen; diese Renegaten, oder richtiger gesagt: die jetzige Nachkommenschaft der Convertiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sind in der Regel weit fanatischer, als die Osmanli selbst, welche für den Fanatismus etwas zu indolent sind.

Dazu kommt, daß die ursprünglich serbische Bevölkerung heute mit türkischen, romanischen (insbesondere walachischen) und hellenischen Völkern vielfach vermischt ist und sich in einzelnen der jetzt türkischen Gebiete des vormals serbischen Reiches geradezu in der Minorität befindet. Das hervorstechendste Element der Population bilden in diesem Theile

der Türkei die Griechen. Durch die Eisenbahn herangelockt, verbreiten sie sich immer mehr landeinwärts, während sie sich früher vielfach auf die Küste beschränkten. Patriotisch, rührig, außerordentlich klug und in der Regel ziemlich gut unterrichtet, scheinen sie immer mehr den Ausspruch des Admirals Jurien zu bestätigen, welcher sagt: Die Arbeit ist das Gesetz der modernen Welt, für die Trägen ist keine Stelle mehr in derselben. (Le travail c'est la loi du monde moderne, les paresseux n'y ont plus de place.)

Wo Griechen in die serbisch-bulgarischen Gebiete der Türkei eindringen, da kommen diese vorwärts und die slawischen Autochthonen (in Wirklichkeit sind auch sie eingewandert, freilich schon in byzantinischen Zeiten) gehen zurück. Die Griechen werfen sich auf Handel, Gewerbe und Schifffahrt, bei deren Ausbeutung sie durch die Türken nicht viel gestört werden. Die türkischen Slawen cultiviren nur Landwirthschaft und Viehzucht, und auch diese nur in der rohesten und primitivsten Form des Betriebes. Die Viehzucht ist wenig lohnend, da man kaum Ställe kennt und alljährlich wenigstens die Hälfte des Viehs den Unbilden der Witterung erliegt. Die Landwirthschaft kann gar nicht gedeihen, hauptsächlich wegen der Unsicherheit des Grundbesitzes und der unvernünftigen Belastung desselben, welche an mittelalterlicher Unbeholfenheit und zugleich auch an moderner Plusmacherei fast das Unmögliche leistet. Von all' den Slawen der Balkan-Halbinsel sind die Montenegriner bei weitem die besten, allein sie haben mehr Talente für Krieg, als für Arbeit; die letztere überläßt man den Frauen; die Männer behaupten, durch schwere banausische Arbeit verlören sie die körperliche und geistige Elasticität und Frische, welche sie zur Kriegführung bedürfen. In der letzteren leisten sie allerdings relativ Großes, obgleich ihnen die Türken in der Bewaffnung überlegen sind. Während diese Hinterlader amerikanischer Construction besitzen, bedienen sich die Monte-

negriner meistens langer Carabiner, welche sie beim Laden beinahe horizontal halten, statt vertical. Das Schlimmste für sie ist, daß die Bevölkerung nur etwa 150,000 Seelen zählt. Denn sie vermehrt sich nur langsam, was sehr begreiflich bei der sterilen Beschaffenheit des Landes, der Vorliebe für den Krieg und dem Abscheu vor dem Strohtod, dessen wir bereits oben gedachten. Ein großer Krieg consumirt auf die Dauer mehr Menschen, als ein so kleines und wenig volkreiches Land aufzubringen im Stande ist.

Was nun die Wiederherstellung des großen serbischen Reiches anlangt, so steht derselben zunächst der Dualismus zwischen Serbien und Montenegro entgegen. Jedes dieser Länder behauptet, der legitime Nachfolger der wahren Serben zu sein, wobei jenes den Namen, und dieses den Kriegsruhm für sich anrufen kann. Beide Volksstämme lieben einander nicht. Sie hatten zwar 1876 ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander geschlossen, allein dasselbe ist unter wechselseitigen Anklagen und Recriminationen auseinandergegangen. Unter diesen Umständen liegt keine Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß sich diese Fragmente der weiland großen serbischen Nation mit einander identificiren oder auch nur zu gemeinsamen Zwecken dauernd staatlich vereinigen.

Ich habe diese Territorien, d. h. die oben genannten, jetzt noch unter türkischer Hoheit stehenden Länder, welche vormals zum serbischen Reiche gehörten, in den letzten Jahren bereist und in der That Niemand dort gefunden, der für die Wiederherstellung eines großserbischen Reichs schwärmt. Die Popen sind, soweit sie sich vom Patriarchen in Constantinopel losgesagt haben, meist einfach für Rußland. Die slawische Bevölkerung orthodoxen (griechisch-orientalischen) Glaubens wünscht Selbstständigkeit, jedes Territorium für sich unter einem eingeborenen slawischen Dynasten. Allein die anderen Einwohner, die Nicht-Slawen und Nicht-Orthodoxen repu-

dūren dies Project auf das Allerentschiedenste. Die Katholiken, die Juden, die Muhamedaner, welche einen sehr angesehenen Procentsatz der Bevölkerung bilden, — von den Walachen, Zinzaren, Kuzowalachen, Zigeunern und sonstigen mehr oder weniger wilden Völkerschaften gar nicht zu reden, — wollen alle miteinander von einem slawischen Regimente absolut nichts wissen. Die Muhamedaner ziehen natürlich das türkische vor, obgleich unter diesem ausschließlich sie die Kriegslasten tragen müssen. Die Katholiken und Juden behaupten, die eingeborenen orthodoxen Slawen würden, wenn sie zur Gewalt gelangten, sich viel intoleranter oder fanatischer erweisen, als die Türken. Sie wünschen, wenn die Türkei zerfällt, österreichisch zu werden. Bekanntlich existirt aber in Wien eine kleine jedoch mächtige Partei, welche entweder principiell — oder wenigstens eventuell, d. h. für den Fall; daß Rußland sich an der Donau ausdehnt, — Bosnien, die Herzegowina und Macedonien annectiren will, also den Weg zum ägäischen Meere, von Kroatien bis Salonik. Eine solche Annexion würde bei der Bevölkerung dieser Länder, — natürlich immer die Hellenen ausgenommen, welche unter allen Umständen zum Königreich Griechenland wollen und en attendant sogar den Türken, als einem voraussichtlich vorübergehenden Uebel, den Vorzug geben —, keinerlei Widerspruch finden. Ob sie für die österreichisch-ungarische Monarchie gut wäre, ist freilich eine andere Frage. Unzweifelhaft würden sie dort einen wahrhaft unübersehbaren Umschwung in Politik und Nationalöconomie, in Verfassung und Verwaltung hervorrufen.

Endlich aber sind die politischen Zustände in Serbien und Montenegro noch keineswegs zu einem, wenn auch nur provisorischen, beruhigenden Abschluß gelangt. In dem einen wie in dem andern Land hat man ja seinen vortrefflichen Fürsten auf die niederträchtigste Weise meuchlings ermordet, in Montenegro aus Rache und in Serbien im Interesse

einer concurrirenden Dynastie oder Prätendenten-Familie. Ich habe an einem andern Orte (in meiner Türkischen Reise Band I., S. 174 u. ff., sowie Band III., S. 234 u. ff.) erzählt, wie Fürst Michail Obrenowitsch III., der beste Regent, den das Fürstenthum Serbien jemals gehabt hat, am 10. Juni 1868 in dem Hirschpark (Koschut-Niak) des Kanonierthals (Topdschi-Deré) bei Belgrad den, wahrscheinlich von Alexander Kara-Dschordschewitsch gedungenen Meuchelmördern zum Opfer gefallen. Dasselbe Schicksal traf den Fürsten Danilo, welcher für die Wiedergeburt Montenegro's mindestens eben so viel geleistet, wie Michail für die Wiederaufrichtung Serbiens, und zwar traf es ihn schon anderthalb Jahre nach der völkerrechtlichen Anerkennung und Delimitirung seines Landes.

Am 11. August 1860 war Danilo mit seiner Gattin Darinka und mit Gefolge von Cettinje nach Cattaro geritten, um sich dort nach seiner Villa einzuschiffen, die, auf dalmatinischem Boden an einem reizenden Punkte der Bocche gelegen, dem fürstlichen Paar eine ungestörte Zurückgezogenheit bot, und landschaftliche Reize, nach welchen man in Cettinje vergeblich sich umsieht. Sie wollten sich mittels einer Barke von dem Quai von Cattaro nach der Dampf-Yacht begeben, welche die österreichische Regierung zur Verfügung gestellt hatte. Die Fürstin mit ihren Damen war eingestiegen. Der Fürst hatte bereits den einen Fuß auf den Rand der Barke gesetzt und war im Begriff in dieselbe zu treten, als ein Mensch in Montenegriner Tracht sich durch das Gefolge drängte und dem Fürsten mittels einer Pistole, die er ihm auf den Rücken setzte, einen Schuß beibrachte, welcher den Rückenstrang, sowie Nieren und Leber verletzte. Der Fürst stürzte in die Barke; die Fürstin Darinka fing ihn in ihren Armen auf. Der Attentäter benutzte die Verwirrung, um zu entwischen; allein er wurde später ergriffen, von dem österreichischen Gerichte zum Tode verurtheilt und in Cattaro

gehenkt. Er behauptete, keine Mitschuldigen zu besitzen und den Fürsten nicht aus politischen Gründen, sondern aus Privatrache getödtet zu haben, derselbe habe ihn ungerechter Weise zur Verbannung verurtheilt.

Danilo starb erst nach vierundzwanzig Stunden, nachdem er schwere Qualen erduldet. Glücklicher Weise war sein Neffe Nikita zugegen, der Sohn Mirko's des Starken, dessen wir im ersten Capitel gedachten. Die Fürstin zeigte eine heroische Entschlossenheit. Nach dem Tode ihres Gemahls setzte sie dessen fürstliche Mütze dem Neffen auf und folgte in dessen Begleitung dem Sarg, der die sterbliche Hülle Danilo's umschloß und von den Getreuen über die himmelhohen Kaltberge hinüber nach Cettinje getragen wurde. Man fürchtete Widersacher und Aufstände in den Schwarzen Bergen zu finden, allein die Autorität Mirko's des Starken, welcher schon dem Fürsten Danilo bei der Thronbesteigung behilflich gewesen, genügte, um auch Nikita die Herrscherwürde zu sichern. So blieb die Dynastie denn am Ruder; und dies war ein Glück für das Land. Denn schon im folgenden Jahre erschienen wieder die Türken, welche von inneren Zwistigkeiten der Montenegriner vernommen hatten und dieselben auszubeuten gedachten. In der That hatten sie große Erfolge; sie waren im Begriffe die letzen Verschanzungen zu erstürmen, welche ihnen den Eingang in das Thal von Cettinje verwehrten, als Europa intervenirte. Hierauf folgte wieder eine Periode des Privatkriegs, bis derselbe 1876 durch den Staatskrieg abgelöst wurde, welcher gegenwärtig noch wüthet.

Korfu.

Mai und Juni 1877.

I.

Im Hafen. — Fische, Wein und Südfrüchte. — Das Land der Phäaken und Vater Homeros. — Des Oelbaums Schlummerschatten. — Ein Bild der Stadt und der Insel.

Ich weiß recht gut: Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen; und es ist nicht wohlgethan, sich mitten auf der Reise nach dem schönen, aber erschlaffenden Lande der Phäaken zu begeben. Aber diesmal hatte ich eine gerechte Entschuldigung, oder wie unser alter Conrector sagte, einen „Justum," womit er einen „justum titulum" meinte. Ich kam nämlich aus Montenegro, wo ich auf pfadlosen Gebirgen und unpassirbaren Wegen zu Pferd und zu Fuß so lange herumgekrochen war, bis mir jeder einzelne Knochen und Muskel im Leibe weh that und ich das Bedürfniß fühlte, statt unter Spartanern wieder unter Menschen zu leben und mit den letzteren statt der braunen Suppe wieder Beefsteak, Geflügel, Fische und Früchte zu essen. So ging ich denn nach dem Lande der Phäaken, das mir von meinem kurzen Besuch vom Herbst 1875 her in sehr angenehmer Erinnerung war und wo ich mich gegenwärtig noch befinde, indem ich versuche, meine Eindrücke und Unterhaltungen zu Papier zu bringen, soweit solches die zunehmende Faulheit der Person und die wachsende Wärme der Witterung erlauben, welche letztere übrigens bis vor etwa vierzehn

Tagen hier verhältnißmäßig so schlecht und frostig wie überall war, wenn freilich nicht so kalt wie in der deutschen Metropole.

Diese Verspätung des Eintritts der schönen Jahreszeit scheint 1877 ganz Europa gemeinsam zu sein. Hier hindert sie jedoch nicht, daß man gegen Ende Mai Oliven erntet und den Flachs einheimst, daß man die reifen Orangen vom Baum ißt (wobei sie natürlich besser schmecken, als die unreifen in Berlin aus dem Korbe), daß die Frucht der japanesischen Mispel in ihrem vollsten Flor, und daß die Erdbeeren-Saison schon beinahe vorüber ist — von Kirschen und anderen Gewöhnlichkeiten gar nicht zu reden, denn das versteht sich ja von selber.

Wir im Norden glauben, daß die aromatische Waldbeere etwas unserem Klima Eigenthümliches sei und daß man sie im Süden nicht finde. Dies ist eine Täuschung. Hier auf der Insel Korfu wächst unter den Oelbäumen die Waldbeere nicht minder voll, frisch und gewürzreich, wie zu Hause unter den Buchen und Birken. Daß sie einige Monate früher kommt, ist gerade kein Fehler. Schade nur ist, daß man wirklich reifes Obst nicht verschicken kann. Ich schickte sonst dem freundlichen Leser einige Orangen. Aber freilich ist es wieder ein Glück. Denn sonst würde er in Zukunft, nachdem er diesen Persephone-Apfel gekostet, in Berlin nie wieder zu jenen säuerlichen und unreifen Südfrüchten greifen, welche man dort mit den barbarischen Namen von Apfelsinen, Mandarinen u. s. w. zu belegen pflegt.

Was die japanische Mispel anlangt, so reichen meine botanischen Kenntnisse nicht aus, dieselbe zu classificiren. Sie wächst auf einem Baume, der dem der Orange ähnlich sieht, und gleicht einer kleinen, gelben, saftigen Birne, hat aber in ihrer Samenkapsel nicht Kerne, sondern Steine, und zwar hat jede Frucht deren drei, zwei große und einen kleinen. Constatiren kann ich nur, daß der jetzige preußische

Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, als er, von Japan zurückkehrend, hier Anker warf, mit der größten Bestimmtheit erklärte, in Japan selbst gebe es eine solche Frucht absolut nicht. Wir haben keinen Grund, einer solchen Autorität zu mißtrauen. Es liegt also hier derselbe Fall vor, wie in Deutschland mit dem Casseler Rippenspeer, welchen es überall gibt, nur nicht in Cassel, und in Tirol mit jenen Handschuhen, von welchen Miß Trollope behauptet, der Tiroler verfertige sie aus der Haut der Gemsen, die er „selbst geschossen und genäht habe", während in ganz Tirol auch nicht ein einziger vernünftiger Handschuh gemacht wird und die uns mit dem vertraulichen Du (das nirgends weniger Sitte ist, als in Tirol) anbiedernden Tiroler und Tirolerinnen das Fabrikat, mit welchem sie handeln, in Frankreich oder in Süddeutschland einzukaufen pflegen, bevor sie die Norddeutschen damit — anbiedern.

Ich sehe, daß ich bereits von dem Nachtisch plaudere. Möge mir nun gestattet sein, daß ich noch ein Wort von den Fischen und den Weinen hinzufüge, dann will ich schweigen von den Freuden der Tafel, welche hier in der Bella Venezia des Fremdlings warten. Das Adriatische und noch mehr das Jonische Meer hat außerordentlich schmackhafte Fische. Da ist vor Allem der Barbone, ein kleiner, runder, hellrother, dickleibiger Fisch, von dem dicken Kopf an zum Schwanze spitz zulaufend. Er ist gerade im April und Mai am besten, und dann wieder im September und October. Man bäckt ihn in Oel oder brät ihn auf dem Roste. Am besten schmeckt er, wenn man ihn in dünnes Papier wickelt und darin langsam brät, während man ihn fortwährend mit feinem Oel bestreicht. Man nennt mir ihn deutsch Barbe. Das kann aber nicht richtig sein. Unsere Barbe, welche im März (mit ihren langen Fäden um das Maul, daher Barba) den Rhein herunter kommt, ist ein ganz anderer Fisch. Am meisten gleicht der Barbone unseren

Goldfischen. Nur ist er größer. Er wird bis zehn Zoll lang und zwei Zoll breit.

Dann kommt der Scombro, eine hübsche Makrele, gewöhnlich einen Fuß lang und zwei Zoll dick. Er wird zubereitet wie der Barbone, muß aber ganz frisch sein, sonst ist er unschmackhaft, ja schädlich. Die alten Römer kochten aus diesem Fisch, unter Zuthat von Gewürzen, ihr Garum, eine Fisch-Sauce, von der ich vermuthe, daß sie mit der heutigen Londoner Worcestershire-Sauce große Aehnlichkeit hatte. (Siehe meine Abhandlung: Ein Menu aus dem antiken Rom.) Mein ungarischer Freund J. behauptet jedoch, das römische Garum sei identisch mit dem Hálaszle, der berühmten Fischsuppe der Ungarn.

Endlich drittens und letztens, d. h. last not least, die Sfoglia, d. h. das Blatt. Ich wünschte, alle Blätter, welche in Deutschland erscheinen, wären so schmackhaft. Es ist eine Art Scholle oder Seezunge (Sole). Man bäckt sie in Oel, aber sie muß, wie alle diese höchst delicaten Fische, ganz frisch sein, sonst ist sie abscheulich. Hier ist, wie zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen, nur Ein Schritt von der höchsten Trefflichkeit zur tiefsten Verworfenheit!

Und nun die Weine! Ich habe mich redlich durchgetrunken, von dem herbsten Istrianer bis zum süßlich-tollen Dalmatiner, durch den schweren borstigen Montenegriner und den grundigen und grunzigen Albaneser, um auf Korfu mit Heinrich Heine zu singen:

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat!

Ich sitze jetzt hier im Schoße des Glückes und des Sonnenscheins und trinke abwechselnd den leichten und lieblichen Korfioten und jene hochfeinen und schweren griechischen Cabinetsweine, welche Herr Toole in Cephalonia und die berühmte deutsche Weinhandlung in Patras liefert; dazu kommt dann noch jener mächtige schwarze Wein von Ithaka, welcher meinem deutschen Tischnachbar den Stoßseufzer aus-



preßte: War dieser angebliche Schlaukopf Odysseus doch ein dummer Kerl! Bummelte zehn Jahre nutzlos in der Welt herum und hatte dabei zu Haus in seinem Keller so vortreffliche Weine! Und dann sehnt er sich danach, wieder einmal den Rauch seines Hauses aufwirbeln zu sehen, während ihm doch zuerst der Wein hätte einfallen sollen.

Verzeihe mir, freundlicher Leser, daß ich zuerst von Trank und Speise geredet. Ich bedurfte derselben, und deßhalb ging ich nach dem Lande der Phäaken, da ich

— so vielfach verschlagen,
Irren bestand, nachdem ich das Reich und den Reichstag verlassen.
Viel Wohnstätten gewahrt' ich und vielerlei Sitten der Menschen,
Viel auch ertrug ich des Leides zur See mit bekümmertem Herzen
Und zerriß mir das Fell im Lande der Montenegriner.

Ein zweiter schiffbrüchiger Odysseus, wurde ich hier in Korfu, das — kein Geringerer als Thucydides selber bezeugt es — identisch ist mit der alten Insel Scheria, dem Lande der Phäaken, gastfreundlich empfangen. Zwar fehlte die Nausikaa, aber die Reinlichkeit des Hotels, der Zimmer und der Betten erinnerte — doppelt wohlthuend im Gegensatz zu Dalmatien, Montenegro und Albanien — lebhaft daran, wie vormals die Königstochter und ihre Mägde die Gewande und Betten

Nahmen vom Wagen und trugen sie all' in das bläuliche Wasser
Und sie stampften in Gruben, sich rasch um die Wette beeifernd,
Alles zu waschen auf's best', und von jeglichem Fleckchen zu säubern.

Das Hotel Bella Venetia glänzt zwar nicht, gleich des Alkinous hohem Palaste, außen von Gold und von Silber, aber desto besser ist es im Innern, und wir, wir machen es auch gleich den Phäaken, von welchen geschrieben steht:

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Die Insel aber ist heute noch gerade so lieblich und fruchtbar, wie sie Vater Homeros vor Jahrtausenden beschrieb. Auch heute noch

Streben daselbst gen Himmel hochstämmige laubige Bäume,
Voll von Granaten und Mispeln und glänzenden goldnen Orangen,
Auch süßlabenden Feigen und grünlich schwarzen Oliven.
Nimmer verlöscht auf ihnen die Frucht; nie mangelt's an dieser,
Weder im Sommer noch Winter, das Jahr durch; fächelnder
Westwind
Lockt hier stets aus Blüthen die Frucht, dort zeitigt er Früchte,
Da hängt reifend Mispel an Mispel, Orang' an Orange,
Reifend die Traub' an der Traube, und dicht an der Feige die
Feige.

Kurz, wenn du hier, die Odyssee in der Hand, die Insel durchstreifst, findest du auf jedem Schritte, welche vortreffliche Augen der blinde Vater Homeros im Kopfe hat, und wie er, von welchem jeder unwissende gelehrte Pedant mit herablassend lächelnder Miene nachbetet, er pflege zuweilen zu schlafen, exacter schildert, als die meisten unserer modernen Land- und Leute-Beschreiber. Da sind z. B. die Oliven. Unser guter Ludwig Uhland, der nur wenig über die schwarzrothen Grenzpfähle seines württemberger Ländchens hinausgekommen, und wohl ein großer Dichter, aber doch sein Lebenlang der richtige Nestel-Schwab geblieben ist, singt in seinem prachtvollen Gedicht Bertrand de Born:

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,

während doch der Oelbaum weniger Schatten gibt als irgend ein anderer Baum; denn er hat ganz schmale, lanzettförmige, in der Regel senkrechtstehende Blättlein. Wie weiß dagegen Homer die Oliven zu schildern:

Wie sich dränget Blüthe auf Frucht und Frucht auf die Blüthe.

Zu malen aber versteht diese uralten knorrigen Oliven, deren Stämme ineinander verwachsen, durchlöchert, gespalten und verzopft sind, kein Mensch besser als der alte Preller in Weimar. Nimm dir eine seiner Odyssee-Landschaften — die erste beste — zur Hand, betrachte dir die steilen,

zackigen Spitzen der Berge, die ausgewaschenen, höhlenreichen Kalkfelsenufer, in deren weißes Gestein das dunkelblaue Meer hineinflutet, die üppige Vegetation, die ehrwürdigen Oliven-Bäume mit ihren blaugrauen Stämmen und ihren im Silberglanze durcheinander zitternden, glitzernden und hüpfenden, schmalen, grüngrauen Blättlein; die breitwuchernden Hecken der Ficus indica, deren saftige Blätter allmälig verholzen, während sich am Rande der jüngsten die Blüthen und Früchte entwickeln; die kandelaberartige Aloe, woran sich jetzt an der Spitze eines jeden Leuchterarmes die gelben Blüthenlichter entfalten; die Dattelpalme und den Johannisbrotbaum; die Myrthen und Cactus; die Oleander und die Granaten; die Erdbeeren- und Erica-Bäume; die Feigen-, Maulbeer- und Mandel-Bäume; — und du hast ein Bild von Korfu, wie ich es dir mit bloßen Worten nicht vorzuzaubern verstehe.

Die Insel Korfu, fast so südlich gelegen wie Sicilien, das in Güte der Orangen von ihr übertroffen wird, läuft an jener Stelle, wo sich das Adriatische Meer vom Jonischen scheidet, dem epirotischen Festland entlang, dem sie sich mit ihrer nordöstlichen und mit ihrer südöstlichen Spitze so sehr nähert, daß an beiden Stellen nur schmale Einfahrten verbleiben, in der Mitte dagegen sich die Meerenge zu einem stattlichen Golfe ausweitet, umringt von dem Zauberrunde der korfiotischen Berge (bis 3000 Fuß über dem Meer) und der albanesischen, welche bis auf 5000 Fuß steigen und auf ihren Spitzen und Graten mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieses Eiland hat eine eigenthümliche Gestalt. Im Norden läuft eine mächtige Bergkette, italienisch San Salvadore und griechisch *Παντόκρατορ* genannt, von Westen nach Osten. Dies ist der Kopf der Insel; der Leib erstreckt sich nach Süd-Süd-Osten; in der Mitte ist noch einmal eine stattliche Bergkette, die Berge der zehn Heiligen (*ἅγιοι δέκα*); und dann läuft das Land in eine Schwanzflosse aus, deren

Spitzen Capo Levkimo und Capo Bianco heißen. Die Einen nennen diese eigenthümliche Gestalt eine umgekehrte, d. h. von links nach rechts gedrehte, Sieben, die Andern ein Seepferdchen, das nach rechts ausschaut; die Dritten erinnern an den Vers des Horatius: Desinit in piscem mulier formosa superne.

Die Alten nannten die Insel die Sichel oder die Sense, δρεπάνη oder Drepanum, ebenfalls nach ihrer Gestalt; und kein Geringerer als Aristoteles hat uns die Sage überliefert, dies sei jene Sichel, mit welcher sich Ceres bewaffnete gegen die Götter, welche ihre Persephone raubten, und mit der sie später die wilden Titanen das Getreide schneiden lehrte, sie so für die Cultur gewinnend. Die Stadt Korfu liegt, nicht ganz in der Mitte der Insel, an der inneren, östlichen Seite, eingerahmt von zwei Citadellen, wovon die nördliche die neue heißt und langweilig aussieht, während die südöstliche, die alte, sehr malerisch sich darstellt und in zwei scharfe Spitzen ausläuft. Von den letzteren sollen die Byzantiner die Stadt Κοριφῶ (Koriso, κορυφαί, die Spitzen) genannt haben, woraus sich Korfu gebildet. Die Griechen nannten die Stadt und Insel stets Κέρκυρα (Kerkyra), und diesen Namen hat sie nun wieder angenommen.

Die Stadt ist eng, steil, winklig, halb italienisch und halb griechisch-byzantinisch gebaut. Sie ist von schönen Höhen umgeben und hat eine breite Esplanade, welche von der feinen Welt als Promenade benutzt wird. Hunderte von Gebäuden sind Zeugen der höchst interessanten Geschichte der Stadt und der Insel. Auch würde es nicht an Alterthümern, d. h. an antik-griechischen und römischen fehlen, wenn nicht die Signori Inglesi Alles fortgeschleppt hätten, nach ihrer spleen- und nebelhaften Insel im Norden.

II.

Politische und wirthschaftliche Geschichte der Insel von 1815 und 1877. — Die Mißregierung der Venetianer. — Die Experimente der Engländer. — King Tom. — Das englisirte Patriziat und das griechische Proletariat auf der Insel. — Frederic Adams. — Die griechische Revolution und die russischen Wühlereien. — Antagonismus zwischen England und Rußland. — Französische Mißgunst. — Γερουσία und Βουλή. — Gladstone's Mißerfolg. — Pfäffische Agitationen. — Erfolgloser Aufstand der Korfioten. — Englands Großmuth.

So viel auch die Engländer für Korfu gethan haben mögen, so haben sie doch bei der heutigen Bevölkerung kein gutes Andenken hinterlassen. Ein sehr verständiger Bürger dieser Insel, dessen Urtheil mir von mehreren Seiten bestätigt wurde, erzählte mir darüber Folgendes:

Als die Engländer in Folge der Verträge von 1815 das Protectorat über die sogenannte Republik der ionischen Inseln antraten, sollte man denken, wäre es nicht schwer gewesen, sich beliebt zu machen. Denn unsere Vorfahren waren nichts Gutes gewöhnt. Das Regiment der sinkenden Republik Venedig war das jämmerlichste und zugleich das grausamste, das man sich denken konnte. Jeden Augenblick kam ein neuer Proveditore nach Korfu. Man ließ ihn nicht lange an seinem Posten; denn man fürchtete, wenn er warm werde an Ort und Stelle, so werde er sich am Ende gegen die allerdurchlauchtigste Republik und deren hohen Senat mit den Eingeborenen verschwören. Die Herren in Venedig wußten selbst, daß ihre Regierung so schlecht war, daß man sie eigentlich hätte abschütteln müssen. Ja, es liegen Gründe genug vor zu der Annahme, daß die Absicht der Dominante bewußtermaßen darauf gerichtet war, die ihr unterworfenen Länder zu ruiniren und sie nicht wieder aufkommen zu

lassen. Die Proveditori folgten dieser Staatsraison; außerdem aber füllten sie sich noch privatim möglichst rasch ihre Taschen, die Sache hatte Eile; denn sie wußten ja nicht, wie lange man sie an der Krippe ließ. Wurde dann der Proveditore abberufen, so mußten die Korfioten zum Danke dafür, daß er sie mißhandelt hatte, ihm auch noch eine Statue, eine Büste oder sonst ein Denkmal setzen, als wenn er ein Heiliger gewesen wäre. Die Spianata (Esplanade) soll damals von lauter Denksäulen gestarrt haben, wie ein türkischer Friedhof, ein Spargelfeld oder ein Stachelschwein. Jetzt sind sie alle verschwunden.

Nun kamen also 1816 die Engländer. Sie schickten uns einen Lord-Ober-Commissar, ein großes Thier, das uns sehr von oben herunter behandelte, von unseren Angelegenheiten nichts verstand, auch nichts verstehen wollte, ja, es nicht einmal für nöthig hielt, Griechisch zu lernen, oder auch nur Italienisch, welches damals noch vielfach von den oberen Classen der Gesellschaft neben oder gar statt der Landessprache gesprochen wurde. Der erste Lord-Ober-Commissar war Sir Thomas Maitland, eine Art von türkischem Pascha, der uns als Rajah behandelte. Er war zugleich Statthalter von Malta und hatte ein so hochfahrendes Wesen, daß ihn sogar seine englischen Landsleute den ‚King Tom‘ nannten. Als der Aufstand auf dem griechischen Festlande ausbrach, und auf unserer Insel sich eine demselben sympathische, antienglische Bewegung zeigte, ließ King Tom die Häupter derselben aufhängen und die Popen, welche er als Anstifter betrachtete, in eiserne Käfige setzen.

Seine Nachfolger trieben es menschlicher. Aber sie hatten ein falsches System. Sie überschwemmten die Insel mit einer Menge gut besoldeter Beamten und Officiere. Die nachgeborenen Söhne vornehmer Herren — Männer, die wenig gelernt oder allerlei Unfug getrieben hatten, so daß man in ihrem eigenen Lande nichts aus ihnen machen konnte

— fanden bei uns ihre Versorgung und suchten sich hier nach Kräften entweder Geld zu machen oder zu amüsiren. Was die Eingeborenen der Insel anlangt, so kümmerten sich die englischen Herren gar nicht um die Masse der Bevölkerung, sondern nur um die oberste Classe, namentlich um die sog. Possidenti, d. h. um die Großgrundbesitzer. Während letztere bisher im Innern der Insel, ein Jeder auf seinen Gütern und inmitten seiner Bauern, deren Leid und Freud die Gutsherrschaft theilte, gelebt hatten, suchte das englische Protectorat dieselben nach Korfu zu ziehen, um sie dort an Ehren und Vergnügungen theilnehmen zu lassen. Unsere Vornehmen gingen nur zu bereitwillig darauf ein. Man schuf einen eigenen Orden für sie, man machte sie zu Senatoren und gab ihnen sonstige Dienste mit Besoldungen. Dem jeweiligen Präsidenten des Senats gab man sogar den leeren Titel eines Fürsten (Principe) und räumte ihm einen Palast ein, mit welchem er nicht recht etwas anzufangen wußte. Sie sehen da unten, am südöstlichen Ende der Stadt, das große Gebäude von drei Stockwerken. Es ist der Palazzo Capo d'Istria, aus dem auch der meuchlings getödtete Präsident der griechischen Republik gleichen Namens stammt (welcher hier in Korfu geboren ist und begraben liegt da droben neben jener einsamen Kirche nebst Kloster). In diesem Palast also residirte jener Schattenprinz und Senatspräsident, der sich mit äußerlichen Ehrenbezeigungen begnügen mußte, aber in Wirklichkeit nichts zu sagen hatte. Er und die anderen Großgrundbesitzer der Insel, welche in dem Senat (γερουσία) saßen, gewöhnten sich also in der Stadt zu wohnen, wo die Preise zu einer fast englischen Höhe hinaufgetrieben wurden. Daraus ergaben sich zwei böse Folgen: die Leute ruinirten ihre Finanzen und entfremdeten sich ihren Bauern. Sie kamen auf das Land nur noch, um Geld- und Natural-Abgaben zu holen, und wurden der Schrecken der Bauern, welche man immer mehr schinden

mußte, um die Kosten des theuren Aufenthalts in der Hauptstadt aus ihnen herauszuschlagen.

Die Bauern ihrerseits setzten sich auf die Hinterfüße. Den Bestrebungen, ihre Lasten zu steigern, suchten sie sich durch List und Unterschleif zu entziehen, oder sie fingen an, die Cultur des Bodens zu vernachlässigen, dessen Meliorationen nur geeignet waren, ihre Lasten zu steigern. Bei diesem Zustande wurden beide Theile immer ärmer, die Herren wie die Bauern. Die Herren suchten sich auf Kosten der Bauern zu helfen. Mit Hilfe der Engländer machten sie draconische Gesetze, welche ihre Schärfe wider die List und die Trägheit der Bauern richteten — Fehler, welche die Bauern nicht hatten zu jener Zeit, als noch die Großgrundbesitzer unter ihnen wohnten und bei Erhebung der Abgaben ein gewisses Maß von Billigkeit walten ließen. So schärften und verschlechterten sich die Zustände von Jahr zu Jahr; und nachdem hier die Engländer ein Menschenalter regiert hatten, war Jedermann unzufrieden mit ihnen, auch diejenigen, welche anfangs von deren Herrschaft sich den Beginn des goldenen Zeitalters versprochen, und die, welche den Vortheil von den eingerissenen Mißbräuchen gezogen hatten.

Es ist wahr, einzelne der Lord-Ober-Commissare haben Namhaftes für die Insel geleistet. So namentlich Sir Frederic Adams, welchem man in Anbetracht seiner Verdienste eine Statue errichtet hat vor dem Palazzo Reale, jenem stattlichen Marmorgebäude mit Säulengängen und Triumphbogen, welches sich der hochfahrende King Tom errichtet hat. Adams hat die große Wasserleitung angelegt, welche die Stadt und die Citadelle versorgt, er hat den Molo verbessert und die Insel mit jenen schönen Kunststraßen durchzogen, welche noch heute unser Stolz sind. Aber er war auch ein wenig Querkopf und liebte es, die Eingeborenen zu ärgern. Wenn z. B. schlechtes Wetter war, so zog er weiße Strümpfe

und Ballschuhe an und ging so lange in der Stadt spazieren, bis er in eine Pfütze getreten war. Dann ließ er sich den Podesta der Stadt kommen, zeigte demselben das beschmutzte Piedestal und hielt ihm eine donnernde Rede, den Griechen sei keine Reinlichkeit beizubringen, auf Reinlichkeit verständen sich überhaupt nur die Engländer.

Abgesehen davon aber war Adams ein guter Administrator. Ehe er Lord-Ober-Commissar wurde, war er lange Zeit als oberster Officier hier und commandirte auf der Citadelle. Er hatte die Zustände des Landes studirt und hatte viel praktisches Verständniß für die materiellen Interessen. Er war, wenn nicht der einzige gute, denn doch jedenfalls der beste der Ober-Commissare.

Aber Alle, und ich nehme auch ihn nicht aus, hatten einen großen Fehler: sie hatten keinen Sinn für das Volk und kein Verständniß für seine Weltanschauung. Sie hielten uns für Halbwilde und glaubten hier, mitten im Herzen von Europa, in einem Lande, welches die Thür zwischen dem Adriatischen und dem Jonischen Meere bildet, unter einem Volke, welches sich der edelsten Abstammung rühmt und dem gewiß Niemand geistige Regsamkeit und Befähigung absprechen kann, regieren zu können, wie unter den erschlafften und indifferenten, entweder culturlosen oder hypercultivirten, entweder zurückgebliebenen oder heruntergekommenen Völkern von Australien und Asien. Dies machte böses Blut.

Man sagte sich, namentlich seitdem Griechenland seine Unabhängigkeit errungen: Sind wir denn etwa nur englische Heloten? Gehören wir nicht derselben Race an, wie unsere hellenischen Brüder auf dem Festland? Wie will der europäische Areopag uns verweigern, was er den Anderen zugestanden, nämlich sich unter einem unabhängigen Oberhaupt selbst zu regieren? Hatte man 1815 das Recht, uns einen Vormund zu geben, nachdem uns vorher das eiserne Würfelspiel des Krieges aus dem Besitze der Venetianer in den

der Franzosen, dann in den der Russen und endlich wieder in den der Franzosen geschleudert? Haben nicht viele von uns in dem griechischen Unabhängigkeitskriege mitgefochten? Hat man nicht auch uns Hoffnungen gemacht? Ist es nicht endlich Zeit, sie zu erfüllen?

— Wer hat Ihnen denn diese Hoffnungen gemacht? Doch schwerlich Oesterreich, Preußen und England? erlaubte ich mir zu fragen.

Nein, sagte er, diese nicht, aber Frankreich, und vor Allem Rußland. Wir Alle, auch diejenigen, welche heute anderer Meinung sind und fürchten, daß Rußland jetzt nur zu geneigt ist, unsere gerechten Ansprüche auf den größeren Theil des Nachlasses des kranken Mannes zu verkennen und zu bestreiten und für sich allein den Löwenantheil in Anspruch zu nehmen — wir Alle sahen damals mit den größten Hoffnungen auf Zar Nikolaus I. Wir sahen in ihm unsern Glaubensgenossen, Beistand und Retter. Und der Zar ließ es an Aufmunterungen nicht fehlen. Namentlich war es unsere griechisch-orientalische Geistlichkeit, welche von Rußland her, das sie über Alles verehrt, durch Geld und gute Worte in ihren patriotischen Unternehmungen unterstützt ward. So kam es denn, daß im Jahre Achtundvierzig, als sich überall die Völker erhoben und namentlich auch Gericht hielten über die ohne ihre Mitwirkung abgeschlossenen Verträge von 1815, auch hier ein Aufstand gegen die Engländer losbrach, welchen dieselben jedoch mit ihrer Militärmacht niederschlugen, und zwar ohne allzu große Anstrengung; denn das Volk unserer Insel ist, im Unterschied von den Epiroten, Arnauten und Albanesen auf dem uns östlich gegenüberliegenden Festlande, im Durchschnitt der Waffen unkundig. England war indeß zu großmüthig, um, wie ein Re Bomba, ein Volk niederzuwerfen und seiner Rechte zu berauben. Es versuchte Reformen einzuführen und die Fehler, welche vorgekommen, wieder gutzumachen. Allein es

war zu spät. Die Abneigung der beiden Racen gegen einander hatte schon zu sehr zugenommen. Sie sind einander von Haus aus nicht sympathisch, unser Inselvolk und das der Briten. Der Unterschied des Glaubens kam hinzu, auch kann ich nicht leugnen, daneben hetzte stark der griechische Clerus, der, obgleich schlecht unterrichtet, dennoch eine große Gewalt über das untere Volk hat und ausschließlich im Interesse Rußlands seine Politik trieb.

England wollte das Gaukelspiel mit dem Senat (*γερουσία*) und der Wahlkammer (*βουλή*), welches es bisher getrieben, in Ernst verwandeln. Es wollte an die Stelle des Schein-Constitutionalismus den wirklichen Constitutionalismus setzen. Es erweiterte das active und passive Wahlrecht und verzichtete auf die Wahlbeeinflussungen und die übrigen, bisher üblichen Praktiken. Allein nun ging es erst recht nicht. Die Wahlen fielen so unbedingt oppositionell aus, daß jedes Zusammenwirken mit dem Lord-Ober-Commissar unmöglich wurde. Die Regierung konnte es Niemandem recht machen. Sie erntete die Früchte ihrer Thaten. Dazu kam aber, daß die sieben größeren Inseln und die weiter noch zu der seltsamen Republik gehörigen kleinen Eilande unter sich keinen gemeinsamen Schwerpunkt hatten und jede an einem anderen Stricke zog. Es war nicht mehr auszukommen; und die Engländer, obgleich sie unzweifelhaft zu jeder Zeit stark genug waren, einen Aufstand niederzuschlagen, wurden der verdrießlichen Geschichte überdrüssig. Zuerst scheint man in London die Absicht gehabt zu haben, nur Korfu und Paxos für sich zu behalten, die anderen fünf Inseln aber an das neugeschaffene Königreich Griechenland abzutreten. Es sollte also der Hauptcomplex der Inseln an das Mutterland zurückfallen, nach dem Grundsatze: Res accessoria sequitur rem principalem; Korfu und Paxos dagegen sollten den Engländern als Entschädigung gegeben werden, gleichsam, wie man sich damals in dem rechtsge-

lehrten englischen Kauderwelsch ausdrückte, als Reluitionsquote für Ablösung des protectoralen Nexus. Natürlich legte England einigen Werth auf Korfu als Schlüssel zum Jonischen und Adriatischen Meere.

Endlich kam — es war, wenn ich nicht irre, zu Ende der fünfziger Jahre — der englische Staatsmann Gladstone zu uns als außerordentlicher Lord-Ober-Commissar. Er sollte den gordischen Knoten lösen. Es ist ihm nicht gelungen, vielmehr hat er es mit allen Parteien gleichmäßig verdorben, obgleich er mit einer wahrhaft verführerischen und einschmeichelnden Höflichkeit und Redseligkeit auftrat, welche man sonst bei den kurz angebundenen Engländern wenig gewohnt ist. Bei uns Gebildeten machte es einen schlechten Eindruck, daß er, der Protestant, sich vor dem griechischen Erzbischof (Metropolit) auf das Tiefste demüthigte, ihm die Hand küßte und in sclavischer Unterwürfigkeit mit dem letzten Orthodoxen der Insel wetteiferte. Wenn Gladstone das alles aus Frömmigkeit thut, so ist dagegen nichts zu sagen; da wir aber von ihm wußten, daß er ein überzeugungstreuer Protestant war, so konnten wir nicht umhin, anzunehmen, er sei ein Heuchler. Dazu kam sein Verhalten gegenüber den Juden, welche ja bekanntlich im Jahre Achtundvierzig ihre politische, bürgerliche und wirthschaftliche Gleichstellung beinahe in allen Ländern Europa's, wo sie solche noch nicht hatten, durchgesetzt haben. Auch hier verlangten sie solche von Gladstone. Allein dieser vertröstete sie mit dilatorischen Ausreden, ein solcher Schritt stoße das Volk vor den Kopf; sie müßten mit ihrer Emancipation noch Geduld haben und das Beste von der Zeit und der Zukunft erwarten. In der That aber wäre die Emancipation auf keinerlei Schwierigkeiten gestoßen: die Gebildeten waren dafür und die Masse verhielt sich gleichgültig dagegen. Alle aber waren entrüstet, daß Gladstone die Grundsätze, zu welchen er sich in London bekannte, in Korfu verleugnete und so that, als seien wir

eine Art Rothhäute oder Halbwilde, oder wenigstens unter keinerlei Umständen den Engländern gleichzuachten. Nachdem wir dem Königreich Griechenland einverleibt worden, hat sich auch bei uns die Juden-Emancipation ohne alle Schwierigkeiten vollzogen. Unsere Juden, deren wir allein in der Stadt über 6000 haben — darunter viel angesehene und reiche Leute — sind jetzt gerade die allereifrigsten Griechen. Denn sie betrachten emancipirt und griechisch als identisch, gerade wie ein ähnliches Verhältniß auch in Ungarn obwaltet, wo die Wiedergeburt der Nation zugleich auch die Emancipation einschloß und die Juden deßhalb gute Magyaren geworden.

Ich könnte Ihnen noch eine Menge wahrhaft unbegreiflicher Mißgriffe Gladstone's aufzählen. Aber ich will kurz sein und nur das sagen: Wir Korfioten wußten drei Lustra früher, als das übrige Europa, daß er kein großer Mann, sondern ein eitler, unsicherer und unzuverlässiger Schwätzer sei. Seine damalige Mission ist denn auch gänzlich gescheitert. Die sieben Inseln wollten beieinander bleiben. Keine einzige wollte sich von den übrigen sechs trennen, um rein englischer Boden zu werden. Auch die Großmächte schienen dies nicht zu wünschen, namentlich gab Frankreich zu verstehen, daß es eine solche Aenderung der vertragsmäßigen Verhältnisse nicht wünsche. Da verlor denn endlich England die Geduld. Es entschloß sich, den Knoten zu durchhauen, statt ihn zu lösen. Die Inseln kosteten viel Geld; sie absorbirten einen Theil der Land- und Seemacht, deren man anderweitig bedurfte; sie brachten keinen nachweisbaren directen Nutzen. So entschloß man sich denn, sie alle direct an das Königreich Griechenland abzutreten, und zwar geschah dies in der Form, daß England auf sein Protectorat verzichtete und die Inseln dann für den Anschluß an Griechenland stimmten. Zugleich wurde eine jährliche Rente von 10,000 L. Sterling zu Gunsten des Königs

Georg auf die Inseln gelegt. Die Stipulation dieser Summe wurde den Engländern gemacht, welche also bezüglich ihrer immer noch ein Wort mitzusprechen haben. Sie dient dem König Georgios als Civilliste oder als Theil derselben; einen anderen Theil der letzteren bilden die Zinsen jener Staatsschuld, welche die Schutzmächte garantirt haben; diese Zinsen zahlt das Land nun an den König, statt an die Creditoren. Diese Einrichtung ist eine Mahnung für die Herren Athener, welche den König Otto fortjagten, als ihm sein Vater kein Geld mehr zuschießen konnte und also die subsidia paterna aufhörten. König Georg behält unter allen Umständen seine 10,000 L. Sterling jährliche Leibrente, und jene Zinsen würden, statt in Athen verzehrt zu werden, an das Ausland bezahlt werden müssen, wenn Georg nicht mehr regierte. Diese weise Einrichtung wird hoffentlich auch in Zukunft die Athener, welche heute noch, wie zur Zeit des Aristophanes, ein etwas lustiges Volk sind, vor Dummheiten bewahren.

III.

Die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit der Insel. — Die Flitterwochen der Annexion. — Das Aufhören des englischen Danae-Regens. — Italienisch und Griechisch. — Die Herrensprache und die Bauernsprache. — Onkel Dandolo. — Venetianer und Hellenen. — Die nationale Wiedergeburt. — Unzufriedenheit mit den gewerbsmäßigen Politikern in Athen. — Die Kinderkrankheiten des griechischen Staates. — Die Bevölkerung von Korfu. — Neugriechisches, Altgriechisches und Lateinisches. — Einige Sprachproben. — Betten zu vermiethen. — Ein Trödelkram.

— Nun, und wie seid ihr, nachdem ihr nun seit mehr als zwölf Jahren zu dem Königreich Griechenland gehört,

jetzt mit dem Tausch zufrieden? erlaubte ich mir, meinen Mentor zu fragen.

Diese Frage ist schwer zu beantworten, meinte er, ich muß sie in ihre Einzelheiten zerlegen. Zunächst der Uebergangszustand; er machte sich ein wenig schmerzhaft merklich, nachdem die Flitterwochen der korfiotisch-hellenischen Freiheit vorüber waren. Der britische Danae-Regen hörte auf zu fallen. Alle, welche von den Mißbräuchen der englischen Verwaltung gelebt hatten, begannen zu klagen. Auch heute noch gibt es einige Wenige, welche sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnen. Aber es sind wahrlich nicht viele. Sie haben mir ja selbst erzählt, daß es auch in Deutschland, trotz der glorreichen Stellung, die es seit Kurzem errungen, noch Manchen gibt, der die Zeit der Knechtschaft und der Zerrissenheit, die Zeit, wo das große Deutschland eben so der Kampfplatz und der Kampfkreis aller seiner Nachbarn war, wie ehemals unsere kleine Insel, zurückwünscht. Nun, auch bei uns gibt es noch solche laudatores temporis acti, welche immer noch phantasiren von jener guten alten Zeit, die sie in der Vergangenheit suchen, während sie niemals Gegenwart gewesen ist. Mir scheint, dies ist eine Schwäche, die wir mit den übrigen Menschen gemein haben.

Die oberste Classe, welche von den Engländern cajolirt worden war, konnte sich zudem schwer an den neuen Zustand der Dinge gewöhnen. Sie war der hellenischen Sache entfremdet, obgleich zuletzt in scharfer Opposition gegen England. Viele davon sprachen kein Wort griechisch, sondern nur italienisch; auf das Griechische sahen sie mit hochnasiger Verachtung als auf eine ungelenke Bauernsprache herunter, etwa so wie früher gewisse ungarische Magnaten auf das Magyarische und heute die Mühlhäuser im Elsaß auf ihre deutsche Muttersprache. Diesen italienischen Korfioten wurde es etwas schwer, umzusatteln. Da war zum Beispiel ein

Herr Dandolo, der sich der Abkunft aus jener Familie rühmte, welche Venedig manchen großen Dogen gegeben. Er war das Haupt der Opposition gegen England und dabei, stolz auf seine Abkunft, jeder Zoll ein Venetianer. Mit dem Jahre 1864 war es nun plötzlich zu Ende mit dem Englisch. Aber auch mit dem Italienisch. Der gute Zio Dandolo hatte seinen Feind oder Gegner verloren, aber auch seinen Standpunkt, sein archimedisches *Δὸς ποῦ στῶ*. Er mußte sogar, wenn er nicht auswandern oder abdanken wollte, Griechisch lernen, was ihm außerordentlich schwer fiel. Indessen der Onkel Dandolo lernte es schließlich doch, und seine Ahnen haben es ihm wahrscheinlich verziehen als eine kleine Sühne für die großen Missethaten, welche Venezia la dominante früher an uns verübt hat. Er hat schließlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht, und mit ihm so manche Andere, die sich ebenfalls zur griechischen Bauernsprache bekehrten.

Die große Masse der Bevölkerung aber ist gegenwärtig mit dem Tausche sehr wohl zufrieden. Sie ist ihrer Nationalität zurückgegeben und trägt dabei leicht manche kleinen Mißstände, welche uns Allen wahrhaft unerträglich schienen, so lange sie ausgingen oder auszugehen schienen von einer Fremdherrschaft, von Menschen einer anderen Religion und einer anderen Race, von Leuten, die in ihrem unerträglichen Hochmuth sich für Halbgötter und uns kaum für Menschen hielten. Wir haben jetzt nicht den ewigen Zank mehr mit den sechs anderen Inseln, mit welchen wir zu einem wenig lebensfähigen Ganzen vereinigt waren. Freilich, was man in Athen thut, gefällt uns gleichfalls nicht immer. Der König, so meint man hier, sollte mehr Gewalt und das Land einen ordentlichen Beamtenstand von Kenntniß und Redlichkeit haben. Eine Dienstpragmatik würde uns vielleicht dazu verhelfen. Jetzt dauert in Athen ein Ministerium nur ein paar Monate; dann folgt schon ein anderes, neues. Die Minister haben nicht einmal Zeit, die Acten ihrer Vor-

gänger zu studiren. Die kurze Spanne, welche ihnen zugemessen ist, absorbirt der Kampf um das Dasein. So leben wir aus der Hand in den Mund und manches Gute unterbleibt. Glücklicher Weise haben wir den Parteihader, welcher Griechenland zerreißt, von unserer schönen Insel ziemlich fern zu halten verstanden. Aber berührt werden wir doch davon. Denn es geht hier nach der amerikanischen Regel: Dem Sieger die Beute! Wir haben hier so viel Parteien, als Leute, die Minister waren oder Minister werden wollen. Und deren sind viele. Die Partei steht nicht auf einem Programm, sondern auf einer Person. Diese Person ist die Karte, auf welche Der setzt, der Etwas werden will. Das neue Ministerium hat zunächst nichts zu thun, als seine Freunde an die Krippen zu binden, damit sie auf Staatskosten fressen können. Und so wechseln denn mit den Ministern auch alle anderen Beamten. Der Unterschied ist nur der, daß dies in Amerika alle vier Jahre und in Griechenland alle drei Monate geschieht. Auch hier werden wir von diesem Wechsel heimgesucht. Jeden Augenblick schickt man uns einen neuen Präfecten. (Gegenwärtig sind die Jonischen Inseln in drei Präfecturen [νομαρχία] getheilt; die erste besteht aus Korfu, Paxos und Santa Mavra, die zweite aus Ithaka und Cephalonia, die dritte aus Zante, zwar nicht der größten, aber der reichsten und fruchtbarsten dieser Inseln. Cerigo gehört zur Präfectur Lacedämon. Außerdem sitzen auf den kleinen Inseln noch Unter-Präfecten. Die Gemeinden haben einen Podesta und einen aus Census-Wahlen hervorgegangenen Gemeinderath an ihrer Spitze. Sie besitzen einen ziemlichen Grad von Selbstverwaltung und sind daher unabhängig von dem chronisch gewordenen Wechsel der Parteien und der Minister, was ein großes Glück für sie ist.) Hat der Präfect sich ein bischen auf unserer Insel orientirt, so daß er die Buchten und Caps, die Berge und die Ortschaften kennt und eine Cor-

vette von einer Schaluppe zu unterscheiden gelernt hat, dann muß er wieder fort — dann kommt schon ein neuer. Aber abgesehen von diesen kleinen Leiden, welche ich als die Kinderkrankheiten unseres Königreichs bezeichnen möchte — Krankheiten, mit welchen ein junger Staat so wenig verschont wird wie ein junger Mensch — befinden wir uns wohl und sind es von Herzen zufrieden, daß wir aus Engländern zweiten Ranges vollberechtigte Mitglieder unserer hellenischen Nation und unseres hellenischen Staates geworden. Dies schließt jedoch nicht aus, daß wir England allen Dank und alle Anerkennung zollen, sowohl für die vielen Wohlthaten, die es uns vormals erwiesen, als auch für die Großmuth, mit welcher es uns 1864 freigab, als das Protectoratsverhältniß unhaltbar geworden.

— Ich habe in Obigem einen einsichtsvollen und gutunterrichteten Korfioten über die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit seiner Insel sprechen lassen. Das Mitgetheilte sind Thatsachen, die man in unseren gelehrten Büchern nicht findet und die man gleichwohl kennen muß, um die Lage der Dinge zu begreifen. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Angaben zu controliren, und habe sie richtig befunden. Ich theile sie daher mit in einer möglichst genauen deutschen Wiedergabe. Wir unterhielten uns italienisch miteinander. Das Neugriechische sucht sich zwar immer mehr dem antiken Griechisch zu nähern, so daß wir Deutsche, die wir unsern Homer, Thucydides und Aristoteles gelesen und nicht wieder vergessen haben, im Stande sind, Bücher und Zeitungen, wenn auch mit Mühe, zu lesen; aber das Gesprochene zu verstehen, fällt uns sehr schwer und das Sprechen ist geradezu unmöglich. Daran ist vor Allem der Itacismus schuld, d. h. der Umstand, daß alle η und daneben noch die große Mehrzahl aller Diphthongen, worin ein ι vorkommt, also ει, οι u. s. w. wie i ausgesprochen und daß die meisten Endungen, ähnlich wie es in Deutschland bei

dem fränkisch-alemannischen Dialect geschieht, verschluckt oder wenigstens verstümmelt werden. Endlich sind alle jene syntaktischen Feinheiten, durch welche sich das Altgriechische so sehr auszeichnet — ich erinnere nur z. B. an die Conditionalsätze, an das εἰ mit dem Optativ und an das ἐάν mit dem Conjunctiv u. s. w., welche so manchem deutschen Gymnasiasten schweres Kopfbrechen oder gar schlaflose Nächte machen — in der neugriechischen Sprache gänzlich verloren gegangen. Dieser Verlust läßt sich auch schwerlich jemals ersetzen. Der zweite Umstand aber, der uns das Verständniß erschwert, ist die rapide, ununterbrochene und gleichförmige Geschwindigkeit, mit welcher die Sprache gesprochen wird, auch wenn wir schwerfälligen Fremdlinge aus dem Norden noch so rührend bitten: Un poco piano, favorisca! Das saust und braust und zischt und hopst, daß dir Hören und Sehen vergeht. Ich konnte dabei zwei classische Reminiscenzen nicht los werden. Die eine ist aus einer Rede des Cicero. Ich bin in Versuchung, die Stelle, welche ich aus meiner Jugend her in treuer und dankbarer Erinnerung bewahrt habe, lateinisch hieher zu setzen. Allein ich weiß, daß man heutzutage im lieben deutschen Vaterlande durch ein lateinisches Citat mißliebig wird bei Allen, die kein Latein verstehen, und letztere bilden ja die Mehrzahl, worauf es beim allgemeinen Stimmrecht doch ankommt. Erhielt ich doch kürzlich in Berlin einen von Köln datirten Brief, natürlich anonym, worin ich in jenem gröblichen Biedermannston, welcher seit 1870 eingerissen und sich vollständig frei weiß von jedem Hauche classischer καλοκἀγαθία oder auch nur Urbanität, wegen Gebrauchs eines lateinischen Spruches in einer Parlamentsrede heftig getadelt wurde, denn das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker u. s. w., sei durchaus nicht verpflichtet, Latein zu verstehen. So will ich denn die Sache auf Deutsch, wenngleich schlechter, erzählen. Also Cicero hat einen Clienten zu vertheidigen. Die Sache steht

schlecht. Eine Reihe von Belastungszeugen tritt gegen den Angeklagten auf. Die Zeugen sind Griechen. Es gilt also, diese Griechen schlecht zu machen, und dies thut Cicero mit einem Geschick, welches seiner Beredsamkeit und seinem — ich hätte beinahe gesagt Rabulismus (Gott bewahre mich vor dem Zorne unserer Philologen!) mehr Ehre macht, als seiner Loyalität. Cicero spricht von den geschwätzigen Griechlein (garruli Graeculi), wie sie plaudern, schnell und immer schneller — immer ein halbes Dutzend auf einmal — wie sie nicken oder die Köpfe schütteln — wie sie gesticuliren, bald mit Zeige- und Mittelfinger, bald mit der ganzen Hand, bald mit der Fläche nach oben, bald mit der Fläche nach unten — wie sie bald vorspringen, bald zurück — dann die Schultern zucken, die rechte, dann die linke, dann alle beide, u. s. w. Diese Schilderung paßt genau auf viele der modernen Griechen, namentlich z. B. auf die Athener.

Die zweite Reminiscenz ist aus Herodot. Er sagt, die Hellenen seien die einzigen wirklich redenden Menschen, die übrigen, die Barbaren, zwitscherten nur, ich weiß nicht mehr, wie die Vögel, oder gar wie die Spatzen. Heute sind manche Hellenen auch in das Zwitschern gerathen. Auch hier nenne ich die Athener.

Wenn ich die letzteren, die ich vor anderthalb Jahren kennen lernte, mit den Korfioten vergleiche, so muß ich gestehen, daß die Korfioten dabei nichts verlieren. Athen ist eine kosmopolitische Stadt, wie es viele gibt in Europa — ein bischen antik, ein bischen baierisch, ein bischen russisch, ein bischen albanesisch und palikarisch und auch ein bischen hellenisch. Dabei wird die moderne Stadt rein ecrasirt von der Akropolis, dem Theseion und den sonstigen Resten des Alterthums, vor deren Gegenwart selbst ein Paris vor Scham in die Erde sinken müßte, obgleich es nach Victor Hugo la capitale de l'univers ist und an der Spitze der Civilisation marschirt.

Die Bevölkerung von Korfu ist allerdings durchaus nicht rein hellenisch. Hier hat sich ionisches und dorisches, römisches und byzantinisches, venetianisches und dalmatinisches, italienisches, normännisches und arabisches Blut gekreuzt, jedoch ohne die Race zu verschlechtern. Die Leute sind stark und graziös zugleich. In einigen Orten aber — sie liegen in der Mitte der Insel, an dem Berge der Deca, Monte dei Deca (d. h. δέκα ἅγιοι, am Berge der zehn Heiligen) — hat sich die hellenische Race ganz rein erhalten. Dies sind wahrscheinlich noch Nachkommen der alten Phäaken, oder wenigstens jener Korinther, welche, geführt von Chersikrates, 733 v. Chr., hier die Colonie Kerkyra errichteten. Namentlich die Frauen zeigen das rein griechische Profil und bleiben schön, selbst bis in das hohe Alter, obgleich dann das Gesicht einen Charakter von Herbheit und Starrheit erhält, welcher uns an die Schilderungen des mit Unrecht vergessenen Romans des Herrn v. Rehfues: Die neue Medea, erinnert. Gibt es ja doch unter den antiken Sculpturen (siehe den Bracchio nuovo im Vatican) sogar Eumenidenköpfe von bezaubernder Schönheit.

Die Gebildeten in der Stadt Korfu selbst verstehen und sprechen alle Italienisch. Ihre Sprache hat jedoch einen leisen Anklang an den bekannten venetianischen Dialect. Obgleich hier von Haus aus ganz unbekannt, habe ich bei den Korsioten die liebenswürdigste Aufnahme gefunden. Gleich am ersten Tage erhielt ich eine Einladung in den Club, der ein reich ausgestattetes Lesezimmer hat, in welchem ich die journalistischen Versäumnisse meiner dalmatinisch-montenegrinischen Reise nachholen konnte. Zur Vergleichung will ich meinen Freunden in Deutschland, welche ihr Alt-Griechisch noch nicht ganz verlernt haben, hier meine neugriechische Eintrittskarte zu dem genannten Club mittheilen. Sie lautet: *'ΑΝΑΓΝΩΣΤΙΚΗ 'ΕΤΑΙΡΙΑ ΚΕΡΚΥΡΑΣ. 'Ο Κύριος Κάρλ Βραῦν ἐπὶ τῇ συστάσει τοῦ Κ. Μάρσου*

εἰσέρχεται ἐλευθέρως εἰς τὸ καταστημα επὶ μῆνα ἕνα κατὰ τὰ ἄρθρα 51. *καὶ* 52. *τοῦ ἐν ἰσχύϊ κανονισμοῦ. Κερκύρᾳ, τῇ* 13/25 *Μαι* 1877. *Ὁ Γραμματεύς.*

Noch einige kleine Proben von Neu-Griechisch liefert mir ein Blick aus den Fenstern meines Zimmers Nr. 37 in der Bella Venezia. Das Zimmer geht nach der Nordwestseite (ich meide im Süden gern die Morgensonne) in eine nach hiesigen Begriffen sehr weite, nach unseren aber sehr enge Straße. Gerade gegenüber habe ich ein griechisches Kirchlein, mit einem Campanile mit zwei Glöcklein, die immer bimmeln — eine unangenehme Nachbarschaft, aber man gewöhnt sich an Alles. Dann kommt ein Häuschen, so groß wie ein anständiger Omnibus, mit einer 1½ Fuß großen Inschrift: *ΚΡΕΒΑΤΙΑ ΔΙΑ ΕΝΟΙΚΙΟΝ.* Anfangs für mich unentzifferbar; allein man braucht nur das gelbe bescheidene Häuschen von der anderen Seite zu betrachten, dann findet man dasselbe auf Italienisch: Letti d'afittare, Betten zu vermiethen. Ein Haus weiter! Das Gebäude ist stattlich in Stein aufgeführt, ebenerdig mit einem geschnörkelten Aufsatz im Zopfstyl, als Giebel dienend. Da finden wir hinter dem Vor- und Familiennamen über der einen Thür: *ʽΥΠΟΔΗΜΑΤΟΠΟΙΟΣ.* Hypodemata sind Schuhe und Poios ist der Macher. Ueber der anderen steht: *ΠΙΛΟΠΟΙΕΙΟΝ.* Pilos ist der Hut und Poleion ist die Fabrik. Da werden Strohhüte fabricirt, wie in Gustav Freytag's ‚Verlorener Handschrift'. Auf der anderen Seite steht *ἀποθήκη*, Apotheke. Das ist aber keine Apotheke in unserem Sinne, sondern in der ursprünglichen wörtlichen Bedeutung eine Niederlage. Unsere Apotheke heißt hier *φαρμακοποιεῖον*, Pharmakopöeion. Ganz dahinten aber findest du ein *παντοπωλεῖον*, Pantopoleion. Das lautet recht großartig, aber in Wirklichkeit ist es eine Bude, in welcher Alles gekauft und Alles verkauft wird, oder um es kurz und gut zu sagen — ein Trödelkram.

Wenn diese Buchstaben, welche wir gewohnt sind, nur auf alten ehrwürdigen Denkmälern und Urkunden zu sehen, — wenn dieses Griechisch, durch welches wir gewohnt sind die lieblichen Dichtungen Homer's, die fesselnden Erzählungen des Thucydides und die erhabenen Gedanken Platon's zu vernehmen, — wenn, sage ich, diese Buchstaben und Worte, angewandt auf so ordinäre und profane Begriffe wie Schlafstellen und Trödelbuden, auf uns im Anfang einen befremdlichen, ja, sogar geradezu komischen Eindruck machen, so ist daran natürlich nicht diese Sprache schuld, sondern unsere Erziehung und die Art des Unterrichts, den wir in unserer Jugend genossen. Wahrscheinlich hat es auch zur Zeit des Thucydides schon Schlafstellen und zur Zeit des Platon schon Trödelbuden in Griechenland gegeben. Diese großen Männer hatten aber keine Ursache, so kleine Dinge zu erwähnen.

IV.

Die monumentale Geschichte von Korfu. — Die Spianata. Ein Tempel. — Eine Statue. — Ein Obelisk. — Eine Büste. — Eine Tafel. — Ein Nichts. — Die Denkmale der Venetianer, der Engländer, der Deutschen und der Franzosen. — Der Salimborgo. — Adhuc viventi!

Zur Geschichte des englischen Protectorats habe ich noch einen nachträglichen Beitrag zu liefern, welcher vielleicht deßhalb von Werth ist, weil er einen streng objectiven, ja sogar monumentalen Charakter hat. Am südöstlichen Ende der Spianata (Esplanade) findest du einen hübschen griechischen Tempel, einen kleinen, netten, runden, ionischen Peristylos, welcher an dieser Stelle sich nicht nur sehr schön ausnimmt, sondern auch, namentlich Abends, eine wahrhaft

entzückende Aussicht gewährt auf das dunkelblaue Meer, insbesondere auf die Bai von Kastrades und auf den sie abschließenden Giardino Reale, sowie auf die mit Olivenbäumen umgebenen Höhen der Insel diesseits, und jenseits auf die schneegekrönten steilen Kalkfelsen und Zinnen von Albania Bassa oder Epirus. (Hier gebraucht man den alten Namen Epirus, der Türke aber verschmäht beharrlich dies Griechisch und sagt Unteralbanien.) Man kann hier Stunden lang auf den Tempelstufen sitzen, mit Bewunderung und mit dolce far niente beschäftigt, während man gleichzeitig beinahe maschinenmäßig seine türkischen Papier-Cigaretten zurechtdreht und raucht, ohne sich dessen eigentlich vollkommen bewußt zu werden. Das Faulenzen lernt sich so leicht. Facilis descensus Averni.

Nun, dieser classische Tempel, in so schöner und erhabener Lage, ist, wie uns eine griechische Inschrift, die rings um den Fries läuft, sagt — und zwar mit den erhabensten und erhebendsten Worten sagt, welche die reiche griechische Sprache aufzuweisen hat —, ein Denkmal der Dankbarkeit und Verehrung, welches die Insel dem Andenken ihres unvergeßlichen Thomas Maitland, vulgo Tom King, gewidmet. Das ist Eins.

Folgt Zwei: Vor dem jetzigen Palazzo Reale, jenem Marmor-Palais, das sich Maitland in so stolzem Styl erbaut hat, steht, in der Mitte eines von Palmen und Coniferen umschatteten Wasserbassins, eine Statue in schöner römischer Gewandung, neben sich einen Truncus, an welchem ein römisches Schwert aufgehängt ist. Das ist der vormalige Commandant und spätere Lord-Obercommissar Adams. Er hat das Schwert an den Nagel gehängt, um die Stadt und die Festung mit Wasser zu versorgen.

Folgt Drei: In der Nähe des Maitland-Tempels steht ein sehr bescheidener Obelisk, etwa von jener Größe und Construction, wie man sie in dem böhmischen Curort Karlsbad

anwendet, um große und berühmte Männer, von welchen kein Mensch etwas weiß, die sich aber um das hübsche Bad irgendwie mehr oder weniger große Verdienste erworben haben, der unverdienten Vergessenheit zu entreißen. Dieses bescheidene Obeliskchen am oberen Ende der Spianata ist dem Andenken des ebenfalls sehr unvergeßlichen Lord-Obercommissars Sir Howard Douglas gewidmet.

Folgt Vier: Es ist eine Büste im Innern der Citadelle, ebenfalls voll ehrfürchtigen Dankes gewidmet einem Lord-Obercommissar, der ebenfalls unvergeßlich ist, und zwar in so hohem Grade, daß unter dem gegenwärtig lebenden Menschengeschlecht der Korfioten keiner mehr seinen Namen weiß.

Folgt Fünf: Ein Denkmal, welches sich von den in Obigem beschriebenen vier anderen dadurch unterscheidet, daß es nicht mehr vorhanden ist; man kann also nicht mehr sagen, es ist, sondern nur noch, es war.

Also: Es war eine bronzene Tafel, eingesetzt in die Mauer an einem neu angelegten Wege. Diese Straße war von Sträflingen angelegt, welche im Drange der Dankbarkeit für die ihnen zuerkannten gnädigen Strafen nicht umhin konnten, aus dem Nebenverdienst ihrer Arbeit eine freiwillige Collecte zu veranstalten und ihrem hochgeschätzten Lord-Obercommissar — ebenfalls heute non notus et non inventus, wie es in der englisch-amerikanischen Gerichtssprache heißt — dieses, seine Verdienste um die Menschheit, um Korfu und um die Sträflinge preisende Ex Voto zu setzen. Vor Kurzem aber haben andere Korfioten, wahrscheinlich angehörig einem jüngeren Geschlechte von Sträflingen, welches die Verdienste des älteren Geschlechtes nicht schlafen lassen, gewaltsam und heimlich den frommen Denkstein aus der Mauer, worin er sich bis dahin befunden, entfremdet, wahrscheinlich, um die Bronze, daraus er besteht, zu irgend einem gemeinnützigen Zweck zu verwenden. Sic transit gloria mundi!

Die sinkende Scala der englischen Monumente auf Korfu gestaltet sich also wie folgt:

Erstens — Thomas Maitland — ein Tempel.
Zweitens — Frederick Adams — eine Statue.
Drittens — Howard Douglas — ein Obelisk.
Viertens — Unbekannt — eine Büste.
Fünftens — Unbekannt — eine Tafel.
Sechstens — Unbekannt — Nichts.
Siebentens — Unbekannt — Nichts

u. s. w. mit Grazie in infinitum. Mitten unter diesen englischen Denkmälern sieht man das eines Deutschen. Es ist nicht schön, sondern zeigt den geschmacklosesten Zopfstyl des vorigen Jahrhunderts. Auf einem hohen Piedestal steht die Figur eines römischen Ritters, oder vielmehr eines Perrückenstocks, welcher so aussieht, wie man sich damals 1717 einen römischen Ritter gedacht hat, ausgeführt in dem feinsten weißen Marmor. In der Rechten hält der Mann einen bronzenen Marschallstab. Seine Figur aber ist so eigenthümlich verdreht und verzwickt, daß er aussieht wie ein Pfropfenzieher oder eine Fasten-Bretzel, oder wenigstens wie ein Mensch, der etwas gegessen, das ihm Bauchgrimmen macht. Die Eingeborenen widmen dieser Statue die höchste Verehrung. Sie heißt bei ihnen schlechtweg: Il Salimborgo, und viele meinen, es müsse ein Korfiote oder wenigstens ein Albanese sein, denn sie halten seinen römischen Ritterrock, der unter dem Brustharnisch hervorwallt, für eine albanesische Fustanella, d. h. für jenes nach unten in unzählige, krausenähnliche Falten auslaufende Kleidungsstück aus weißem englischen Shirting, das die Hüften des Albanesen umgürtet und seinen höchsten Stolz ausmacht.

Treten wir näher und lesen wir, um zu erfahren, wer dieser albanesische Salimborgo ist, die Inschrift des Piedestals. Sie lautet: Mathiae Johanni Comiti a Sculemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto Chri-

stianae Reipublicae, in Corcyrae obsidione fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus Anno MDCCXVII, d. h. dem Mathias Johannes Grafen von der Schulenburg, dem Höchstcommandirenden des Landheeres der christlichen Republik (Venedig), dem tapfersten Erhalter Korfu's während seiner Belagerung, hat, noch bei seinen Lebzeiten, der Senat dieses Denkmal gesetzt im Jahre 1717. Es ist also kein Albanese, sondern ein tapferer Ritter der Altmark, ein specieller Landsmann des gegenwärtigen deutschen Reichskanzlers.

Adhuc viventi, noch bei seinen Lebzeiten! Dies war eine seltene Ausnahme bei dem hartherzigen Senat der Dominante, der stets neidisch und mißtrauisch war, und natürlich einem Ausländer und einem siegreichen Feldherrn gegenüber mehr als jeglichem Andern.

So hat sich also eine jede Nation hier verewigt. Die Deutschen durch ihren Schulenburg, die Engländer durch die Denkmale ihrer Lords-Ober-Commissare, die Venetianer weniger durch die Statuen ihrer Provveditori, welche, so zahlreich sie auch waren, alle wieder verschwunden sind, als vielmehr durch ihren geflügelten Löwen des heiligen Marcus (welcher jedoch — natürlich der Löwe und nicht der Evangelist — nachträglich für eine gemeinschädliche Bestie angesehen worden zu sein scheint, denn man hat ihn, so häufig er auch angebracht war, fast überall zerschlagen, ausgekratzt oder sonstwie vernichtet; es wäre aber auch möglich, daß dies die Franzosen gethan hätten, als sie sich in Folge des Friedens von Campo Formio, 1779, dieser Insel bemächtigten), endlich die Franzosen durch die noch hin und wieder in halb verwischten Zügen an den Mauern prangende Inschrift: Fraternité, liberté, égalité, schöne Worte, welche die Franzosen während der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts auch in meiner rheinischen Heimath überall angeschrieben, die sie aber damals am Rhein eben so wenig verwirklicht haben, wie hier auf der Insel.

V.

Korfu im achtzehnten Jahrhundert. — Die letzten Angriffe der Türken. — Die Belagerung und der Sturm vom August 1716. — Die Vertheidigung durch Mathias Johannes, Grafen von der Schulenburg. — Der Wolkenbruch. — Die Flucht des Khodscha Pascha. — Sie kommen nicht wieder.

Das Standbild des Grafen von der Schulenburg stand früher im Innern der Festung gegenüber dem stattlichen Gebäude der Salle d'armes. Die Engländer haben eben so viel Geschmack als neidlose Anerkennung bewiesen, als sie die Statue des tapferen Deutschen aus der Enge dieser Umgebung erlösten und sie auf der großen und freien Esplanade aufstellten, vor dem Eingang, der Zugbrücke und dem Graben der Festung, die er so glorreich wider die Türken vertheidigt.

Ueber die damalige (1716) Belagerung Korfu's durch die Türken gibt uns der 1716 geschriebene Brief eines hiesigen Edelmannes Namens Bulgari Auskunft. Derselbe ist auf die Nachwelt gekommen und auch von den späteren Topographen und Historikern der weiland venetianischen Besitzungen in der Levante benutzt worden. (André Grasset de Saint-Saveur jeune, ancien Consul de France à Korfou, Voyage historique dans les îles et possessions ci-devant Vénitiennes du Levant, savoir Korfou, Paxo, Bucintro, Parga, Prevesa, Vonizza, Sainte Maure, Thiaqui, Céphaloni, Zante, Strophades, Cérigo et Cérigotto. Paris, an VIII de la République. Siehe Band I, Seite XII und Seite 347—393.) Ich will hieraus Einiges mittheilen, während ich in Betreff Schulenburg's und seines Geschlechts auf das treffliche Buch von Theodor Fontane: „Wanderungen in der Mark Brandenburg" verweise.

Korfu stach von jeher den Türken in die Augen. Sie begriffen dessen Wichtigkeit, als Wächter an der Meerenge

von Otranto, welche das Jonische Meer mit dem Adriatischen verknüpft. Schon Sultan Soliman hatte durch seinen Feldherrn Barbarossa einen Theil der Insel occupiren und Stadt und Festung belagern lassen: Allein vergeblich. Die Venetianer, unter deren Schutz sich Korfu 1386 gestellt hatte, zwangen ihn zum Abmarsch. Sultan Achmed machte 1716, nachdem er unmittelbar vorher den Peloponnesos, jetzt Halbinsel Morea genannt, erobert hatte, einen zweiten Versuch. Die christliche Republik Venedig, von den Absichten der Türken benachrichtigt, hatte bei allen anderen christlichen Mächten um Geld und Beistand gebettelt und auch hin und wider etwas der Art gefunden. Das Beste, was sie that, war, daß sie den Grafen Mathias von der Schulenburg, der sich kurz vorher unter Prinz Eugen dem edlen Ritter ausgezeichnet hatte, an die Spitze ihrer Landmacht, welche zum größten Theil aus Schiavoni, d. h. aus istrianer und dalmatiner Söldlingen bestand, stellte und nach Korfu sandte, wo er die seit 1588 ein wenig vernachlässigten Befestigungen eiligst wiederherstellte und erweiterte. Am 5. Juli 1715 erschien der türkische Admiral Khodscha Pascha vor der Insel. Die beiden venetianer Admiräle Pisani und Corner, obgleich sie sich mit einer malteser Flotte vereinigten, vermochten nicht, Khodscha zu hindern, eine gute halbe Stunde nördlich von der Stadt an der Mündung des Potamo dreißigtausend Mann zu Fuß und dreitausend Mann zu Pferde, welche unter dem Befehl des Seraskiers standen, an das Land zu setzen. Dem Admiral Pisani dagegen gelang es, noch dreihundert deutsche Söldlinge in die Festung zu werfen und das türkische Lager etwas zu beschießen. Anfang August erstürmte der Seraskier die beiden landeinwärts gelegenen Forts auf dem Monte Abraham und dem Monte San Salvadore (jetzt ein von den Engländern erbautes Gefängniß — rund, nach dem Pönitentiarsystem), von wo aus er die Stadt beschießen konnte. Während sich die beiderseitigen

Flotten, abgesehen von ein paar unerheblichen Gefechten, in Reserve hielten, wurde der Seraskier nicht müde, Stadt und Festung zu bombardiren und täglich Sturm laufen zu lassen. In der Stadt befanden sich noch die Besatzung und die wehrfähigen Bürger. Die Alten, die Frauen, die Kinder, die Geistlichkeit und die Mönche hatten sich in den Casematten der alten Citadelle geborgen, wo Schulenburg commandirte. Glücklicher Weise verstanden sich die Türken nicht auf Laufgräben, Bresche legen, kurz, auf eine regelmäßige und systematische Belagerung. Sie wollten Alles nur durch wildes Drauflosgehen zwingen. Dabei verloren sie viele Leute, allein sie machten doch allmählig Fortschritte und erschöpften die Besatzung, welche Schulenburg, der sich überall an der Stelle der Gefahr zeigte, täglich auf's Neue ermuthigen mußte. Endlich in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1716 befahl der Seraskier den Generalsturm. Derselbe wurde mit dem größten Ungestüm ausgeführt. Es gelang den Türken, in einen Theil der Stadt und der Festung einzudringen und ihre Fahnen (roth mit dem wachsenden Mond und dem Sterne) auf den Wällen aufzupflanzen. Nun entstand ein Ringen auf Leben und Tod. Selbst Weiber und Mönche nahmen Theil an dem Kampfe. Ein Mönch, natürlich ein griechischer, marschirte mit einem schweren eisernen Kreuze auf. Schulenburg schrie: Kalugar, wohin? Christi maladetti sù la testa, erwiderte der Pater in eigenthümlichem Italienisch und schlug dann den Türken mit dem Crucifix die Schädel ein. Aber dennoch gelang es nicht, die Türken zu werfen. Da nahm Schulenburg hundert auserlesene Mann, stellte sich an deren Spitze, verließ durch eine geheime Pforte die Festung und fiel den Türken in den Rücken und in die Flanken. Da entstand ein panischer Schrecken, und die Türken flohen in ihre Forts, indem sie zweitausend Mann auf dem Schlachtfelde todt zurückließen. Im weiteren Verlaufe der Nacht entlud sich ein furchtbarer

Wolkenbruch über das türkische Lager und die Forts. Der Sturm riß die Zelte nieder. Die Dunkelheit und die Ueberschwemmung vermehrten den Schrecken. Die Soldaten, todmüde und ruhebedürftig, glaubten ertrinken zu müssen. Sie wurden vor Schrecken toll und zwangen den Seraskier zum Rückzug. Die Flotte des Khodscha Pascha nahm sie auf. Aber es herrschte eine solche Unordnung, daß Viele beim Einschiffen ertranken.

Als es Tag ward, sah Schulenburg keine Türken mehr. Eine Recognoscirung ergab, daß sie die Insel verlassen und sich nach dem gegenüberliegenden Festlande von Epirus begeben hatten. Bei ihrer mehr als eiligen Flucht hatten sie 56 Kanonen, acht Mörser, alle ihre Zelte, ihre Bagage und allen Proviant zurückgelassen. Der Verlust der Türken betrug 15,000 Mann, der der Belagerten nur 3000. Seit der Landung der Türken waren 42 Tage, seit dem ersten Sturm 22 Tage verflossen. Seitdem hatte man Ruhe vor den Türken. Sie kamen nicht wieder.

VI.

Schulenburg, die Engländer, die Griechen und der heilige Georg. — Die griechische Armee und das hannover'sche Hoffräulein. — Die virtus germana und der Neid der Götter. — Der Heilige siegt über den Ritter. — Il Santo e il Salimborgo. — Armer Graf Schulenburg!

Der Graf von der Schulenburg hat Stadt und Veste Korfu, diesen Wall Europa's und insbesondere Venetiens gegen die Türken, nicht nur mit Erfolg vertheidigt, sondern ihn auch zu dem gemacht, was er bisher war. Seine Berichte an den Senat, seine Pläne und Vorschläge liegen noch

vor. Das Meiste davon ist auch ausgeführt worden. Die heutige Veste Korfu ist sein Werk; freilich ist es zum Theil wieder verfallen. Was die Engländer hinzu gethan haben, ist mehr für den Comfort der Officiere und Beamten berechnet, als für Vermehrung der militärischen Stärke. Die Griechen haben sich darauf beschränkt, die vormals englische Kirche, welche ebenfalls zum Theil die Form eines antiken Tempels trägt, jedoch eines oblongen, welcher auf der anderen Seite des Festungsgrabens dem runden King-Tom-Tempel gegenüber liegt, in eine griechische zu verwandeln und sie dem Hagios Georgios zu dediciren. Die meisten Gebäude, die England innerhalb des Festungsrayons aufgeführt, stehen leer. Die Garnison ist klein. Ich schätze sie auf 300 Mann. Sie hat die alten Reglements, wie sie vor 40 bis 50 Jahren in Baiern florirten. Die Haltung derselben ist höchst unmilitärisch, fast möchte ich sagen lotterig, wenigstens nach unseren deutschen Begriffen. Den Türken wird die griechische Armee nicht wehe thun. Nach alledem, was ich hier und früher auf dem griechischen Festland von derselben gesehen, geht es mir mit den 20,000 Mann, welche sie auf dem Papier stehen hat, wie dem König Ernst August von Hannover, welcher einem Hoffräulein, das sich bei ihm beschwerte, der Kammerherr v. M. habe ihr zwei uneheliche Kinder nachgesagt, erwiderte: Bah, in solchen Dingen glaubt ein Vernünftiger immer nur höchstens die Hälfte! Ich glaube noch nicht einmal diese.

Natürlich heftete sich der Neid und der Undank auch an Schulenburg's Fersen. Im Jahre 1718 kamen schöngeprägte, thalergroße Kupfer-Medaillen zum Vorschein, welche auf dem Avers das Brustbild des Grafen zeigten und auf dem Revers den Vers:

Auspiciis Venetum virtus germana tuetur!

Der hochedle und vielgestrenge Senat der allerdurchlauchtigsten und höchst christlichen Republik Venetia fand

dieses Lob des Deutschen ganz unerträglich, sintemal doch auch geborene Venetianer mit dabei gewesen seien, wie z. B. die Admiräle Pisani und Corner, welche freilich wenig auszurichten und nicht einmal den in voller Unordnung fliehenden Seraskier und den Admiral Khodscha Pascha und dessen Flotte zu verfolgen gewußt hatten. Der Senat verbot die Medaille und ließ sie confisciren und vernichten. In Folge dessen ist dieselbe ein sehr gesuchter Artikel für Münzfreunde geworden. (Siehe André Grasset Saint Sauveur, I, 381.)

Die untern Volksclassen des heutigen Korfu aber schreiben das Verdienst vom 18. August 1716 ihrem Schutzpatron San Spiridione zu, dessen Anerkennung eine gemeinsame bei beiden Confessionen, sowohl bei der lateinischen als auch bei der griechischen ist, weil er eben so wie San Niccolo, der Patron der Schiffer, sich beeilte, heilig zu werden, bevor die orientalische Kirchenspaltung eine vollendete Thatsache war. Der gemeine Mann auf Korfu, der die Geschichte seiner Insel kennt, behauptet nämlich, der heilige Spiridion sei in der Nacht vom 18. August in Gestalt eines Wolkenbruchs auf die gottlosen Türken heruntergefahren und habe ihre Augen mit Blindheit und ihren Sinn mit Verwirrung geschlagen, also daß ihnen nichts übrig geblieben, als zurückzuweichen von der Stadt, welcher Spiridion seinen Schutz für immer geweiht hat.

Auf meine Frage, warum denn der Heilige das Wunder nicht 42 Tage früher verrichtet, er habe dann mancher Mutter Sohn am Leben erhalten und die Heldenthaten des Commandanten überflüssig machen können, lautete die Antwort: Heimsuchung und Trübsal müssen sein, um die Herzen zur heiligen orthodoxen Kirche zurückzuwenden, und überhaupt il Santo (so heißt er gewöhnlich schlechtweg) weiß selber am besten, was er zu thun hat.

Der Abwesende hat Unrecht. Schulenburg hat hier keine Verwandtschaft, aber der Heilige ist ein Eingeborener.

Seine Familie — es sind die Herrn Bulgarie, deren Einer auch den oben erwähnten Bericht über die Belagerung von 1716 erstattet — ist mächtig hier. Sie ist die Eigenthümerin nicht nur der Kirche, sondern auch des mumisirten corpo santo, welches heute noch Wunder wirkt, worunter die Eigenthümer gerade nicht leiden. Wenn der Leib des Heiligen in der Stadt umhergetragen wird, bedeckt man die Erde mit Kindermäntelchen, welche dadurch, daß der Santo darüberschreitet, Heilkraft erhalten. Legt ein krankes Kind so einen Spiridione-Mantel an und trägt ihn, bis er in Fetzen von ihm herunterfällt, so wird es gesund. Geht aber das Kind früher ab als der Mantel zu Grunde, so ist dies nur ein Beweis, daß man sich zu spät um Hilfe an den Hagios gewandt hat.

Spiridione lebt und thut Wunder. Schulenburg ist todt und vergessen. Die Wenigen, welche seiner gedenken, nennen ihn Salimborgo und halten ihn, aus dem oben erörterten Grunde, für einen tapfern albanesischen Häuptling. Die Gebildeten unter den Insulanern natürlich wissen es besser.

Armer Graf Schulenburg, das hattest du nicht verdient um das Land der Phäaken!

Noch immer in Korfu.

I.

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. — Räuber in Albanien. — Minister in Athen, Deligeorgis, oder Kumunduros, oder tutti quanti. — Krieg oder Friede. — Kleine Unruhen. — Die Königin von Griechenland. — Der Reisecourier Thomas. — Olympia. — Doctor Hirschfeld und Gemahlin.

Ich habe dir vor acht Tagen geschrieben, indem ich dir einen gewissenhaften Bericht erstattete über Korfu, die Stadt und die Insel, die Vegetation und die Felsen, die Speisen und die Getränke, die Fische und Früchte, über die Griechen und die Engländer, die Geschichte des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, den Grafen Schulenburg und den heiligen Spiridione, und wie der letztgedachte schlaue griechische Heilige dem tapfern märkischen Ritter den Rang abgelaufen. Wenn du nun die gegenwärtige Sendung erhältst und öffnest, so wirst du rufen: Was, noch immer in Korfu? Und angesichts meiner hoch- und weitfliegenden Reisepläne hast du das Recht, so zu fragen; und ich habe die Pflicht, mich zu rechtfertigen.

Anfangs hatte ich das vollste Recht, gleichsam einen justum titulum, auf ein paar Tage der Erholung. Müde und überaus schlecht genährt hier eingetroffen aus dem eben so interessanten als unwirthlichen Felsenneste Montenegro, gönnte ich mir von Herzen die Stadt der Phäaken, wo sich immer der Spieß dreht. Auch sagte mir ein sehr gesprächi-

ger Herr bei Tische: Korfu sei, wovon ich bis dahin noch nichts wußte, seit Kurzem der erste klimatische Curort, es werde Madeira und Kairo überflügeln. Als ich mich vollständig ausgeruht hatte, begannen meine Ausflüge in die Insel. Ich bestieg das Gebirge des Pantokrator und das der Hagioi Deka; dann suchte ich die Stelle, wo Nausikaa gewaschen und der göttliche Dulder Odysseus sich ihr vorstellte, zwar in mangelhafter Gewandung, doch mit gebührender Decenz. Und ich fand wirklich diese Stelle. Gleichzeitig entwarf ich einen Reiseplan nach Jannina und verschaffte mir eine gute Empfehlung an den dort residirenden türkischen Vali oder Ober-Präsidenten der Provinz Albanien. Das gewährte mir große Befriedigung und entschuldigte vollständig mein Säumen.

Da kam plötzlich die Nachricht, zwischen Prevesa und Jannina grassirten Räuberbanden und in Folge dessen sei es zu einer bedenklichen Spannung zwischen Griechenland und der Türkei gekommen, und zwar hängt das so zusammen: Im Gefängniß zu Jannina saßen einige gefährliche griechische Klephthen, auf Deutsch: Räuber. Anfangs im Innern ihres eigenen Königreiches beschäftigt, ließen sich die Herren Klephthen, als der Krieg auszubrechen drohte, von ihren patriotischen Regungen über die Grenze treiben, nach jenem türkischen Nachbarlande, das, wie erwähnt, die Griechen Epirus und die Türken Nieder-Albanien nennen. Dort ließ sie der Vali fangen und in den Thurm werfen, woselbst sie verblieben bis vor wenig Tagen. Da sind sie denn entsprungen und haben an der türkisch-griechischen Grenze, namentlich aber auch auf der Straße zwischen Prevesa und Jannina, wie einige ihrer Opfer bezeugen, ihr Metier schwunghaft wieder aufgenommen. Die Türken behaupten nun, die Griechen hätten diese Leute boshafter Weise aus dem Gefängnisse befreit. Die Griechen aber sagen, der Pascha habe die Leute heimlich entspringen lassen, um aus

ihren Räubereien einen Grund zu Beschwerden und Retorsionen gegen Griechenland herleiten zu können. Jedenfalls, und das ist für mich die Hauptsache, sind die Leute da, und sicheres Geleit gegen sie ist nicht zu erlangen. Auch sonst will man Anzeichen des heranfziehenden Sturmes sehen, was Einem hier in dem idyllischen Korfu ganz unglaublich, ja, beinahe lächerlich vorkommt.

Thatsache ist, daß seit dem 28. vorigen Monats die Abgeordneten in Athen wieder versammelt sind und eine gewisse Unruhe verbreiten, indem sie mit verdoppelter Kraft derjenigen Beschäftigung, welche sie am meisten cultiviren und am besten verstehen — nämlich der, Minister zu stürzen — wieder obliegen. Bei der Präsidenten-Wahl, am 28. v. M., hat der Candidat der Opposition die Majorität erhalten. Natürlich hat darauf das Ministerium Deligeorgis seine Entlassung genommen. Aber auch der Chef der Opposition, Kumuduros, scheint kein Cabinet fertig bringen zu können und die weisen Athenäer sind nun auf den Einfall gekommen, das Cabinet aus allen Denen zu bilden, welche jemals Minister gewesen; und deren sind Viele. — Die Deputirtenkammer, *βουλή*, ist jetzt souverän, denn bei Gelegenheit der letzten glorreichen Revolution vom October 1862 ist der Senat, welcher vormals neben ihr stand, beseitigt worden. Wähler zu der Wahlkammer, *βουλή*, ist Jeder mit 21, und wählbar Jeder mit 30 Jahren. Nur muß der Wähler irgend eine Scholle Landes besitzen oder sich für irgend ein Geschäft einschreiben lassen. Kurz, es ist beinahe suffrage universel, und man kann sich denken, was dies sagen will in einem zum großen Theil so gründlich verwüsteten Lande.

Das Gegengewicht, welches früher der Senat abgab, bietet jetzt die englische Flotte, welche den Platz der weiland persischen eingenommen hat, d. h. vor Salamis liegt. Auch ist England beachtenswerth als Hauptgläubiger dieses jungen

Königreiches, dessen Gründungskosten sich etwas hoch belaufen und hiedurch geeignet sind, die Prosperität des Geschäftes zu beeinträchtigen.

Obgleich nun England wünscht, daß Griechenland sich ruhig verhalte, und dies auch das Klügste wäre — schon aus dem einfachen Grunde, weil die Marine wenig und die Armee gar nichts zu leisten im Stande ist, — so vermag doch Niemand zu sagen, was geschieht, wenn sich der Sturm in dem Glase Wasser erhebt, welches man die Deputirtenkammer nennt. Es kann dabei vielleicht auch der Krieg herauskommen. Wer weiß? Das ist unberechenbar.

Einstweilen sind auf einigen Inseln kleine Unruhen ausgebrochen. Das Volk ist in die Recrutirungslocale eingedrungen und hat die Conscriptions- und Stammlisten zerrissen. Es behauptet, im Widerspruch mit seinen in Athen tagenden patres conscripti, nur zum See- und nicht auch zum Landdienste verpflichtet zu sein. Der Landdienst ist überhaupt nicht beliebt und kann es nicht sein, denn der Soldat genießt keine Achtung und die Ausbildung erfolgt nach den veralteten baierischen oder französischen Instructionen und Reglements, welche ihrerseits in dem Lande ihres Ursprungs schon lange durch bessere Einrichtungen verdrängt sind. Böswillige Kritiker behaupten sogar, das Loos, Soldat werden zu müssen, treffe immer nur die Gegner der jeweiligen Regierung; bei der Aufstellung der Recrutirungs- und Conscriptionslisten, bei der Untersuchung über Tauglichkeit und Verpflichtung (es sind nämlich zahlreiche Ausnahmen bestimmt, in deren Falle Befreiung eintritt), bei der Verloosung und dem Loskauf wirkten gewisse geheimnißvolle Umstände mit, in der Art daß schließlich nur die edlen Söhne der Opposition daran glauben müßten; da aber die Regierung so oft wechsle, so fehle es doch nicht an einer gewissen ausgleichenden Gerechtigkeit, einer dem Zufall anvertrauten justitia distributiva.

Als Symptom, daß es in Athen gähre, wird unter Anderm auch von den Personen, welche von dort eintreffen, versichert, die Königin sei sehr mißliebig geworden, so daß sie sich kaum mehr öffentlich zeige. Das Volk von Athen habe die Entdeckung gemacht, die Griechen hätten keinen schlimmern Feind als die Russen; die letzteren wollten nämlich in ihrer maßlosen moskowitischen Verblendung nicht einsehen, daß bei der Theilung des osmanischen Reiches die Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien, ferner ein Theil der kleinasiatischen Küste und endlich Creta und die Mehrzahl der übrigen Inseln zur Vergrößerung und Arrondirung des Königreichs Griechenland verwendet werden müßten. In Folge dieser überraschenden Entdeckung sei denn die unschuldige junge Königin, weil sie das Unglück hat, eine Russin zu sein, sehr mißliebig geworden. Hier in Korfu dagegen, wo sie und ihr Gemahl öfters in der Villa Reale, einem prachtvollen kleinen Landsitze, residirt haben, liebt man sie wegen ihres freundlichen Wesens, auch wünscht man dem König mehr Gewalt, damit er im Stande sei, dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten etwas mehr Ruhe und Stetigkeit zu verleihen.

Während ich nun in der Weise, wie du es aus Obigem ersiehst, Schiffernachrichten sammelte, mich um griechische Politik kümmerte und mich durch die Räuber abhalten ließ, nach Janninà zu reisen, verstrichen die Tage; und eines Mittags beim Lunch, das in der Bella Venezia sehr gut ist, bemerkte ich, daß ich bereits ein Altgast in Korfu geworden und beinahe schon bis an die Spitze der Tafel avancirt war. Diese unverdiente Ehre verursachte mir Schrecken. Als ich den Speisesaal verließ, begegnete ich Herrn Thomas, einem zuverlässigen Reisecourier aus Athen, der von meinem dortigen Aufenthalte her noch in guter Erinnerung bei mir stand. Er erzählte mir, er komme soeben mit einer englischen Reisegesellschaft direct von Olympia,

von da nach dem Hafen von Katakolo bestehe jetzt schon ein vortrefflicher Fuhrweg, auf dem man sehr wohl zu Wagen reisen könne, zwischen Katakolo und Zante gingen gute Segelboote und zwischen Zante und Korfu habe man die Wahl zwischen den griechischen Dampfern und denen des Triester Lloyd. Die merkwürdigen Sachen in Olympia wußte Freund Thomas nicht genug zu rühmen; erst kürzlich sei ein prachtvoller Tempel der Hera (er nannte die Beherrscherin des Olympos natürlich auf Neugriechisch: Iri) ausgegraben worden, schier größer und schöner als das Theseion in Athen, auch habe man die Statue des Gottes Hermes gefunden, das Bacchos-Knäblein auf dem Arme und ihm spielend eine Traube vorhaltend, u. s. w. Ich wußte: Freund Thomas ist kein Schwätzer, er ist die Perle aller Reisecouriere. Ich dankte ihm für seine Mittheilungen. Aber sie hatten mir das Herz schwer gemacht. Ich mußte scheiden von dem schönen Eilande der Phäaken. Ich stieg hinauf zu meinem Zimmer und packte den Koffer, was manchen Seufzer und manchen Schweißtropfen kostete. Ich wollte den andern Tag abgehen nach Zante und dann nach Olympia. Ich machte noch einen Gang nach meinem Lieblingsplatze, jenem diminutiven Inselchen, welches die Gebildeten das Schiff des Ulysses und die Uebrigen die Mausinsel nennen — den letzten Gang, wie ich dachte. Ich verspätete mich auf dem Wege und kam erst nach neun zum Pranzo, das um halb acht Uhr Abends beginnt. Meine Nachbarn rechts, zwei climatische Curgäste, hatten quasi re bene gesta die Insel verlassen; an ihrer Stelle saßen ein sonnenverbrannter schwarzer Herr mit Brille und eine schöne schlanke junge Blondine, deren Teint selbst die griechische Sonne nichts anhaben konnte. Es war Herr und Frau Dr. Hirschfeld.

Der hochverdiente Gelehrte bestätigte mir die Angaben des Reisecouriers, jedoch mit dem Zusatze, daß die ‚Boutike‘ geschlossen sei (da der Abgeordnete Windthorst-Meppen diesen

Ausdruck auf das ‚deutsche Parlament‘ anwendet, so bitte ich auch hier für denselben um Nachsicht); das Clima, welches sich gegenwärtig an den Gestaden des Alpheios entwickle, sei durchaus nicht zuträglich; er und seine Gemahlin seien die einzigen leidlich conservirten Reste der großen Ausgrabungsarmee, alle Uebrigen hätten mehr oder weniger Havarie erlitten, und es sei schon der Vorschlag gemacht worden, über die dortige Wohnung zu schreiben:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Da stieg ich abermals die Treppe hinauf und begann meinen Koffer wieder auszupacken. So bin ich noch immer in Korfu.

Wahrlich, so ist's, es ist wirklich so, so ist es gekommen.

II.

Die griechischen Staatsfinanzen. — Das Gleichgewicht des Budgets. — Werth und Gerichtszölle. — Der Zinsfuß. — Zinswucher und Schmuggel. Avis für Oesterreich. — Die Staats-Einnahmen. Die Staats-Ausgaben. — Die Nationalgüter. — Die Banken und die Banknoten. — Der Zehnte. — Die Zehnpächter. — Die Schulden. — Die Katze und das Kameel. — Die Armee. — Der Krieg.

Sprechen wir nun einmal von ernsthaften Gegenständen, z. B. von den Finanzen; in Griechenland sind diese ernsthaft, weil sie sehr schlecht sind.

Das Budget steht angeblich im Gleichgewicht, mit etwa 34 Millionen Drachmen (oder Franken) in Einnahme und eben so viel in Ausgabe. Allein es geht hier umgekehrt

wie in Preußen. Der preußische Finanzminister pflegt in der Regel bei Aufstellung seines Staatshaushaltsgesetzes die Einnahmen zu unterschätzen. Ist das Jahr herum, dann zeigt sich das, und die Jahresrechnung pflegt einen erheblichen Ueberschuß aufzuweisen. In Griechenland aber weist sie regelmäßig ein erhebliches Deficit auf. Die Opposition schreit dann, die Regierung habe das Volk getäuscht und das Budget gefälscht, d. h. sie habe wissentlich die Einnahmen zu hoch budgetirt. Dieser Vorwurf ist ungerecht. Nicht die Regierung hat das Volk getäuscht, sondern das Volk die Regierung. Die Regierung hat in das Budget diejenigen Summen als Einnahmen aufgenommen, welche von Rechts und Gesetzes wegen hätten eingehen sollen; aber das Volk hat diese Summen nicht ganz gezahlt, weil es sie nicht zahlen wollte oder sie nicht zahlen konnte. Zwischen der Soll-Einnahme und der Ist-Einnahme klafft ein unausfüllbarer Abgrund. Daher rührt das Deficit. Mit Einnahmen, die eingehen sollten, aber nicht eingegangen sind, kann man Niemanden bezahlen. Das bringt auch die beste Regierung nicht fertig.

Auf der andern Seite kann aber auch das nichtzahlende Volk mindestens eben so viele Entschuldigungs- oder wenigstens Milderungsgründe plaidiren, wie die mit einem chronischen Deficit wirthschaftende Regierung.

Das ganze Finanzsystem ist schlecht. Sprechen wir zunächst von den Einnahmen. Die Haupteinnahmequelle sind die Zölle. Trotzdem bringen sie kaum ein Viertel der Einnahmen auf. Die Ausgangszölle betragen sechs Procent des Werthes der Waaren, die Eingangszölle sollen eigentlich nicht mehr als sieben Procent ad valorem betragen; allein man hat allmälig für gewisse Waarengattungen und Classen das reine System der Werthzölle verlassen und statt deren specifische Zölle oder Gewichtszölle eingeführt, zugleich aber die Gelegenheit benutzt, um die Zölle von sieben Procent

ad valorem auf zwölf bis fünfzehn Procent ad valorem zu steigern. Fast jedes Jahr bringt irgend eine Veränderung des Tarifs, welche aber niemals eine Ermäßigung bedeutet. Nun ist es klar: der Ausfuhrhandel, der sich hauptsächlich auf Oel, Tabak, Wein, Seide und vor Allem auf Rosinen und Korinthen erstreckt und ein sehr bedeutender sein könnte, wenn es nicht so sehr an Capital und Landstraßen fehlte, leidet unter dem hohen Ausgangszoll, und der Einfuhrhandel unter der steigenden Tendenz und dem häufigen Wechsel der Eingangszölle. Dazu kommt, daß der Zinsfuß, selbst bei Unterpfand, zehn Procent, und sonst durchschnittlich dreißig Procent beträgt. Die besten Geschäfte machen die Zinswucherer und die Schmuggler, beide werden schnell reich. Die Vermischung von Gewichts- und Werthzöllen für den Import macht die Einnahmen unsicher und gibt den Zollbeamten einen Spielraum, oder sagen wir lieber eine Allmacht der Willkür, welche natürlich im ausgedehntesten Maße ausgebeutet wird. Jedoch, ça va sans dire, nicht zu Gunsten des Fiscus.

Wenn man sich, statt alle eingehenden und alle hinausgehenden Artikel mit einem beinahe gleichen Generalzoll zu belegen, auf wenige ergiebige Artikel beschränkte und diese mit einem klug abgemessenen Gewichts- und Finanzzoll belegte, so würde für den Staat eine reelle und erfolgreiche Grenzbewachung und eine Einnahme, welche die jetzige um das Zehnfache übersteigt, gesichert werden. Von Schutzzöllen kann ja ohnehin bei einem so industrielosen Lande, selbst vom protectionistischen Standpunkt aus, nicht die Rede sein. Bei dem jetzigen irrationellen und in sich heterogenen Zollsystem aber ist der Schmuggel unüberwindlich. Die zerklüftete Küste mit ihren zahllosen Buchten, Inseln, Spitzen und sonstigen Schlupfwinkeln, die rauhen und pfadlosen Kalkberge mit ihren Höhlen und Schluchten bieten eine Gelegenheit, welche von der von Alters her auf diesen Betrieb ein-

studirten Bevölkerung, zum Theil unter Connivenz der Grenzwächter und Zöllner, auf das Schwungvollste ausgebeutet wird. So kommt es, daß die Zölle, je mehr man sie erhöht, desto weniger eintragen. Möchten doch die Finanzminister in Wien und in Pesth, welche sich den Schutzzöllnern in die Arme geworfen haben und im Begriffe stehen, den deutsch-österreichischen Handelsvertrag in die Luft zu sprengen, sich die Zeit nehmen, das griechische Zollwesen als abschreckendes Exempel zu studiren und zu bedenken, daß das Riesengebirge, das sächsische Erzgebirge und der Böhmer Wald auch recht schöne Gegenden für den Schmuggel sind, namentlich wenn gleichzeitig mit dem Handelsvertrag auch das Zoll-Cartell erloschen ist.

So viel über das Capital der Zölle. Die übrigen Staatseinnahmequellen sind: 1) die Einnahmen von Grund und Boden, 2) von den Staatsgütern, 3) von Kirchengütern, 4) aus dem Verkauf der Nationalgüter, 5) aus Privilegien und Concessionen, 6) aus anderweitigen Titeln und aus den Zuwendungen der Mächte, wozu namentlich 10,000 L. Sterling gehören, welche England zu Gunsten des Georgios Basileus auf die jonischen Inseln radicirt, und die Zinsen der von ihm garantirten Staatsschuld, welche es zu gleichem Zwecke zur Verfügung gestellt hat.

Das Alles lautet recht schön, aber es bringt wenig ein. Freilich ist der Staat sehr reich an Grundeigenthum. Dies rührt noch her aus der Zeit der Herrschaft der Türken. In der Türkei hat man in Betreff des Grundeigenthums eine eigenthümliche feudale Theorie, welche mich immer lebhaft erinnert an die englische Rechtsanschauung, welche Blackstone wiedergibt in jener Stelle seiner Commentaries on the law of England, wo die Entstehung des individuellen Eigenthums erläutert wird durch eine infeudatio, vollzogen loco Paradies durch unsern Herrgott als Lehensherrn einerseits, und Adam und Eva als Lehensträger andererseits. So

kennt auch der Türke keinen andern Eigenthumstitel, als Beleihung durch den Sultan. Von Allem, was nicht an Private als Lehn gegeben, oder was nicht in der geistlichen todten Hand (Wakuf) ist, wird vorausgesetzt, es gehöre dem Staat oder, wie man dort sagt, dem Padischah.

In Folge dieser Weltanschauung wurde auch bei der Occupation Griechenlands, bei welcher man übrigens verhältnißmäßig schonend verfuhr, sehr viel Grund und Boden für Staatsgut erklärt. Was davon noch übrig ist, bildet jetzt die griechischen Domänen. Es ist dem Flächengehalt nach sehr groß, dieses Domanial- oder Nationalgut. Aber es ist bei dem Mangel an Capital und an Verkehrsstraßen schwer zu verwerthen. Schreibt man es zum Verkauf aus, so kommen keine Kaufliebhaber; Pächter finden sich zwar, aber nur zu sehr niedrigem Pachtgeld, und dann haben viele die unberechtigte Eigenthümlichkeit, das Pachtgeld schließlich schuldig zu bleiben. Eine trigonometrische Vermessung des Landes und eine grundbuchmäßige oder sonst irgendwie die Ermittlung der Identität der Grundstücke und der darauf ruhenden Lasten und Gerechtigkeiten sichernde Aufnahme hat noch nicht Statt gefunden. Es ist daher immer ein Wagniß, ein Grundstück zu kaufen. Hierin liegt ein Haupthemmniß des Fortschritts, denn dieser Umstand hindert den Uebergang des nutzbaren Bodens aus der faulen und unproductiven Hand in die fleißige und productive. Er läßt keinen rechten Hypothekar-Credit aufkommen und macht die Aufbringung des zur Melioration erforderlichen Capitals unmöglich. Es gibt in Griechenland zwar Banken, nämlich die Nationalbank in Athen, mit Filialen an allen Handelsorten und einem Gesellschafts-Capital von 16 Millionen Drachmen. (Eine Drachme alten Styls ist gleich 90 Centimes; die neue Drachme, welche auf Grund des Beitritts Griechenlands zum lateinischen Münzbunde, mit Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz, seit dem 1. Januar 1870

geprägt wird, ist gleich 1 Franken und hat 100 Lepta. Das Volk rechnet aber noch nach den alten leichten Drachmen; was der Fremdling sich merken muß, will er nicht zu kurz kommen.) Auch gibt es eine Jonische Bank, welche ihren Sitz hier in Korfu hat. Aber für Hypothekar-Credit thun diese Banken nur wenig. Es sind rein commercielle Institute. Beide genießen das Notenprivileg. Die Athener Noten circuliren aber hier nicht. Denn sie werden nur in Athen selbst eingelöst und der Geschäftsverkehr mit Athen ist gering hier. Leider steht zu befürchten, daß den Banknoten Zwangscours verliehen werden wird. [Ist inzwischen geschehen, und zwar in einer höchst bedenklichen Weise, nämlich gegen Verabreichung eines Trinkgelds oder Vorschusses von zwanzig Millionen Drachmen, halb in Gold, halb in Papier, Seitens der beiden Banken an die Regierung; außerdem soll noch eine weitere Schuld von 20—40 Millionen Drachmen contrahirt werden.] Einrichtungen wie unsere Grundcredit-Banken und die so segensreichen landschaftlichen Credit-Anstalten in Preußen sucht man vergeblich. Man kann wohl schwerlich bestreiten, daß die großen Politiker in Athen besser daran thäten, an die nöthigen Reformen der Agrar-, Zoll- und Steuergesetzgebung Hand anzulegen, statt alle paar Wochen ein neues Ministerium zu machen, womit dem Lande nicht gedient ist (denn, um gerecht zu sein, muß man sagen, daß das neue nicht viel mehr taugt, als das alte), oder gar statt den Krieg gegen die Türkei zu erklären, zu dessen Führung es an Soldaten, Waffen und Geld fehlt.

Als Grundsteuer existirt, gerade wie in der Türkei, fast überall noch der Zehnte. Zwar kann, so viel ich ermittelt habe, derselbe abgelöst oder auch als eine feste Jahresrente in Geld bezahlt werden. Allein da es an klingender Münze — an der pecunia numerata des Pandectisten — fehlt, so wird die Abgabe beinahe überall in Natur erhoben. In Deutschland haben wir ja in den meisten Territorien den

Zehnten noch bis in das Jahr Achtundvierzig gehabt, wo wir, die damals jungradicale Freihandelspartei, ihn aus der Welt schafften, wie es eben ging. Die Aelteren unter uns wissen daher noch, wie diese Naturalabgabe den Belasteten viel mehr kostet, als sie dem Berechtigten einbringt, daß sie jede Melioration, jede intensive Landwirthschaft unmöglich macht, und daß der Neubruch-Zehnte (und auch der existirt auf dem griechischen Festlande) die Verwandlung uncultivirter Flächen in cultivirte unmöglich macht.

Die Nachtheile des Zehnten werden verdoppelt und verdreifacht in einem Lande, wo kein disciplinirter, intelligenter und zuverlässiger Beamtenstand ist, wo überhaupt keine regelmäßige und ständige Verwaltung existirt, wie in Griechenland. Ich habe dies Alles im Jahre 1875 auf dem griechischen Festlande beobachtet und will es nur kurz andeuten, um die bessere und vorgeschrittene Lage der Jonischen Inseln klar zu machen, worauf ich noch kommen werde. Der Zehnte erstreckt sich auf alle Getreide und Früchte und sogar auch auf die Wolle der Schafe.

Sehr häufig wird aber auch der Zehnte im Voraus verkauft oder verpachtet, wenn man sehr dringend des baaren Geldes bedarf. Die Mißstände der Zehntverpachtung sind schlimm. Der Zehntpächter oder Zehntkäufer erlaubt sich jede denkbare Art von Plusmacherei und Bedrückung. Unter allen Umständen aber ist er darauf aus, dem Zehntpflichtigen möglichst viel zu nehmen und dem Staat möglichst wenig zu geben. Die Erhebung durch den Staat selbst ist weniger drückend. Nehmen wir nun einmal an, die vom Staat angestellten Zehnt-Erheber thun ihre Schuldigkeit: sie sind zur rechten Zeit zur Stelle, sie nehmen dem Zehntpflichtigen nicht zu viel ab und liefern dem Staate nicht zu wenig; drücken wir also einmal zu allen Unregelmäßigkeiten, welche notorischer Maßen vorkommen, beide Augen zu. Was dann? Ist dem Staate damit geholfen? Nein. In schlech-

ten Jahren — und die Jahre des Mißwachses sind bei Oliven, Trauben und Tabak gerade nicht selten — bekommt der Staat wenig oder gar nichts. In guten Jahren hat er Alles die Hülle und Fülle; aber da er seine Schulden nicht mit Oliven oder Trauben, mit Oel oder Wein bezahlen kann, so muß er die Producte zuerst magaziniren, wobei viel verdirbt, und dann zur geeignet scheinenden Zeit verkaufen, wobei wenig gelöst wird.

Denn dieser Staat, welcher sein Land durch Ausfuhrzölle absperrt und die Pflege der internationalen Handelsbeziehungen vernachlässigt, ist ausschließlich auf den inländischen Markt angewiesen, und auf diesem Markt ist in Folge guter Ernten viel Angebot und wenig Nachfrage. Die Preise stehen also niedrig. So wird denn der Staat für volkswirthschaftliche und handelspolitische Irrthümer heimgesucht durch finanzielle Strafen und Verluste.

Die Gläubiger verlangen jedes Jahr ihre Verzinsung und Amortisirung; der Hof, die Regierung, die Beamten, die Armee, die Marine, die Schulen und die Geistlichkeit erfordern jedes Jahr die nämlichen, am Ende sogar alljährlich steigende Summen. Der Staat aber, der sein Steuersystem lediglich auf moderne Zölle und auf mittelalterlichen Zehnten begründet, hat das eine Jahr vielleicht genug, das andere Jahr wenig, das dritte Jahr gar nichts — Alles je nach dem Ausfall der Ernte, nach dem Ergebniß von Ausfuhr und Einfuhr und nach dem Verhalten der Herren Zöllner und der Herren Schmuggler. Daß bei diesem Mißverhältniß, bei sicheren Ausgaben und unsicheren Einnahmen, das Budget nicht in das Gleichgewicht zu bringen ist, darf Niemanden wundern.

In Betreff der Ausgaben will ich (nach About) Folgendes notiren: Vorab sind an die Schutzmächte an Verzinsung und Amortisation etwa 4 Millionen Drachmen zu zahlen. Die Civilliste beträgt nur 1,200,000 Drachmen,

dagegen der Aufwand für die Armee 15 Millionen. Die Besoldungen, Leibrenten und Sinecuren nehmen eine hohe Summe in Anspruch. An Schulden sind zu nennen: 1) die Anleihe von 1832, welche von den drei Schutzmächten garantirt ist, mit 108 Millionen Drachmen, 2) die baierische Anleihe von 1832 mit 3 Millionen Drachmen, 3) eine Anleihe, welche man bei einem Consortium englischer Capitalisten gemacht hat, mit etwa 189 Millionen Drachmen. Diese Anleihe ist contrahirt während des Unabhängigkeitskrieges von der provisorischen Regierung in Nauplia. Dies sind also an Schulden schon rund 300 Millionen Drachmen, und es ist leicht zu begreifen, daß man bei einer Gesammt-Einnahme von rund 34 Millionen nicht im Stande ist, diese Schulden zu amortisiren oder auch nur zu verzinsen. Griechenland ist denn auch schon vor vierzig Jahren mit einer partiellen Einstellung der Zinszahlung vorgegangen. Die Türkei ist nur seinem Beispiel gefolgt, und zwar erst im Jahre 1875.

Die Schultern des griechischen Staates sind nicht stark genug für die auf ihnen liegenden Lasten. Das ist nicht die Schuld des griechischen Volkes und auch nicht die der Regierung. Es ist die Schuld der europäischen Diplomatie, welche im Jahre 1832 das neugeschaffene Königreich entweder hinsichtlich der Schulden entlasten oder hinsichtlich seiner Ausdehnung und Leistungsfähigkeit vergrößern und kräftigen mußte. Statt dessen hat sie, wie sich seiner Zeit ein baierischer Philhellene in seiner drastischen Weise ausdrückte, ein Königreich geschaffen, so groß wie eine Katze, und hat es mit Schulden belastet, als wenn's ein Kameel wäre.

Unter diesen Umständen ist die unabweisbare, ich möchte sagen nervöse Vergrößerungssucht nur zu begreiflich. Das griechische Volk fühlt sich gleichsam in der Lage des „Vogel friß oder stirb!" Ach, und es möchte gar zu gern leben und dem Fressen den Vorzug geben vor dem Sterben. Und

in der That, es wäre auch schade um diese intelligente, rührige und lernbegierige Race, wenn sie stürbe oder wieder in Fremdherrschaft geriethe.

Es ist ferner eine Folge dieses Mißverhältnisses, daß Griechenland ein viel zu großes Heer hält. Es hat absolut nicht die Mittel, eine solche Armee zu bezahlen. In Folge dessen ist dieselbe gänzlich unbrauchbar. Eine weit kleinere, aber gut dotirte und ausgerüstete Armee von wirklicher Leistungsfähigkeit wäre weit billiger und würde ihrem Zwecke weit besser entsprechen.

Denn was ist der Zweck? Griechenland allein ist zu schwach, um zu erobern oder gar um die Türken aus Europa zu jagen (wie nun einmal jener neueste Jargon lautet, welcher auf der Voraussetzung ruht, daß Völkerrecht und internationale Vertragstreue ein überwundener Standpunkt sei — nichts als veralteter Plunder!). Es kann höchstens einen etwa während des Kriegs in der Türkei ausbrechenden hellenischen Aufstand unterstützen, oder sonst irgendwie einmal eine durch Andere herbeigeführte gute Gelegenheit mittels eines Handstreiches benutzen; nur dazu wären seine Truppen verwendbar. Die beste Politik für Griechenland wäre überhaupt das Abwarten, wozu ihm auch sein bester Freund, England, räth. Vielleicht fiele ihm dann, während Andere an dem Baum rütteln, die beste Frucht reif in den Schoß, wie 1866 und 1870 den Italienern. Es scheint aber, es wird seinem Feinde Gehör schenken. So eben trifft ein Telegramm in Korfu ein, wonach das Ministerium Deligeorgis abgetreten ist und das weise Volk der Athener auf den Straßen nach Krieg schreit.

Inschallah (wie Gott will)! sagt der Türke.

III.

Lob der Hellenen. — Die Griechen im Auslande und deren Stiftungen und Schenkungen. — Staat, Kirche und Schule. — Mater dolorosa. — Deutsche und Griechen.

Dem schwarzen oder grauen Bilde, das ich eben entrollte, will ich nun noch einige Lichter aufsetzen, um den Griechen gerecht zu werden.

Die Schwäche der griechischen Finanzen, welche ich in Obigem wahrheitsgetreu geschildert habe, wird zum Theil aufgewogen oder ausgeglichen durch die außerordentliche Bereitwilligkeit der Bevölkerung, zu gemeinnützigen und öffentlichen Zwecken ihre Cassen zu öffnen.

Wenn ich von der griechischen Bevölkerung spreche, so habe ich dabei weniger die Griechen in dem Königreich Griechenland, welche meistens zu arm sind, um etwas Erhebliches beisteuern zu können, im Auge, als die Griechen im Auslande. Es sind die Familien und die Männer hellenischer Abkunft, die in den großen Handels-Emporien der ganzen Welt — in Constantinopel und Smyrna, in Paris und Marseille, in Wien und Triest, in London und Manchester, in Holland, Deutschland, der Schweiz und Amerika — zerstreut, immer noch in Liebe der berühmten Wiege ihres Geschlechtes gedenken und ihrerseits nichts, was in ihren Kräften steht, unterlassen, um die Zeiten des Reichthums, der Bildung und des Glanzes, die Zeiten des Perikles und des Phidias, wieder heraufzubeschwören.

Diese Männer sind aber nicht nur reich und opferwillig, sondern sie besitzen auch die ganze Klugheit der hellenischen Race, wie sie uns schon Homeros in seinem verschlagenen Polytropos dargestellt hat. Sie geben das Geld nicht dem Staate. Sie wissen nur zu wohl, daß dasselbe

alsdann mit verwickelt werden würde in jenen Kampf der Parteien, in welchem die Losung gilt: Dem Sieger die Beute! Sie geben es auch nicht der Kirche. Denn sie wissen, daß in ihrem Vaterlande die Geistlichkeit nicht der Träger der Cultur und des Fortschritts ist, und daß der griechisch-orientalische Clerus in Griechenland wie überall seine Blicke (nicht gleich den Juden nach Jerusalem, gleich den Katholiken nach Rom oder gleich den Mohamedanern nach Mekka, sondern) nur nach Moskau und Kiew richtet und nicht nur in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung unlösbar an Rußland gefesselt ist, dessen Interessen sich nicht identificiren mit denjenigen des Königreichs Hellas. Außerdem weiß auch die Geistlichkeit selber für sich auf das Beste zu sorgen. Die reichen griechischen Kaufleute widmen ihre Gaben Stiftungen, Anstalten und selbständigen Corporationen, welche sie theils gründen, theils bereichern, der Erziehung, dem Unterricht, der Bildung, der Wissenschaft und den Künsten. Davon erwarten sie die vollständige Wiedergeburt ihres Vaterlandes. Wenn du durch das heutige Athen wandelst, so siehst du eine ganze Reihe theils vollendeter, theils im Bau begriffener öffentlicher Gebäude, ausgeführt in dem edelsten antiken Style und in dem leuchtendsten pentelischen Marmor. Diese Gebäude sind das Werk der Griechen im Auslande. So ist entstanden: die Sternwarte, die nationale Töchterschule, die Normalschule, das Theater, das Polytechnicum, das neue Museum und eine Reihe anderer Gebäude. Wenn du nach den Namen der Stifter fragst, so nennt man dir: Sina, Arsakis, Rizaris, Sturmari, Tositsi und Frau Helene Tositsi.

Besonders beachtenswerth ist der Eifer dieser Wohlthäter der Nation für den Unterricht. Ich habe schon in dem zweiten Bande meiner „Türkischen Reise“ erzählt, wie auf türkischem Boden, in Chalkidike (Untermacedonien) in der Stadt Seres ein lediglich aus freiwilligen Beiträgen

dotirtes vortreffliches Schullehrer-Seminar besteht, welches den Zweck verfolgt, die griechischen Gemeinden, namentlich diejenigen in der Türkei, für welche natürlich der Staat nichts thut, mit tüchtigen griechischen Volksschullehrern zu versehen.

Wenn man hier in Korfu nur ein paar Tage verweilt, so sieht man schon mit den bloßen leiblichen Augen, daß man hier etwas für Schulwesen thut und daß man stolz darauf ist; denn man macht förmlich Staat damit, daß man die uniformirte Jugend beiderlei Geschlechts (jede Schule hat ihre besondere Uniform) spazieren führt. Ich möchte sagen, diese Jugend sieht netter, disciplinirter, ja, sagen wir es gerade heraus: militärischer (im besten Sinne des Wortes) aus, als manche Officiere und Soldaten.

Wer an der Zukunft oder gar an der Existenz der griechischen Nation zweifelt (und ich mache kein Hehl daraus, daß auch ich lange zu den Zweiflern gehört habe), der möge diese Erscheinungen beachten, die ich in Obigem zu skizziren versucht habe. Ein Volk, welches, über die ganze Erde zerstreut, eine solche Zusammengehörigkeit, eine solche zähe Kraft der Cohärenz und des Widerstandes zeigt, welches eine solche Opferwilligkeit zu nationalen Zwecken bewährt und eine solche Vorliebe für den Unterricht und die Erziehung, worauf die Zukunft beruht, bethätigt, darf schwerlich als dem Untergange geweiht gelten.

Ich wenigstens kenne kein anderes Land, in welchem die freiwilligen Spenden mit solcher Reichlichkeit fließen. Dieselbe wird höchstens etwa durch die Bürger der Vereinigten Staaten übertroffen. Allein hier wirken zur Förderung dieser Freigebigkeit Ursachen mit, welche bei den Griechen fehlen. Es ist dort der waghalsige Sinn eines jungen Landes und Volkes, der aleatorische Charakter des Erwerbs und die Leichtigkeit, sich stets wieder eine neue Existenz zu gründen, welche die Privatcassen öffnet. Viel-

leicht, ich wage in Ermangelung directer eigener Anschauung mir darüber kein maßgebendes Urtheil, vielleicht auch ein wenig die Neigung zu renommistischem Humbug.

Und endlich sind es in Amerika die Leute im Lande, welche für das Land steuern. Hier aber sind es die Landsleute im Auslande, die, im Auslande geboren und erzogen, vielleicht nicht einmal Aussicht haben, jemals wieder ihren Wohnsitz bleibend im Mutterlande aufzuschlagen, und die dennoch dieser armen verwaisten und mißhandelten Mutter, die, klagend auf den vegetationslosen Kalkklippen sitzend, herabsieht auf die vormals so blühenden Länder und auf die vormals von tausend Kielen, Segeln und Wimpeln wimmelnden Meere, Millionen opfern, um ihr eine neue Aera der Cultur und der Wohlfahrt zu bereiten. Das ist wahrhaft rührend, und es ist bisher noch nicht genügend zur Kenntniß des übrigen europäischen Publicums gelangt, welche heute die Griechen eben so ungerecht unterschätzt, als es sie vor einem halben Jahrhundert leichtfertig überschätzte.

Vergleichen wir damit die Deutschen im Auslande, so müssen wir gestehen, daß wir hinter den Griechen zurückstehen. Der ausgewanderte Deutsche wird in der Regel in Frankreich Franzose, in England Engländer und in Amerika Amerikaner; wenn auch nicht in der ersten, denn doch in der zweiten oder dritten Generation. Fritz Kapp hat das Verdienst, in seiner Geschichte der deutschen Einwanderung nach Amerika zum ersten Mal mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, daß für Deutschland in der Regel die deutsche Auswanderung gänzlich verloren geht, sowohl das Capital als die Menschen.

Bei den Griechen ist dies anders. Der Grieche bleibt Grieche, in Lissabon wie in Rotterdam, in Marseille wie in Smyrna, in New-York wie in Constantinopel, und er bleibt es ganze Generationen hindurch. Das Mutterland hat auch heute noch, wie in der antiken Welt, seine ihm freiwillig

steuernden Colonieen, und es kann in der That auch heute noch mit Stolz auf sie hindeuten und sagen: „Hier sind die starken Wurzeln meiner Kraft!“

Um nicht ungerecht zu sein, muß ich indeß hinzufügen, daß die Deutschen, besonders die in Amerika, während des Krieges mit Frankreich ebenfalls mit werkthätigem Eifer des alten Vaterlandes gedacht haben, und daß allerdings die Deutschen in Honolulu und in Schanghai manchmal bessere Deutsche sind, als die an der Trausnitz oder in Meppen.

IV.

Die gegenwärtige Zoll- und Steuer-Verfassung der ionischen Inseln. — Nur Zölle und keine directen Steuern. — Staats- und Communal-Abgaben. — Zuschlag zum Eingangszoll, für Unterhaltung der Molos. — Der Freihafen. — Die Ausgangszölle. Zuschlag zu denselben für Unterhaltung der Straßen. — Der gegenwärtige Zustand der Straßen auf der Insel. — Debatte über die Frage, ob Steuern oder Zölle den Vorzug verdienen. — Der Standpunkt der Insulaner.

Betrachten wir nun die Zoll- und Steuerverfassung der ionischen Inseln, welche wesentlich abweicht von der des übrigen Königreichs Hellas. Während das Festland in Gestalt des Zehnten der Regierung Getreide, Früchte, Wolle u. s. w. liefert, ist es neben den Häfen Piräus, Syra und Patros vorzugsweise das Gebiet der ionischen Inseln, welches für das junge Königreich das Baargeld aufbringt. Vielleicht sind (es wird wenigstens auf das Bestimmteste behauptet, obgleich es schwierig ist, so etwas genau zu schätzen) die ionischen Inseln auf den Kopf der Bevölkerung weit höher belastet als das Festland. Dafür sind sie aber auch leistungs-

fähiger, und sie selbst möchten um keinen Preis ihre Steuer- und Zollverfassung vertauschen mit derjenigen des Festlandes, welche immer noch einen entschieden türkischen Beigeschmack hat.

Hier auf den ionischen Inseln kennt man weder jene Ueberfülle an Staats- und Nationalgrundeigenthum, noch erhebt der Staat Zehnten. Er bezieht überhaupt keinerlei directe Steuer, sondern nur Ein- und Ausgangszölle. Wir haben also hier das diametrale Gegentheil von dem Fürstenthum Montenegro. Während dieses nur directe Abgaben hat und weder Grenzzölle nach Außen noch Verbrauchsabgaben im Innern kennt — es ist hier im Südosten auch das einzige Land, welches den Tabak noch frei hat und sich rühmt, hierin mit dem Deutschen Reiche auf gleicher Stufe zu stehen, — kennt Korfu keine directe Besteuerung, sondern nur indirecte, sowohl für den Staat als für die Insel und die Gemeinde.

Mit den Eingangszöllen verhält es sich so, wie im übrigen Griechenland. Sie betragen also etwa 12 bis 15 Procent des Werthes der Waare, sind aber neuerdings zum großen Theil in die Form von Gewichtszöllen gekleidet, weil sich das System der Werthzölle nicht bewährt hat, namentlich für Waaren des Auslandes, welche man hier nur schwer taxiren kann. Sonderbarer Weise hebt hier die Gemeinde ihre Communalsteuer in Form eines Zuschlages zu den Eingangszöllen des Staates, nämlich 20 Procent zu eigentlich städtischen Zwecken und noch einmal 5 Procent zur Bestreitung der Unterhaltungskosten der Molen. Es kommt somit zu dem Eingangszoll im Ganzen noch ein Aufschlag von 25 Procent oder von einem Viertel, so daß der Eingangszoll hier alles in allem bis auf 16 oder 19 Procent vom Werthe steigt.

Diese sehr hohe Abgabe wird jedoch wesentlich gemildert durch das Institut des Freihafens. Bei Porta San Niccolo ist nämlich ein Theil der Stadt durch hohe Mauern und

Gebäude abgeschnitten und nur nach dem Meere zu offen. Alle Waaren, welche in diesem von der übrigen Stadt streng getrennten Hafen verbleiben, sind zollfrei. Erst wenn sie die Mauer und das Zollhaus passiren, die Stadt und die Insel betreten, werden sie versteuert. Nun hat aber Korfu einen sehr starken Handel mit ausländischen Waaren nach dem türkischen Festland, nach Albanien und Epirus. Es kommen also die Waaren aus England in großen Ballen, wie sie auf dem Schiffe transportirt werden, an und werden in dem Porto franco abgeladen und umgepackt in jene kleineren Päcke, womit man die Pferde, Maulthiere und Esel belädt, welche nach Albanien gehen, wo es überhaupt fahrbare Wege so wenig gibt wie in Montenegro. Alle diese Waaren, welche aus dem Auslande kommen und in das Ausland gehen, bezahlen natürlich gar keinen Zoll. Es soll sich übrigens auch ereignen, daß, wenn bei jenem Umpacken der großen Ballen in kleine etwa unverwendbare Fragmente übrig bleiben, diese ebenfalls zollfrei in die Stadt wandern. Und zwar besorgen den Transport die biedern Zöllner selber. So erzählen die Leute, aber Allah weiß es am besten, sagt der vorsichtige Türke.

Was den Ausgangszoll anlangt, so zahlt jedes Product der Insel, welches dieselbe verläßt, — einerlei, wohin es geht, — also auch dann, wenn es nach einer der griechischen Inseln, oder nach dem continentalen Griechenland exportirt wird, — einen Zoll von 18 Procent des Werthes an den Staat, und auch hier wird noch eine Zuschlagstaxe erhoben, und zwar von der Insel für Erhaltung der Landstraßen, so daß der Ausgangszoll insgesammt 19 ½ Procent beträgt. Eine solche Wegeabgabe existirt auch auf den übrigen Inseln. In Zante beträgt sie z. B. 2 Procent vom Werthe, der Zoll im Ganzen also 20. Der Staatsausgangszoll ist auf allen ionischen Inseln derselbe, nämlich 18 Procent vom Werthe.

Ich habe in verschiedenen Berichten gelesen, die von den Engländern auf Korfu mit großer Sorgfalt angelegten Kunststraßen seien unter der griechischen Verwaltung so vernachlässigt worden, daß das Innere der Insel beinahe unpassirbar sei. Das Gegentheil hiervon ist die Wahrheit. Ich habe, obgleich sonst ein rüstiger Fußgänger, theils wegen der in Montenegro erduldeten Strapazen und theils wegen der bereits hoch gestiegenen Hitze den Wagen des Hotels genommen und damit Ausflüge nach allen Theilen der Insel gemacht. Die Landstraßen, für deren Unterhaltung die Insel zu sorgen hat, sind so gut, wie wir sie nicht überall im deutschen Vaterlande haben. Allerdings die bloßen Vicinalwege, deren Unterhaltung den Einzelgemeinden obliegt, sind nicht überall in musterhaftem Zustande; d. h. man sieht, sie haben bessere Tage gesehen; sie sind hin und wieder von dem Wildwasser, das durch die Risse und Runsen der kahlen Kalkberge herunterstürzt, durchfurcht und zerrissen; und wenn man sie nicht bald gründlich reparirt, wird man sie neu machen müssen. Doch dies nur beiläufig.

Der Ausgangszoll auf alle Producte des Landes ist in der That eine seltsame Einrichtung, und der Betrag von 18 bis 20 Procent vom Werthe ist hoch. Gleichwohl nehmen die Eingeborenen denselben in Schutz gegenüber dem Fremdling, der die bekannten nationalöconomischen Argumente dagegen in's Feld führt. Was wollen Sie? heißt es da, wir Korfioten sind einmal daran gewöhnt. Alle unsere Grundstücke sind, in Kenntniß dieser Belastung, seit länger als Menschengedenken mit dieser Last ge- und verkauft worden. Wollte man sie aufheben, so würde man den jetzigen Besitzern ein Geschenk machen auf Kosten der früheren und der Gesammtheit. Jedenfalls aber ist dieser Zoll weniger schädlich als der Zehnte und die übrigen beinahe türkischen Einrichtungen des Festlandes. Endlich kann die Regierung von den bloßen Naturalabgaben die Kosten der Landesverwaltung,

der Schulden u. s. w. unmöglich bestreiten; und so sind denn wir es, die Jonier, die ihr das Baargeld dazu liefern.

Das sagen sie mit einem besonderen Stolze.

Ich meinte, eine fixirte Grundsteuer in Geld, die jedes Jahr die nämliche bleibe, würde doch am Ende das Beste sein und für die Feststellung des Haushaltes die rationellste Grundlage bilden.

Wir aber, sagten meine ionischen Freunde, sind anderer Meinung. Bei einer solchen Steuerregulirung, so fürchten wir, würden wir sehr zu kurz kommen. Wir haben darin kein unbedingtes Vertrauen zum Gerechtigkeitssinne der Kammer (βουλή) und bleiben deßhalb lieber bei unserer alten berechtigten Eigenthümlichkeit. Die Grundsteuer müssen wir ferner unter allen Umständen bezahlen. Sie ist ja eine Steuer nicht von dem Ertrag, sondern von dem Objecte. Sie wird erhoben auch in solchen Jahren, wo das Object gar nichts einträgt. Bei unserer Production, und namentlich bei den Producten, welche die Insel verlassen, bei Oel, Wein, Orangen, Citronen (Limoni) und anderen Südfrüchten, sind die Ernten sehr ungleich. Ernten wir wenig oder gar nichts, so exportiren wir nichts und bezahlen also auch nichts. Ernten wir reichlich, so macht uns das Bezahlen keine Beschwerde, um so weniger als unser eigener Consum, d. h. alles, was auf der Insel selber verzehrt wird, frei bleibt. Die Steuer ist hoch, das geben wir zu; allein sie ist gerecht und verhältnißmäßig leicht zu ertragen, und deßhalb wollen wir an den Gesetzen des Landes nichts ändern.

Ein schriftgelehrter Patricier sagte mir: Das Ding hat allerdings seine Fehler; aber das, was darnach kommt, würde schlimmere haben, und deßhalb sagen wir mit dem lateinischen Dichter:

O cives, hoc sustinete,
Ne majus veniat malum

V.

Die Hindernisse des wirthschaftlichen Aufschwungs. — Die Venetianer. — Die Patrizier und Grundherren von Korfu; Erhebung derselben im Jahre 1528; Errichtung eines Leihhauses zur Abstellung der Beschwerden des Volkes. — Bauernschinderei und Behandlung à la Rajah. — Das Jahr 1789. Die Franzosen. — Die Engländer. — Anarchie und Reform. Der falsche Legitimitätsbegriff und das Unheil, das er anrichtet. — Die Griechen. — Ablösung der Feudallasten. — Unsicherheit des Grundbesitzes. — Kein Grund- und Hypothekenbuch. — Kein Cataster. — Keine Garantie. — Ein Beispiel statt vieler: Kyrios Psorulla. — Erbleihe, Zins und Gülten.

Die Hindernisse, welche der wirthschaftlichen Entwicklung der von der Natur so reich gesegneten Insel entgegenstehen, sind anderer Art. Ich will sie hier um so mehr wenigstens skizziren, als man über dergleichen Dinge, die nicht auch schon der Blinde mit den Händen greifen kann, in den Büchern der „Land- und Leute"-Beschreiber gewöhnlich nichts findet.

Diese Hemmnisse sind allen ionischen Inseln gemeinsam und haben ihre historische Entstehung in der venetianischen Herrschaft, welche auf die rücksichtslose Ausbeutung von oben nach unten basirt war.

Schon ehe sich die Insel, nach Verjagung der neapolitanischen Dynastie der Anjous, den Venetianern ergab, weil sie sich zu schwach fühlte, ihre Unabhängigkeit allein und mit eigenen Kräften zu behaupten, standen die Bauerngüter im Innern des Landes meistens dem städtischen Patriciat zu, welches dafür die Kriegsdienste, namentlich die Ritterdienste (zu Pferde) zu leisten hatte. Auch die Frauen waren lehnsuccessionsfähig, und die Venetianer benutzten diesen Umstand, um korfiotische Erbtöchter zu heirathen und

Lehnsherren auf Korfu zu werden. Sie blieben aber in Venedig wohnen und vernachlässigten ihre militärischen Pflichten der Art, daß der Senat von Venedig öfters dagegen einschreiten mußte. Jedenfalls aber bildete sich auf der Insel ein strenges aristokratisches Element, welches dort eben so zu regieren suchte, wie die Aristokratie in Venedig, und zuweilen mit dem Gouverneur in Conflict kam, den Venedig gesandt hatte. Gegen letzteren war die Erhebung von 1528 gerichtet, in welcher der korfiotisch-venetianische Adel es durchsetzte, daß seine Vorsteher jeder Zeit und ungehindert die Adelsversammlung der Stadt berufen konnten, und daß diese das Recht erhielt, sich mit ihren Beschwerden gegen den Gouverneur direct an den Senat in Venedig zu wenden; daß der Senat allein (nicht aber der Gouverneur oder Proveditore) das Recht habe, Beschlüssen des versammelten Adels ein Veto entgegenzusetzen, und endlich, daß die Juden, welche bis dahin auf der Insel frei gewohnt und verkehrt hatten, in ein Ghetto consignirt und ihnen die Erwerbung von Grundeigenthum untersagt werde. Gleichzeitig befreite sich diese Aristokratie immer mehr vom Kriegsdienst. Der Senat hielt Schiavonen als Söldlinge auf der Insel; sie waren in der Stadt einquartiert. Erst Ende des 16. Jahrhunderts setzten es die Korfioten durch, daß innerhalb der Festung und der Forts Casernen erbaut und die Truppen dort einlogirt wurden. Als auch das Volk einmal klagte, gründete ihm das stolze Venedig zur Erleichterung seiner Leiden ein Leihhaus (monte di pietà) und stellte dasselbe unter Aufsicht des Adels. Trotzdem brach gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Bauernaufstand auf der Insel aus, welchen der Gouverneur mit blutiger Hand niederwarf und der nur zu einer Ausdehnung der Privilegien des italienischen Patriciats gegenüber den griechischen Bauern führte. Auch setzte der Adel es durch, daß die geistlichen Pfründen der Insel nur an seine Candidaten verliehen werden durften.

Der Zustand war im Ganzen der: Venedig drückte auf das städtische Patriciat, und dieses hielt sich dadurch schadlos, daß es mit doppelter Gewalt auf die Bauern im Innern des Landes drückte. Auf letztere konnte man Schiller's Worte anwenden:

Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel;
Doch die's bebauen, sie genießen nicht
Den Segen, den sie pflanzen.

Die Lage des Landes wurde immer trauriger. Namentlich seit dem Frieden von Passarowitz (1718) erlaubten sich die venetianischen Provveditori im Bunde mit dem korfiotisch-venetianischen Patriciat Alles gegen die griechischen und slawischen Bauern, deren Loos sich, obgleich sie Unterthanen der Respublica Christiana waren, wenig von dem der Rajah in der Türkei unterschied. Das Land war mit Hunderten von feudalen Abgaben belastet; die meisten Bauern mußten ein Drittel oder gar die Hälfte der Ernte an ihren Lehnsherrn abliefern; sie selbst waren der schlimmsten Willkür des Patriciats unterworfen; es gab nur noch zwei lohnende Geschäfte für den kleinen Mann auf der Insel: den Schmuggel und die Seeräuberei. Das waren die Resultate der venetianischen Herrschaft.

Als nun die große Revolution von 1789 ihre Zuckungen über ganz Europa verbreitete, erhoben sich hier abermals die Bauern, um die Patricier und deren Beamte zu vertreiben; diese zogen sich in die Stadt zurück (deren Aussehen und Lage zwischen der alten Festung mit ihren zwei Gipfeln und der neuen mit ihrem einen Gipfel und einer Reihe von Forts und Mauern, zusammengedrängt in enge, winkelige, steile Straßen mit himmelhohen steinernen, zum Theil bombenfest gewölbten Häusern, beweist, daß sie nicht nur ein Wall gegen die Türken und sonstige Feinde, sondern auch die Zwingburg des Landes war). Die französische Occupation (1797) und die derselben folgenden Ereignisse machten vorübergehend

und theilweise den Leiden der Bauern ein Ende. Die Engländer aber, welchen die Verträge von 1815 das Protectorat über die ionischen Inseln übertrugen, waren leider ebenfalls beherrscht von jenem falschen Wahne der Legitimität, welchen Talleyrand im Interesse der Bourbons dem Wiener Congreß eingeblasen hatte. Statt der Anarchie durch weise Reformen ein Ziel zu setzen, stellten sie die alten Mißstände wieder her und gaben sogar den Lehnsherren das Recht, die Bauern wegen Nichterfüllung der feudalen Lasten willkürlich einstecken zu lassen. Hiedurch hat die wirthschaftliche Entwicklung des Landes unendlich gelitten. Man baute seitdem vorzugsweise nur solche Früchte, welche wenig Anstrengung verursachen, und welche es leicht ist, bei Seite zu schaffen.

Seitdem das Land griechisch ist, hat sich Manches gebessert. Das Einstecken hat aufgehört. Auch ist es unter Umständen gestattet, die Feudallasten aufzulösen. Allein die Bevölkerung ist in Folge des jahrhundertelangen Druckes zu arm und zu indolent, um von dieser Erlaubniß häufig Gebrauch zu machen. Wenn diese Insel, wenn dieses Paradies durch das Krönungsöl menschlicher Arbeit dem Glück zurückgegeben werden soll, wofür die Natur sie geschaffen, so müssen die Feudallasten alle auf einmal auf dem Wege der Zwangsablösung beseitigt werden. Eine Bank muß die Creditoperation übernehmen, den Berechtigten das nach einem billigen Maßstabe festzusetzende Reluitionscapital sofort auszuzahlen und es von den Pflichtigen nach und nach in längeren Annuitäten wieder einzuziehen. Der Uebergang wird vielleicht ein wenig schwierig, allein da die Bevölkerung intelligent und fleißig und der Boden von einer bewundernswerthen Fruchtbarkeit ist, so wird es sich hundertfach lohnen. Leider hat eine Regierung, welche täglich um ihre Existenz kämpfen muß und die alle paar Monate in andere Hände übergeht, keine Möglichkeit, solche Reformen auch nur zu unternehmen, geschweige denn auszuführen.

Ein zweites Hinderniß ist die bereits erwähnte Unsicherheit des privaten Besitzes und des Eigenthums an Grund und Boden. Wo eine Grundsteuer existirt, da muß man ein Cataster aufrichten und die Identität der einzelnen Parzellen constatiren. Daraus entwickelt sich denn mit logischer Nothwendigkeit die trigonometrische Aufnahme und das Grundbuch-System, sowie das moderne Hypotheken-System mit den Grundsätzen der Publicität und der Specialität.

Von alledem weiß man im Orient gar nichts. Von der heillosen Confusion und Rechtlosigkeit, welche in dieser Beziehung in der Türkei herrscht, will ich hier gar nicht reden. Aber selbst in Istrien und Dalmatien hat man kein Grundbuch. Und eben so wenig auf den ionischen Inseln. Du kannst hier kein Grundstück kaufen, ohne gewärtigen zu müssen, daß, wenn du es heute redlich bezahlt und überliefert erhalten hast, nicht morgen irgend ein besser berechtigter Prätendent oder ein bisher völlig unbekannter Hypothekargläubiger kommt und dir's wieder abjagt. Dies gilt nicht nur von ländlichen, sondern auch von städtischen Grundstücken. Dafür nur ein Beispiel: Der griechische Schneider Psorulla, der zur Zeit der Engländer für die erste Autorität in seinem Fache galt und in Folge dessen ein sehr reicher Mann geworden war, so daß er sich da oben bei San Theodoro eine schöne Villa erbaute, von wo aus man die östliche und westliche Küste der Insel, den Canal und das Ionische Meer zugleich überschaut, fühlte das Bedürfniß, nicht nur eine Villa, sondern auch einen Palazzo in der Stadt zu besitzen. Er kaufte also das neben seinem angestammten Hause gelegene Nachbarhaus, riß beide Häuser ab und erbaute sich auf der gemeinsamen Fläche ein Gebäude im feinsten Styl — nicht minder geschmackvoll als die Gilets und Fracks, welche er Sr. Lordschaft dem Ober-Commissar construirte. Als nun der Prachtbau fertig war, und als heute der Kyrios Psorulla sah, daß es gut war: da kam

am anderen Tage ein unscheinbarer alter Manichäer, der hatte ein noch unscheinbareres, jedoch vor Alter ehrwürdiges Papier in den Händen, so man eine Hypothek nannte, und leider lautete das Papier gerade auf jene neu erworbene Parzelle, welche nunmehr einen integrirenden Bestandtheil des Palastes bildete. Da war denn absolut nicht zu helfen. Herr Psorulla mußte noch einmal bezahlen, und zwar war die Hypothek weit theurer, als das Eigenthum. Der Hypothekargläubiger wußte die Noth- und Zwangslage auszunutzen. An dem Verkäufer aber konnte sich Herr Psorulla nicht erholen. Er hatte nichts.

So kann man denn hier eigentlich nur von sehr zahlungsfähigen Leuten, welche durch ihr Vermögen Garantie gegen Eviction bieten, Grundeigenthum kaufen, und in der Regel riskirt man Processe. Auch in der Stadt existiren noch allerlei Eigenthumsbelastungen, wie Erbleihe, Zins und Gülten, welche letztere an die Gemeinde zu entrichten sind. Auf ein solches Haus wird der Nutzungseigenthümer natürlich keine kostbaren Verwendungen machen in Anbetracht, daß es nicht vollständig sein Eigenthum ist und möglicher Weise an den Erbleiheherrn zurückfällt. So liegt Alles noch im Argen.

VI.

Pfingsten und die ländlichen Feste. — Die zehn Heiligen. — Kyriaki. — Garuna. — San Theodoro. — Kastrades. — Das Grabmal des Menekrates. — Der griechische Kirchhof und seine Gräber. — Das Kloster Santa Theodora. — Die Villa Reale. — Kalikiopulo. — Paläopolis. — Der Branzino. — Die Popen und die Kaluger. — Die römischen Priester. — Ein Vierteltausend Kirchen. — Die Glockenstühle. — Das Glocken-Gebimmel. — Die Kaiserin von Oesterreich. — Die Phytolacca dioica. — Die alten Oelbäume. — Die alten Kalkfelsen. — Die Weinstöcke. — Das Keltern. — Die Beimischung von Pinienharz, oder der vino resinato. — Die Götter haben den Schweiß vor die Tugend gesetzt.

Während das Pfingstfest heuer bei uns auf den 20. fällt, ist es hier, nach griechischem Kalender, am 27. Mai, und es wird von den Landleuten drei Tage lang gefeiert.

Ich fuhr hinaus, um die ländlichen Feste zu sehen. Der Weg führt von der Stadt anfangs südlich in der Richtung nach Gasturi und Benizze, dann, sobald er am Fuß des Gebirges angelangt ist, welches nach den zehn Heiligen genannt wird und auf einem spitzen, klippenartigen Felsen das malerisch von Cypressen umschattete Kirchlein Kyriaki (Domenica) emporreckt, biegt der Weg nach Westen ab und steigt an der Nordseite des Gebirges empor, um nach Apana- (Ober-) Garuna und nach Katu- (Unter-) Garuna zu führen, welche, letzteres jenseit des Gebirgszuges, am westlichen Ufer der Insel liegen. Der aussichtsreichste Punkt auf der Tour ist das schon erwähnte San Theodoro, wo die geschmackvolle Villa des Schneiders steht und wo man die Aussicht auf beide Meere hat. Ich bitte dich, mich auf den Weg zu begleiten. Es ist nicht etwa der Landschaftsbild-Malerei wegen, von der ich herzlich wenig halte. Wir

fahren durch die Porta Reale hinaus, eines der leidlich erhaltenen Thore der alten befestigten Patricierstadt; es prangt daran noch der Löwe von San Marco, diese unersättliche Bestie, welche zu Gunsten des weiland Pfahlbauten-Dorfes in den Lagunen hier im Süd-Osten überall Land und Leute verschlungen. Vor der Stadt können wir aussteigen und das unzweifelhaft antike Grab des Menekrates aufsuchen. Es liegt zwischen der Vorstadt Kastrades und Korfu in einer Vertiefung der Wiese und schaut nur etwa 1 ½ Fuß aus der Erde. Es besteht in einem steinernen Rundbau mit einem steinernen konischen Deckel, unterhalb dessen eine wohlerhaltene griechische Inschrift rundum läuft, welche uns sagt, daß Menekrates gebürtig zu Oeanthe in Lokris und Ehrenbürger von Korfu gewesen und auf See verunglückt sei. Herr Aspiotti von hier, dem ich für mannigfache Freundlichkeit und Hilfe meinen Dank sage, behauptet, die Engländer hätten das Grab geöffnet, einen Aschenkrug darin gefunden und ihn nach London verschleppt.

Wir steigen wieder ein, ohne den guten Menekrates in seinem ewigen Schlafe gestört zu haben. Da drüben links, zwischen unserm Weg und der Bai von Kastrades, erblicken wir erstens den griechischen Kirchhof, zweitens die Vorstadt Kastrades, drittens das Nonnenkloster Santa Theodora (ich bediene mich abwechselnd der griechischen und italienischen Bezeichnung, wie dies hierzuland Sitte), und endlich dahinter den Giardino Reale, vormals die Villa des hochmögenden und vielgestrengen Lord-Ober-Commissars. Ich habe diese vier Objecte bei anderen Gelegenheiten genau inspicirt und will daher über jedes derselben im Vorüberfahren etwas bemerken.

Der griechische Kirchhof hat prachtvolle Cypressen. Die Gräber der Armen sehen darauf wie überall aus. Ein bescheidenes schwarzes Kreuzlein und einige Blumen, gepflanzt von treuer Hand, die außerdem nichts zu spenden hat —

Basta! Die der Reichen haben nicht senkrechte Grabsteine oder Monumente, wie bei uns, sondern große lange und niedrige, oblonge steinerne (meist marmorne) Kasten. Die älteren davon haben ganz den Charakter antiker Sarkophage. Die neueren unterscheiden sich dadurch, daß die obere Platte nicht streng horizontal liegt, sondern schief geneigt ist, wahrscheinlich um den Regen abfließen zu lassen. Die Inschrift auf dieser Platte beginnt allemal mit einem Kreuz und mit einem *Α*, das links, und einem *Ω*, das rechts in den oberen Ecken steht, das griechische Alpha und Omega des Neuen Testaments.

Die Vorstadt Kastrades hat eine schöne Lage zwischen der Bai von Kastrades und der von Kalikiopulo. An letzterer, im innersten Winkel derselben, lag die alte Stadt der Phäaken. Die Lage von Kastrades ist aber nur theilweise mit letzterer identisch. Auf die theilweise Identität weist der Name der Kirche Madonna Palaeopolis, die Muttergottes der alten Stadt, hin. Daß hier das alte Kerkyra lag, mit seinen drei Häfen, dem inneren, geschlossenen von Kalikiopulo und den zwei äußeren, offenen, von Kastrades und von Cardachio, bezeugt zweifellos Thucydides. Auch wird es bestätigt durch die Ausgrabungen der Engländer, welche hier zahlreiche Säulen, Friese und sonstige Alterthümer, auch mehrere Werke der Bildhauerkunst gefunden und leider Alles nach London geschleppt haben. Schließlich haben sie auf der Stätte der antiken Stadt eine Pferde-Rennbahn angelegt, welche indeß jetzt auch schon vollständig in Verfall gerathen ist. Der innere Hafen, Kalikiopulo, ist im Begriff zu versumpfen, zu versanden und zu verlanden. Er ist jetzt schon den Passagierbarken unzugänglich, weil überall querdurch Fischreusen liegen. Man fängt hier den schmackhaftesten Fisch des ionischen Meeres. Er heißt Branzino und soll angeblich auf deutsch Gemeiner Wolfsbarsch heißen; so sagt mir ein deutscher Naturkundiger. Ich kann

aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß ich nie feineres Fischfleisch gegessen. Man kann ihn backen oder auch blos abkochen. Er schmeckt in allen Formen gut.. Er wird bis 3 Fuß lang und bis 20 Pfund schwer. Jetzt, im Mai und Juni, werden nur die großen gefangen. Im November und December schmecken die jungen besser. So sagt mir mein Barkenführer, ein glaubhafter Hellene.

Das Nonnenkloster Santa Theodora lehnt sich malerisch an den Berg jener Halbinsel an, welche den alten Hafen trennt von dem neuen. Es soll das vornehmste Kloster der Insel sein, sieht aber auch, schon im Aeußern, außerordentlich schmutzig und verwahrlost aus. Wie mag es erst im Innern aussehen? Ueberhaupt, wenn ich den Popen und Mönchen begegne in ihren langen schwarzen Talaren und dem langen struppigen Haupt- und Barthaar, worauf ein schwarzer Kalpak thront, und ich daran denke, wie es erst unter dieser, wahrlich nicht säuberlichen äußeren Hülle aussehen möge, dann fällt mir immer die Warnung ein:

Begehre nie und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.

Man zeigte mir auch den katholischen Erzbischof, welcher mit seinem Vicar spazieren ging an jener malerischen Stelle, welche man Mulin-a-vento nennt, weil der dort auf der Landspitze stehende runde Thurm vor undenklichen Zeiten einmal eine Windmühle gewesen sein soll (ich glaub's nicht, sondern halte ihn für einen Wartthurm); man sagte mir: Das sind arge Jesuiten! Meinetwegen, aber sie hatten sich doch sauber gewaschen und auf ihrer Stirn thronten Gedanken. Mochten es auch etwa Weltbeherrschungsgedanken sein — hat doch unser Herrgott dafür gesorgt, daß auch die hierarchischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In der Stadt und den Vorstädten von Korfu sind 72 Kirchen, Klöster, Capellen und dergleichen; auf dem Lande sollen weit über hundert sein, im Ganzen etwa ein Viertel-

Tausend auf einer bescheidenen Insel von elf Quadratmeilen und 80,000 Einwohnern. Die meisten Kirchen haben keine eigentlichen Thürme, sondern nur Glockenstühle, welche aussehen wie eine blinde Giebelwand; oben in den beiden parallelen Giebelfenstern hangen zwei Glocken, wovon die eine hoch und die andere tief gestimmt ist. Jeden Tag, besonders aber auf Pfingsten, erschallt unaufhörlich das Gebimmel all' dieser unzähligen Glocken der Insel. Es ist zum Tollwerden; und man kann es den Türken nicht übel nehmen, wenn sie an diesem Symptom des Christenthums keinen Geschmack finden und das Rufen der Muezzin vom Minaret herunter melodischer finden.

Ich spreche absichtlich nicht vom Glockengeläute. Denn besagtes Gebimmel wird in der Weise hervorgebracht, daß man mit Leitern auf den Glockenstuhl steigt, in jeder Hand einen Hammer, und daß man mit jedem Hammer eine der beiden Glocken, jedoch natürlich beide gleichzeitig, bearbeitet, und zwar in einem außerordentlich profan hopsenden Dreivierteltact. Dieses Glockenschlagen ist ein großes Vergnügen für die Eingeborenen. Sie raufen sich beinahe darum, obgleich sie unzweifelhaft taub davon werden müssen.

Eines höchst primitiven Glockenstuhls im Innern des Landes muß ich noch erwähnen. Er bestand aus drei gestutzten Feigenbaumstämmen, oben verbunden durch einen Querbalken, an welchem die beiden Glocken zwischen den Bäumen hingen. Auch diese bescheidenen Glocken bimmelten eben so hartnäckig wie die anderen.

Die Villa Reale, früher das Casino oder der Sommerpalast Sr. Lordschaft, und der sie umgebende Garten sind wohl das Schönste auf dieser, an Schönheiten so reichen Insel. Wer diesen beherrschenden Punkt auf der Halbinsel, von wo man den San Salvadore im Norden, die Hagioi Deka im Süden und Westen und die schneegekrönten epirotischen Berge im Osten, desgleichen den Canal zwischen Fest-

land und Insel auf einmal übersehen kann, auserwählt hat, muß ein Mann von Geschmack gewesen sein, wäre er auch ein so verhängnißvolles Geschöpf wie ein venetianischer Proveditore oder ein englischer Ober-Commissar gewesen. Die Villa ist recht bescheiden. Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich residirte hier, 1862, als Gast der Engländer. Der Garten und Park sind prachtvoll. Sie zeigen die schönsten und größten Exemplare von Bäumen, namentlich von Cypressen, Pinien, Lorbeer- und Judasbäumen. Ueberall dazwischen Olivenbäume; Alles überwuchert von den mannigfachsten und malerischsten Schling- und Schmarotzergewächsen, welche an den Bäumen hinauf, herunter und wieder hinauf klettern, sie mit ihren Liebkosungen und Umarmungen beinahe erstickend. Unter den hier angepflanzten seltenen Baum- und Straucharten nenne ich nur eine himmelhohe Phytolacca dioica.

Eine besondere Erwähnung, darüber ist alle Welt einig — auch Leute, die, wie ich, Süditalien, Sicilien mit einbegriffen, Griechenland und den Orient gründlich bereist haben —, verdienen die Oelbäume auf Korfu. Man findet sie nirgends so alt und so mächtig und so malerisch wie hier, was man dem Umstand zuschreibt, daß diese glückliche Insel von Frösten verschont bleibt. Je älter diese Bäume werden, desto mehr spalten sich ihre von Haus aus einheitlich abgerundeten Stämme, und zwar anfangs in Löcher, welche sich aber dann zu senkrechten Rissen erweitern und am Ende dahin führen, daß sich der gemeinsame Grundstamm etwa einen Fuß über der Erde in ein halbes Dutzend Einzelstämme differenzirt, welche ich einem Fascesbündel vergleichen möchte, wenn sie nicht zopfartig in- und durcheinander geflochten wären. Jeder Einzelstamm hat seine besonders entwickelte Rinde, was nicht wenig zur Kräftigung und Erhaltung der Bäume beiträgt, von welchen man behauptet, daß die ältesten tausend bis anderthalbtausend Jahre alt seien.

Merkwürdigerweise sind die höchsten Kalkfelsen auf den Spitzen der Berge eben so durchlöchert und seltsam durcheinander gezackt wie die Oelbäume, was das Besteigen derselben dem sogenannten gebildeten Fuße des Westeuropäers verleidet, den Eingeborenen aber gar nicht zu geniren scheint.

Neben dem Oelbaum spielt die Hauptrolle der Weinstock. In dem größeren Theile der Insel baut man ihn nur in der Ebene, und außerdem erzielt man auf derselben Fläche noch Heu und Obst (Limonen, Orangen, Mispeln, Maulbeeren u. s. w.). Nur im nördlichen Theile der Insel baut man den Weinstock in kleinen Terrassen an dem Abhange der Felsen, auf Chörchen (entlehnt der Bezeichnung für die kleinen Emporbühnen in den katholischen Kirchen), wie man am Rhein sagt, wo man eine ähnliche Bauart hat. Im Uebrigen springt man hier mit dem Wein sehr cavalièrement um. Es wächst, was will; und man keltert kaum, sondern läßt die Trauben sich durch ihre eigene Schwere auspressen. Von ordnungsmäßiger Kellerbehandlung ist natürlich gar keine Rede. Doch unterläßt man hier das Beimischen von Pinienharz, wodurch man auf dem griechischen Festlande den Wein für uns ungenießbar macht. Man nimmt da auf 60 Okka Wein eine Okka Harz. Der korfiotische Wein ist schmackhaft, leicht und gesund. Aber in Folge der schlechten Behandlung, welche ihm zu Theil wird, hält er nicht lange. Er beginnt nach dreiviertel Jahren schon sauer zu werden. Möchten doch die heutigen Griechen den Spruch des alten hellenischen Dichters wieder beherzigen: Die Götter haben den Schweiß (die Anstrengung) vor die Tugend (den Erfolg oder den Sieg) gesetzt. Ohne Anstrengung keine Erfolge.

VII.

Clarinetten, Trommeln und am Spieß gebratene Schöpse. — Der Tanz. — Die Hora der Walachen, der Kolo der Serben und der Koro der Korfioten. — Die Tänzerinnen. — Die Tänzer. — Gewissenhafte Beschreibung der Toilette der Damen. — Der Schmuck der Bäuerinnen. — Ebenso altväterischer als unsinniger Luxus, welcher jedoch in dem folgenden Briefe seine Erläuterung findet. — Aristokratische Ballordnung. — Ueberreife Damen und überreife Orangen.

Wir kommen nun zu dem Orte, wo das Pfingstfest gefeiert wird. Es ist ein hochgelegener Bergkessel, eine Berg- und Waldwiese, beschattet von alten Oelbäumen und dunklen Cypressen. Mitten durch führt der Weg. Von Weitem kündigt sich die Stelle schon an durch das Lachen, Schreien und Sprechen der versammelten Menge, das Bimmeln der Glocken der kleinen Kirche auf dem benachbarten Cypressenhügel, den Klang von Geigen, kleinen quiekenden Clarinetten und Trommeln, den Duft der am Spieß gebratenen Schöpse, das Wiehern der Pferde und das Ya der Esel. Von den letzteren behaupten die Eingeborenen, sie schrieen mit der Uhr, nämlich präcis jede halbe Stunde, so daß man nach dem Geschrei der Esel und dem Stande der Sonne die Tageszeit fast bis auf die Minute berechnen könne. Ich habe mich jedoch von der Richtigkeit dieser Behauptung nicht überzeugen können.

Der Tanz, mit welchem sich die Landleute belustigten, war durchaus nicht hellenisch, sondern hatte die größte Aehnlichkeit mit jenem Rundtanz, welchen ich so oft bei den Walachen und den Serben gesehen. Die Walachen nennen ihn Hora, die Serben Kolo, die Korfioten Koro (χόρος?). Die Damen rangiren sich dabei in mehreren Reihen, wovon jede

zwei bis drei Tänzerinnen zählt. Der Reihen sind sieben bis acht. Jede Reihe führt sich unter einander Arm in Arm, und jede ist mit der anderen durch Taschentücher — wo möglich buntseidene — verbunden, welche die Vorderen und die Hinteren an den äußersten Zipfeln halten. So avancirt das geschlossene Damen-Carré im Kreise; vorn die Reichen und Geputzten, dann die Aermeren und Einfacheren, zuletzt einige kleine Mädchen, welche das Gebahren der Aelteren nachzuahmen oder gar noch zu überbieten versuchen. Die Damen schlagen während des Vorgehens züchtig die Augen nieder und machen trippelnde und wiegende Bewegungen. Vor ihnen tanzen, immer natürlich im Kreise, die jungen Herren, bekleidet mit einem Strohhütchen, einer goldgestickten Weste, einer blauen Jacke, einem malerischen, breit gewundenen rothen Gürtel, außerordentlich weiten blauen Kniehosen, weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen. Sie tanzen jeder für sich, und jeder sucht durch zierliche Pas und gewagte Sprünge in die Luft, welche dem besten Prima Ballerino nicht zur Schande gereichen würden, die Aufmerksamkeit der Damen zu fesseln, was jedoch nur selten gelingt. Denn die Sitte zwingt die letzteren, während des Tanzes zur Erde zu blicken, wofür sie sich jedoch nach dem Tanze durch eine desto größere, jedoch immer höchst sittsame Munterkeit zu entschädigen pflegen.

Und nun muß ich den Festputz der Damen beschreiben. Ich will die vier Vordersten wählen. Die Grundfarbe der Kleidung der Ersten ist purpurroth, die der Zweiten kastanienbraun, die der Dritten violett und die der Vierten grün. Man sieht aber auch Hell- und Dunkelblaue, Hellbraune, Rehfarbene u. s. w. von Kleidung. Eine jede trägt ihre Leibfarbe in mannigfacher Schattirung, aber immer harmonisch und richtig abgestuft, wie es der feinste Farbensinn fordert. Falsche, unharmonische, contrastirende und grelle Farbenzusammenstellungen sah ich bei Keiner. Jede

trägt ein knappes Mieder mit feinem weißen Brusttuch; über dem Mieder eine kurze Jacke mit langen Aermeln, überall mit schönen Goldstickereien verziert und manchmal überladen; einen breiten, fast crinolinartigen Rock und darüber eine fast eben so breite Schürze. Die Coiffure ist sehr hoch, die Haare mit einem breiten rothen Bande durchflochten, dessen Enden hinten weit herunterwallen. Falsche Haare, Flechten und Zöpfe, desgleichen die Anwendung von Schminke, und zwar in etwas indiscretem Umfange, werden auch hier nicht verschmäht. Die Spitze des Kopfes ziert ein Kranz von Blumen. Auf der einen Seite sticht aus diesem Kranze ein besonderes Bouquet, eine Feder oder ein Büschel von Ziergras — kurz, irgend etwas Federbuschartiges — keck nach oben empor, aber ein wenig schief — oder, wie man am Rhein sagt — etwas auf Krakehl stehend. Um das Hinterhaupt ist ein weißer Schleier gewunden, der sich auch lose um den Hals legt. Die Taille ist mit einer breiten Schärpe von wallenden Schleifen umgürtet. Die Schuhe zeigen große silberne Schnallen; die Damen scheinen sich in Größe derselben überbieten zu wollen, sie sind oft breiter als der Schuh selber.

Das Mieder, das Kleid und die Schürze sind von Seide, die Jacke dagegen von schwerstem Sammt. Die letztere zeigt die dunklere Farbenabstufung.

Die Hauptsache aber ist der Schmuck. Jede dieser Damen ist mit Gold im Werthe von 500 bis 900 deutsche Reichsmark beladen. Die Finger strotzen von Ringen, so daß man nicht viel mehr von der braunen Haut sieht. Die Ohren tragen Ringe so groß — der Märchendichter Andersen würde sagen: so groß wie Wagenräder, und an jedem dieser Wagenräder baumelt beinahe ein halbes Dutzend goldener Glöcklein, die bis auf die Schultern herunterreichen. Hals und Brust sind verziert mit zahllosen Ketten und an jeder dieser Ketten hängen große runde Medaillons und

Medaillen, auf welche das Bild irgend eines der zahlreichen griechischen Heiligen (beiderlei Geschlechts) gravirt oder geprägt ist.

Das Ganze macht den Eindruck des überaus Phantastischen und Luxuriösen und doch dabei auch des Steifen, Traditionellen, Altväterlichen. Klar ist es, daß die Damen, mit einer solchen Masse von Kleidern und Schmuck überladen, nicht solche rabbiate Sprünge machen können, wie wir Westeuropäer bei unserem Schottisch, Galopp oder Walzer. Diese unsere Tänze würden den Landleuten auf Korfu sehr komisch vorkommen.

Die Musik bei dem Koro besteht aus zwei Geigen. Die Musikanten tanzen fiedelnd mit in dem Kreise, um den sich ein zahlreiches Publicum sammelt.

Die ganze Ballordnung ist aristokratisch. Denn bekanntlich sind die Bauern unter sich überall höchst aristokratisch. Ein Tänzer, der nicht die vorgeschriebene Balltoilette trug, wurde aus dem Reigen gewiesen. Bei der Phalanx der Tänzerinnen befinden sich immer die Reichen an der Spitze und die Armen am Ende. So wird denn auch das Costüm immer bescheidener gegen das Ende. In Obigem habe ich nur die weiblichen Triarias oder Antesignanas beschrieben; ich muß aber hinzufügen, daß sich die Schlacht- und Kleiderordnung allmälig in herabgleitender Scala von Sammt und Seide auf Tuch und von Tuch auf Baumwolle abstuft, wobei denn natürlich des Goldschmuckes auch immer weniger wird, bis er endlich ganz aufhört. Oft aber sind die Einfachsten die Schönsten. Eigentlich ist aus der Race nicht recht klug zu werden. Es ist eine Mischung von romanischem, hellenischem, slawischem und arabischem Typus. Im Ganzen aber sind die Damen schön; nur bei reiferem Alter und wachsendem Umfange sehen sie aus wie eine schon etwas angestochene überreife Orange, welche letztere aber natürlich immer noch ein schätzbares Ding ist.

VIII.

Unterhaltung mit einem Kutscher. — Die Stimme des Volks. — Die Agrarfrage und immer wieder die Agrarfrage.

Nachdem ich mich an dem seltenen Schauspiel zur Genüge erbaut hatte, wandte ich mich wieder heimwärts nach Korfu. Ich unterhielt mich auf dem Rückwege mit dem Kutscher, der bei einer vornehmen Herrschaft dient und ein gutes Italienisch und sogar ein bischen Deutsch spricht, sonst aber von Abkunft und Gesinnung ein guter Christ ist. Ich meinte, die Damen trieben doch wohl den Luxus ein wenig zu weit.

— Ja, Kyrie, antwortete er, das meinen gewöhnlich die Fremden so, weil sie die Verhältnisse unseres Landes nicht hinreichend kennen. Ich will Ihnen aber Alles genau expliciren. Ich weiß von meiner Herrschaft, wie es die Bauern in Deutschland machen. Wenn sie ein Stück Geld übrig haben, kaufen sie sich Land dafür, und da die Bauern und das Land frei sind, so machen sie dabei die besten Geschäfte. Sie können das Land gehörig in Bau und Besserung halten, so daß mit jedem Jahre sein Werth steigt und die Bauern immer reicher werden. Aber das kann der Bauer bei uns nicht. Die Possidenti, welchen das Land gehört, geben nichts her. Außerdem, was soll man machen mit einem Boden, in dessen Besitz man nicht gesichert ist und von dessen Ertrag man die Hälfte abgeben muß oder auch mehr? Das geht nämlich so zu: Im Herbst, wenn man etwa calculiren kann, wie die Olivenernte ausfällt, dann kommt der Possidente oder sein Geschäftsführer auf das Land und handelt mit dem Bauer, wie viel Oel er für das kommende Jahr zu liefern hat. Endlich wird man einig. Es ist viel. Aber der Bauer denkt: Die Ernte steht gut, mit Gottes Hilfe werden wir's zwingen. Dann kommen aber die Stürme im October und November und

schlagen ihm beinahe die ganze Ernte von den Bäumen, die unreifen mit den reifen Oliven. Da holt Alles der Teufel. (Er bekreuzt sich.) Der Bauer erntet kaum so viel, als er zu liefern versprochen hat. Ist der Herr gut, so bewilligt er Nachlaß. Es gibt aber auch Herren, die böse sind, und daran geht der Bauer zu Grunde. Soll er also mit seinem baaren Gelde, wenn er dessen einmal hat, Land kaufen? Soll er sich damit zugleich einen Proceß kaufen? Denn fast jeder Kauf hat einen Proceß zur Folge, weil kein Mensch mehr weiß, wer hier eigentlich der Herr ist. Advocaten gibt es bei uns fast so viel wie Esel, und Processe beinahe so viel wie Oliven. Der Bauer wird also kein Narr sein. Hat er Geld, so kauft er seiner Frau einen Goldschmuck. Denn wir sind nicht wie die Walachen, die Serben und die Montenegriner, die ihre Frauen als Lastthiere behandeln. Wir Griechen halten dieselben in Ehren. Der Goldschmuck der Frauen ist unser Hausschatz, unsere Sparbüchse. Geht es einmal schlecht, dann wandert ein Stück nach dem andern auf den Monte di Pietà (Leihhaus) in Korfu. Aber wenn Pfingsten herannaht oder wenn Kirmeß im Ort ist, dann muß Alles wieder herbei und wenn der Mann Blut schwitzen sollte. Corpo di Baccho, das ist kein Spaß! Eine Frau, welche dann nicht ihren Schmuck trägt, die wäre entehrt in den Augen der Leute! —

Man sieht, überall tritt die Agrarfrage zu Tage. An ihr krankt der ganze Südosten. Ich habe das schon in meiner „Türkischen Reise" auseinandergesetzt, daß der Schwerpunkt nicht in der Racen- und der Religionsfrage, sondern in der Agrarfrage liegt, die von den Russen schwerlich gelöst wird; denn in Rußland selbst besteht ja noch vielfach der Communal-Communismus. Es ist schlimm, daß unsere Diplomaten, die den kranken Völkern die Recepte verschreiben, sich um dergleichen nicht kümmern, und daß auch unsere Publicisten großen Theils davon nichts verstehen.

Nach Cephalonia.

Juni 1877.

I.

Abschied von Korfu. — Der Pyroscafo. — Fahrt nach Süden, entlang der Ostküste der Insel. — Rückblick nach Norden. — Die Insel Vido. — Das Inselchen Lazzaretto. — Die Bucht von Govino. — Andreas Grasset Saint-Sauveur. — Wie die Engländer venetianische Häfen und Hafenstädte ruiniren. — Das Schiff des Odysseus oder die Maus-Insel. — Ueber Speise- und Weinkarten. — Eine neugriechische Weinkarte, Originaltext, Uebersetzung und Commentar. — Was sollen wir trinken auf Reisen? — Die Flasche in Permanenz. — Eine kleine Lection in der neugriechischen Sprache. — Carbacchio und sein dorischer Tempel. — Cressida. — Wo hat die Phäaken-Prinzessin Nausikaa ihre große Wäsche gehalten? — Die Sonne geht unter.

Der Abschied von Korfu fiel mir in der That ein wenig schwer nach all' dem Guten und Schönen, das ich dort genossen. Während ich mit dem österreichischen Dampfer — der officiell nicht Vapore, wie sonst in Italien, sondern Pyroscafo genannt wird (welches halbgriechische Wort Feuer-Schiff bedeutet und poetischer klingt, als das einfache Dampfer) — der Ostküste der Insel entlang gen Süden fuhr, entfaltete sich noch einmal die Landschaft in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Eine Stunde vor Sonnenuntergang entbrannten da drüben links auf der Ostseite des Canals noch einmal die akarnanischen Kalkberge in einer Art von Alpenglühen, um allmälig aus dem Zustande des hellrothen Brennens in ein mildes Glühen, und aus diesem in einen romantisch dämmernden Schleier überzugehen. Die Insel selbst aber war von einer förmlichen Gloriole umwoben, mit welcher sie die hinter ihr untergehende

Sonne umstrahlte. Um den zweizackigen steilen Felsen herum, auf welchem die alte Festung, der Leuchtthurm und der große optische Telegraph, der die Ankunft der Schiffe verkündet, liegen, und die, von der Stadt durch einen tiefen Graben getrennt, eigentlich selbst wieder ein Inselchen bildet, fuhren wir vorüber an dem Hafen von Kastrades. Ehe wir um die Spitze des alten Castells herum waren, warf ich noch einen Rückblick nach Norden, nach dem mächtigen Berg Pantokrator oder San Salvadore, welcher sich dort breitmächtig vorschiebt und das Bild abschließt; zwischen ihm und der Stadt Korfu erblicken wir die Insel Vido, vormals durch die Venetianer und die Engländer mit starken Festungswerken ausgerüstet, welche jetzt unter griechischem Regiment vollständig rasirt sind, so daß die Insel nicht mehr einen martialisch-drohenden, sondern einen trostlos-öden Anblick darbietet. Etwas hinter ihr liegt das Inselchen Lazzaretto, auf dem die Unglücklichen, welche es trifft, die Quarantäne abhalten müssen, die Jedem, der sie einmal erduldet, in schrecklicherer Erinnerung steht, als alle Stürme, Krankheiten und sonstige Schrecken des Meeres; und diese Erinnerung nimmt den Charakter der Erbitterung an, wenn man bedenkt, daß alle diese höchst kostspieligen Menschen-Quälereien wahrscheinlich ohne jeglichen Zweck sind; denn die Cholera z. B. — hier zu Lande schlechtweg die Krankheit (il morbo) genannt — pflegt nicht die geringste Notiz zu nehmen von diesen veralteten Gesundheitspolizei-Anstalten. Hinter Lazzaretto dehnt sich eine prachtvolle Bucht in das Land, zuerst von Osten nach Westen, dann von Norden nach Süden, ringsum eingeschlossen, mit alleiniger Ausnahme einer schmalen Einfahrt im Osten. Dies ist die Bucht von Govino, vormals der Haupthafen der Insel. Jetzt ist dieser schöne Hafen versaut und versandet. Aber imposant sind immer noch die Trümmer der alten Hafenanlagen, — der großen Umfassungsmauer, welche vormals den inneren Hafen

einschloß, — ihres prachtvollen Thores von der Landseite und ihrer verschiedenen Thürme, — der einzelnen von ihr eingeschlossenen Docks und Waaren-Niederlagen — und des, ebenfalls innerhalb derselben gelegenen dreischiffigen Arsenals, worin die venetianischen Galeeren und Galioten ihre Unterkunft fanden.

In dem Atlas zu der Beschreibung und Geschichte der vormals unter Venetianer-Herrschaft stehenden Inseln und sonstigen Territorien in der Levante, von dem damaligen französischen Residenten in Korfu, Andreas Grasset Saint-Sauveur, welches heutzutage rare, aber höchst interessante Werk im Jahre Acht der glorreichen Republik erschienen ist, — in diesem Atlas also finden wir als Beigabe zu Band I. S. 148 ein von dem jüngeren Herrn Grasset aufgenommenes Bild Vue du Port et Arsenal de Gouin. Es zeigt uns den Anblick von Govino am Ende des vorigen Jahrhunderts. Da sind nicht nur alle oben erwähnten Hafenanlagen, das Arsenal mit inbegriffen, in vortrefflichem Zustand, sondern hinter dem letzteren erhebt sich eine kleine Handelsstadt mit hohen steinernen Häusern, zwischen welchen stattliche Cypressen-, Orangen- und Olivenbäume emporragen. Heute, nach einem Zeitraum von dreiviertel Jahrhundert, ist diese Stadt gänzlich verschwunden; auf den Fundamenten derselben sind einige hinfällige Bauernhütten errichtet, deren Einwohner in Folge der Versumpfung des Hafens am kalten Fieber laboriren; zwischen den alten Mauern wachsen einige Weinstöcke, welche in Gefahr sind, von dem noch höher schießenden Gras überwuchert zu werden; und unter den alten verzopften und verschnörkelten Oelbäumen, dem Einzigen, was von der alten Herrlichkeit übrig, suchen Ziegen und Schafe ihre Nahrung, ohne Rücksicht auf ein Relief des Löwen des heiligen Marcus, über welches sie mit ihren scharftretenden Füßen hintrampeln. Diese kaum etwas mehr als ein Semisäculum alten Ruinen machen einen unendlich traurigen Eindruck; doppelt traurig, wenn man bedenkt, daß

sie unter englischer Herrschaft entstanden. Da die Engländer ihr ganzes Finanzsystem für die ionischen Inseln auf Eingangs- und Ausgangszölle basirten, und doch dieser Insel Korfu bis zu einem gewissen Umfang Freihafen-Rechte gewähren mußten, so gelangten sie consequenter Weise dazu, die ganze Insel, welche der vortrefflichsten Häfen so viele hat, oder wenigstens hatte, auf einen einzigen Hafen zu beschränken und alle anderen zu unterdrücken. Dieser alleinseligmachende Hafen ist also jetzt der Porto franco di San Nicolo in der Stadt Korfu. Zu seinen Gunsten mußte der Hafen von Govino, der von Kardakio, der von Kastrades, der von Kalikiopulo — letzterer ist der alte Hafen der Phäaken, an dessen Eingang das versteinerte Schiff des Ulysses liegt, jetzt von den Eingeborenen, welche auf ihre Homerischen Reliquien weniger stolz sind, als die Ithakesen, beharrlich die Maus-Insel genannt, wahrscheinlich ihres minimalen Umfanges wegen — mußten alle diese Häfen zu Grunde gehen. Die Bai von Kastrades bietet jetzt nur noch einen hübschen Spaziergang, die Bai von Kardakio einen (jedoch nur mittels der Barken benutzbaren) Badeplatz, und der alte Hafen der Phäaken dient jetzt keinem andern Zweck, als dem Fischfang. Und alle diese monopolisirende und hafenzerstörende Wirthschaft ist ein Werk des freihändlerischen seefahrenden England. Du stolzes England, freue dich.

Doch schließen wir nun den Rückblick auf die Stadt, das alte Castell, die öde Insel Vido, das pittoreske Inselchen Lazzaretto, den Pantokrata und den weiland so stolzen Hafen Govino. Werfen wir, bevor wir um die Ecke gehen, nur noch unserem Hotel, der Bella Venezia der Gebrüder Spiro und Dionysio Gazzi, einen dankbaren Blick zu.

Für gute Herberg' Tag und Nacht
Sei ihr ein Vivat-Hoch gebracht!

Du weißt, daß ich die Gewohnheit habe, unterwegs die Speisekarten zu sammeln, wobei ich den handschriftlichen

den Vorzug gebe vor den gedruckten und den mündlichen vor den handschriftlichen. Es geht nämlich mit den Speisekarten gerade so wie mit der Dichtkunst. Die Gedichte waren am besten, als man sie nur sang. Als man sie sprach, kamen sie in Rückgang. Als man sie schrieb, noch mehr. Als man sie druckte, vermochten sich nur noch die größten Genies über Wasser zu halten. Als man aber endlich gar den lovely-lyrischen Goldschnitt anwandte, drohte das große Diluvium, das man jetzt Sintfluth nennt, das aber bei unseren Vorfahren Sündfluth hieß — was mich anlangt, so gebe ich der letztgedachten Ausdrucksweise den Vorzug —über uns Alle hereinzubrechen, über die Poesie-Consumenten so gut wie über die Poesie-Producenten. Die Consumenten können sich zur Noth noch auf einen Ararat oder in eine Arche Noah retten, aber die Producenten werden in den von ihnen selbst geschaffenen Fluthen ersaufen und können sich noch nicht einmal gleich der Pompadour trösten mit dem Après nous le déluge!

Doch greifen wir dem göttlichen Strafgerichte nicht vor. Ich will sogar hier nicht einmal meine internationale Speise-Karten-Fahne entrollen. Sie ist nicht verständlich ohne einen Commentar, und dieser Commentar hat mit den Speisekarten selbst die Eigenschaft gemein, daß er sich mündlich besser ausnimmt als schriftlich — namentlich in einem Land, wo man so wenig Spaß versteht, wie in Deutschland — dem Vaterland des Hanswurst und des Till Eulenspiegel.

Aber in Betreff der Weinkarte kann ich mir unmöglich eine gleiche Zurückhaltung auferlegen. Die in griechischer Sprache abgefaßte Weinkarte der Bella Venezia in Korfu ist so interessant, daß ein philologisch-historisch-ethnologisch-volkswirthschaftlich-naturwissenschaftlicher Commentar zu diesem internationalen Schriftstück, in welchem sich die Einwirkungen aller europäischen Culturvölker nachweisen lassen — vorausgesetzt, daß darauf der nöthige Reichthum an Gelehrsamkeit aufgewandt würde, natürlich Anmerkungen, Literatur-Nach-

richten, kritische, hermeneutische, grammatische und polemische Excurse und Nachträge mit inbegriffen —, ein unsterblich welthistorisches Werk abgeben könnte. Natürlich wage ich nicht, mein leichtes Fahrzeug mit einem solchen Ballast zu belasten. Um dir aber einen Vorgeschmack dessen zu geben, was ein großer Gelehrter daraus machen könnte, gebe ich dir hier zunächst den Text, und dann den schwachen Versuch einer höchst unmaßgeblichen Verdeutschung. Den Text gebe ich mit diplomatischer Treue; ich erlaube mir nur, demselben fortlaufende Nummern vorzusetzen, um an diese Noth-Haken meine kleine Interpretation demnächst anhängen zu können.

Der Text also lautet, wie folgt:

1. ΟΙΝΟΙ ΚΑΙ ΑΛΛΑ ΠΟΤΑ.

2.	*Φράγκα*		*Φράγκα*
3. *Καμπανίτης ἑκάστη φιάλη* . . .	9.50	21. *Λάκριμα Κρίστη*	4.50
4. *Αγιος Γεώργιος* .	7.00	22. *Πατρῶν* . . .	3.00
5. *Σατὸ Λαφίδ* . .	7.00	23. *Ἀρκαδία λευκὸς* .	4.00
6. *Αγιος Ἰουλιανὸς* .	6.50	24. *Μεδὸκ τῶν Πατρῶν*	3.00
7. *Μεδόκ*	6.25	25. *Ὄφγερ Βορδὼ* .	5.50
8. *Βορδὼ*	6.25	26. *Μπακατόρερ* . .	5.50
9. *Κονιὰκ*	7.00	27. *Οἶνοι Κεφαληνίας*	2.00
10. *Ξέρες*	7.00	28. » *Ἰθάκης* .	2.50
11. *Πόρτου οἶνος* . .	7.00	29. » *Ζακύνθου* .	2.00
12. *Μαδέρας* . . .	6.00	30. » *Λευκάδος* .	1.25
13. *Μαρσάλλα* . .	3.00	31. » *Κερκύρας* .	1.50
14. *Κλαρέτος* . . .	3.00	32. *Ζύθος Ἀγγλικός*	2.00
15. *Μαλάγας* . . .	7.25	33. » *Βιέννης* .	2.00
16. *Αψίνθιος* . . .	8.25	34. » *Κερκύρας*	1.00
17. *Μαρασκίνιον* . .	7.00	35. *Καρακάος Ὀλλανδίας* . . .	12.00
18. *Βερμούτ* . . .	6.00	36. *Λεϊμονάτα* . .	0.50
19. *Πασσέρατα* . .	5.00	37. *Σόδα οὐώτερ* .	0.50
20. *Ἄστι Καμπανίτης*	5.00	38. *Γιγγίβερες* . .	0.30

Auf den griechischen Text folgt die Interpretation. Dieselbe gibt, und zwar unter Beibehaltung der von mir vorgesetzten Nummern, **zunächst** den griechischen Text, und zwar nach der euch geläufigen Aussprache des Altgriechischen (obgleich ich diese Aussprache durchaus nicht für die richtige halte, worüber ich wohl später einmal einige Andeutungen gebe), mit lateinischen Buchstaben wieder, sodann **zweitens** eine deutsche Uebersetzung, und endlich drittens, soweit es notthut und möglich ist, einige erläuternde Glossen.

Also:

1. Oínoi kai 'alla Póta, Weine und andere Getränke.

	Frcs.	Ctms. oder Oboli.
2.		
3. Kampanites, hekáste phiále . . . . . . [Champagner, eine jegliche Flasche.]	9	50
4. Hágios Geórgios, Saint George	7	—
5. Sató Lafíd, Chateau Lafitte	7	—
6. Hágios Juliános, Saint Julien	6	50
7. Medóc, Medoc	6	25
8. Bordó, Bordeaux (für Norddeutsche und Franzosen)	7	—
9. Koniák, Cognac (für englische Damen) . . .	7	—
10. Xéres, Sherry (die griechische Schreibweise ist hier die richtige)	—	—
11. Pórtu oínos, Portwein	7	—
12. Madéras, Madera (durch Spritzusatz für Engländer mundgerecht gemacht)	6	—
13. Marsálla, Marsala (desgleichen)	3	—
14. Klarétos, Claret, ein leichter Bordeaux mit englischem Façon	6	—
15. Malágas, Malaga (wie 12 und 13)	7	25
16. Apsínthios, Absinth (für Franzosen)	8	25
17. Maraskínion, Maraschino, ein sehr feiner dalmatiner Schnaps, welcher aus Sauerkirschen, hier Maraschi genannt, erzeugt wird	7	—
18. Bermút, Wermuth, ein mit Wermuth angesetzter Weißwein, kühlend, magenstärkend und deßhalb bei heißem Wetter zu empfehlen	6	—

	Frcs.	Ctms. oder Oboli.
19. Passerata, ein Essenzwein, der an das Passum der Alten erinnert, ein aus Trocken-Beeren gemachter dicker und süßer Wein	5	—
20. Asti Kampanítes, Asti-Champagner, auf Italienisch Asti spumante, ein in Ober-Italien gewonnener, leichter moussirender Wein (es gibt nicht nur weißen, sondern auch rothen)	5	—
21. LácrimaKristi, Lacrimä Christi (von einem Berliner, der kein Latein konnte, ‚Latrine Christi' genannt) .	4	50
22. Patrón, Patron, Wein aus der Umgebung von Patras, welche außerordentlich fruchtbar ist an Wein und Corinthen; der dortige Weinhandel, in den Händen einer deutschen Gesellschaft concentrirt, welche, wenn ich nicht irre, den Namen Achaja führt, ist als solid zu empfehlen	3	—
23. Arkadía Leukós, weißer Wein aus Arkadien, der Hauptweingegend der Halbinsel Morea	4	—
24. Medók ton Patron, ein rother Wein, bei Patras aus Medoc-Trauben erzeugt	3	—
25. Ofger Bordó, beide Worte, arg verstümmelt auf Griechisch, sollen einen bei Ofen, Pesth gegenüber, aus Bordeaux-Trauben erzielten Rothwein bedeuten	5	50
26. Mpakatórer, ein mir unbekanntes Wort, muß aber wohl ein griechisch ungeformtes ungarisches Wort sein	5	50
27. Oinoi Kephalenías, Wein von Cephalonia . .	2	—
28. „ Ithakes, „ „ Ithaka	2	50
29. „ Zakynthu, „ „ Zante	2	—
30. „ Leukádos, „ „ Santa Mavra .	1	25
31. „ Kerkyras, „ „ Korfu	1	50
Diese Weine der ionischen Inseln sind zu empfehlen; der beste ist der von Cephalonia und der von Ithaka, welcher letztere aber auch auf Cephalonia gewachsen ist, jedoch durch die an Odysseus erinnernde Benennung in den Augen des gebildeten Fremdlings ein besonderes Relief erhält.		
32. Zytos Agglikós, englisches Ale	2	—

	Frcs.	Ctms. oder Oboli.
33. Zytos Biénnes, Wiener Bier, oder richtiger gesagt, Schwechater, welches sich den ganzen Orient erobert hat, sogar die Türken trinken es mit besonderer Vorliebe, indem sie behaupten, es sei kein spirituoses Getränk, sondern blos Gerstensaft oder Malzextract; ebenso haben sie es für gut befunden, den Champagner für brausende Limonade zu erklären	2	—
34. „ Kerkyras, Bier von Korfu	1	—
35. Karakáos Ollandías, Holländischer Carracao . .	12	—
36. Leimonáta, Limonade	—	50
37. Soda uater, Soda-Wasser, in englisch-griechischer Wortfassung	—	50
38. Giggiberes, Ingwerbier, englisch Ginger-Beer, ein von den Engländern hier eingeführtes, mit Ingwer versetztes, stark moussirendes Bier, mäßig genossen bei der Hitze zu empfehlen	—	30

Ich hoffe, dich durch Obiges überzeugt zu haben, daß eine getreue Wiedergabe und Verdolmetschung der Weinkarte interessanter und lehrreicher ist, als eine bogenlange landschaftliche Schilderung, welche für Diejenigen, die selbst dort waren, überflüssig ist, und für die, welche nicht dort waren, nichts hilft. Ich wenigstens habe bei hunderten solcher Schilderungen die Gegend, wenn ich an Ort und Stelle kam, ganz anders gefunden, und habe daher schon lange darauf verzichtet, dergleichen zu lesen oder selber zu schreiben. Jo non sono pittore.

Wenn du mich nun fragst: Von welchem soll man denn trinken? so antworte ich dir mit Mephistopheles: Die Politik des Weins ist leicht zu fassen — Ihr durchstudirt die große und kleine Welt (die Weinkarte nämlich) — Um es am Ende gehen zu lassen, — Wie's Gott gefällt. Natürlich fällt es mir nicht ein, unsern Herrgott in so profane Dinge zu mengen. An die Stelle des Wortes Gott ist

vielmehr hier der Name der irdischen Vorsehung des Hotels zu setzen, also hier Signor Dionysio, welcher in der Bella Venezia die Repräsentation hat, während sein Bruder Spiro (Spiridione) in der Küche waltet. Wenn du also die Ueberzeugung hast, daß diese Vorsehung es gut mit dir meint und die nöthigen Kenntnisse hat, dann überläßt du am besten dich ganz ihrer Führung. In Ermangelung dessen aber trinke in der Regel Tischwein. Dieser ist im Zweifel nicht gerade der beste, aber immer der preiswürdigste; es ist der Wein, welchen die Eingeborenen trinken und welcher daher den climatischen und sonstigen örtlichen Verhältnissen am besten entspricht. Der gewohnheitsmäßige Griechenlandsfahrer trinkt auf dem Festlande sogar den dort üblichen Pech-Wein, vino resinato; zu dieser hohen Stufe der Acclimatisation habe ich alter rheingauer Zecher es aber noch nicht bringen können.

Eine schöne Sitte der dalmatinischen und griechischen Gasthäuser, namentlich auch auf Korfu, ist die, daß da, wo nicht überhaupt der Wein ganz gratis als vino franco verabreicht wird (in den altmodischen Locanden ist dies noch der Fall, und altmodisch ist in diesem Falle kein Vorwurf), deine Flasche in Permanenz erklärt wird. Dies ist nämlich so zu verstehen: Wenn du bei der heutigen Collazione (Frühstück) deine Flasche Wein nicht ausgetrunken hast, so erscheint dieselbe am Abend wieder bei dem Pranzo (Diner), und leerst du sie dann auch wieder nicht, so producirt sie sich morgen wieder bei der Collazione. Man hängt ihr ein zierliches Schildchen um mit deinem Namen oder mit der Nummer des Zimmers, und sie ist nun dein eigen, so lange bis du den letzten Tropfen getrunken. In der Zwischenzeit zwischen den verschiedenen Mahlzeiten wird sie gut aufgehoben und hübsch kühl gehalten. So entgeht dem Trinker kein Tropfen. Man erinnert sich unwillkürlich an das schöne rheinische Sprichwort: Lieber sich den Leib zersprengt, als

dem Wirth einen Tropfen geschenkt. Zugleich aber habe ich die volle Freiheit meiner Entschließung. Ich kann mir auch eine zweite Flasche kommen lassen, ohne mich der unangenehmen Alternative auszusetzen, daß ich sie entweder sofort ganz austrinken, oder den Rest im Stich lassen muß. Hier geht niemals etwas verloren.

Noch ein Wort über die griechische Weinkarte. Wenn du nach ihr bestellen willst, dann mußt du die Worte neugriechisch aussprechen; also nicht so, wie ich sie oben geschrieben. Die neugriechische Aussprache ist aber leicht. Man spricht das lange e (η), das υ oder y, das ei und das oi wie i aus, das ai wie è, das ou wie u, das au und das eu wie av und ev; dagegen lauten aï und oï, wenn sie mit einem Trema (Trennungszeichen) markirt sind, gleich a-i und o-i. Das b spricht sich wie ein lateinisches v, unser deutsches b kann man nur durch die Buchstaben mp ausdrücken, z. B. μπόρος, mboros, heißt βορος, boros. Das th (ϑ) wird stark aspirirt, wie im Englischen, und das z ist mehr dem s gleich. Im Uebrigen stimmt die Aussprache mit der deutschen, natürlich abgesehen von einzelnen Modificationen, die man nur bei dem Gebrauch lernt. Der Accent ist ganz derselbe, wie im Altgriechischen, er dominirt über das Princip der Länge und Kürze der Silben. Der spiritus asper wird zwar noch geschrieben, allein in der Regel hört man nichts von demselben. Nur die Einwohner von Ragusa, einer höchst interessanten Stadt, die, jetzt zu Dalmatien gehörig, von ihren glorreichen Erinnerungen als Republik zehrt und sich griechischer Herkunft rühmt, nennen sich mit scharfer Betonung des dem R beigegebenen spiritus asper Rhagusäer.

* * *

Unter diesen Betrachtungen sind wir denn vorbeigefahren an der Vorstadt Kastrades und dem alten, run-

den Thurm, welcher, auf einer scharf vorspringenden Spitze gelegen, dieselbe abschließt und Mulina a vento genannt wird; vorbei an dem Casino, an der Villa Reale, oder dem Sommer-Palast mit seinem bescheidenen Palazzino und dem prachtvollen Park, in welchem die unermüdlichen Schlingpflanzen üppig wuchernd die Bäume hinauf- und hinuntersteigen, eine Zeit lang, Schlangen gleich, auf der Erde hinkriechen und dann an einem andern Baume wieder emporklimmen, um den Baum anfangs zu beschatten und zu schmücken, dann aber, wenn sie stark und mächtig geworden, in ihren zudringlichen Umarmungen zu ersticken; vorbei an dem olivenreichen Winkel von Cardacchio (oder Kardakio), auf dessen Plateau ein unzweifelhaft antiker dorischer Tempel in Trümmern liegt, aus welchen man aber noch deutlich seine Construction und Säulenordnung zu erkennen vermag, während jetzt unterhalb des Tempels eine Quelle, die ohne Zweifel vormals jenem Heiligthum angehört, hervorquillt aus einem Mauerwerk, dessen Ursprung durch ein Relief des Venetianischen Löwen charakterisirt wird; vorbei an dem alten Phäakenhafen von Kaliopulo oder Paläopolis, der rechts von einem Vorsprung markirt ist, welcher Il Canone genannt wird, weil dort vormals eine den Eingang vertheidigende Batterie stand, und links durch jenes von zwei Mönchen bewohnte und mit höchst pittoresken Gebäuden und Bäumen decorirte Kloster-Inselchen, das die Gebildeten das versteinerte Schiff des Ulysses und die Ungebildeten Pontikonisi oder Mausinselchen nennen; vorbei an jenem Hafen, in welchem jetzt keine Schiffe verkehren, wohl aber der wohlschmeckende Fisch Branzino gefangen wird, und in welchem auf der linken (westlichen Seite) bei Cressida ein hübscher klarer Fluß mündet, der etwa 1000 Schritte weiter oben aus den Kalksteinhöhlungen hervorbricht, um eine Mühle zu treiben und sich dann nach kurzem Laufe in die See zu ergießen, — unzweifelhaft der Fluß, in welchem Prinzeß

Nausikaa ihre schmutzige Wäsche gewaschen, wie ich dir (zwar im Widerspruch mit der herrschenden Meinung, welche die reinliche Prinzessin an die schmutzige Mündung des Potamos bannen will, aber gestützt auf triftige Gründe und die Autorität des alten Homer und meiner korfiotischen Waschfrau) ein ander Mal nachweisen werde.

Die schon untergegangene Sonne läßt noch einen einzelnen lichten Goldstrahl über die mächtigen Cypressen des auf einem spitzen Berg gelegenen Kyriaki-Kirchleins erzittern; es ist ihr letzter Gruß; er dauert nur ein paar Minuten; die Insel Korfu liegt schon im Dunkel; die Berge des Festlandes verwandeln ihren tiefen Purpur in ein noch tieferes Schwarzblau, und nur noch die Sterne werfen ein zweifelhaftes zitterndes Licht auf das Meer und die Erde. Ich aber packe den liebenswürdigen Capitän des Dampfers unter den Arm und steige mit ihm hinunter in die Cajüte, um selband eine Flasche Chios zu trinken.

II.

Von Korfu nach Cephalonia. — Bittere Enttäuschung. — Das Cap Levkimo und die Sybota-Insel. — Zwischen diesen beiden nimmt der Peloponnesische Krieg seinen Anfang. — Die Seeschlacht zwischen den Korinthern und den Korfioten. — Der locale Charakter und die welthistorische Bedeutung des Peloponnesischen Krieges. — Thucydides und Homer. — Schliemann. — Die Springwurzel. — Paxo und Antipaxo. — Lixuri. — Argostoli. — Der Ursprung des Tschau.

Buona Mattina, Signor, ecco Cephalonia! (Guten Morgen, mein Herr, da ist Cephalonia!) schrie der Capitän, den Vorhang lüftend, in meine geräumige und hübsche Cabine.

Mille grazie, Capitano! rief ich entgegen und war sofort an dem runden Fenster, das ich die Nacht über offen gelassen. Der Anblick war traurig. Die Sonne war gestern zu prachtvoll untergegangen. Sie hatte auch in diesem südlichen Lande unsere rheinische Bauernregel bestätigt: Abends roth, Morgens Koth. Gott sei Dank, kennt man zwar nicht den Koth in dem freien Reich der Amphitrite, — wohl aber den bösen Scirocco. Ich weiß nicht womit ich es verdorben hatte — vielleicht damit, daß ich die griechische Weinkarte studirte, statt die Wunder der See anzustaunen — kurz, sie war übeler Laune. Der dem Schiffe entgegenkommende Wind warf nicht jene schönen azurblauen Wellen mit schneeweiß leuchtenden Kämmen auf, sondern schmutziggraue kurze Wasserstürze ohne jede regelmäßige Wogenbewegung. Der Himmel hatte eine bleierne Farbe und es strichen an demselben zerrissene und zerfaserte Segler der Lüfte hin, von welchen man nicht wußte, sind sie als Nebel oder als Wolken zu betrachten; für Nebel waren sie zu schwarz und für Wolken zu dünn. Und nun erst die Insel! Was ich von ihr sah, war ein trostloses Kalkfelsen-Gerippe, das steil und kahl in die See fiel, ohne auch nur ein fingerbreites grünes Ufer zu zeigen, und ohne irgend eine andere Vegetation zu verrathen, als hin und wieder einen niedrigen grünen Busch, von dem ich nicht ermitteln konnte, war es ein Wachholderstrauch oder eine wilde Myrthe, — hier das gewöhnlichste Unkraut der steinigen Berge. Mir fiel das Herz in die Schuhe. Wo war da die Pracht von Korfu geblieben, welche sich doch, je weiter wir nach Süden kamen, desto mehr steigern mußte? Der tausendjährige Oelbaum, mit den zopfartig durcheinander gewundenen Collectiv-Stämmen? Der üppige Orangenbaum mit schön duftenden Früchten? Die haushoch wachsende Aloe mit ihrem senkrechten Stengel und den kandelaberförmigen Armen, an deren oberem Ende die hellgelben Blüthen gleich Lichtern aufblitzten und glimmten?

Die indische Feige (Ficus indica), die den bescheidenen Beruf hat, die Grenzen der Grundstücke zu fixiren und während der futterarmen Zeit dem Vieh zum Fraße zu dienen, und die doch imponirt durch die dicken, malerischen, fetten, cactusähnlichen Blätter, welche eins aus dem andern entsprießen, an dem Rande der obersten und jüngsten aber die feinen blaßgelben Blüthen ansetzen, aus welchen sich die Feigen entwickeln, geschützt durch zierliche, aber gefährliche Stacheln, so dünn, daß man sie kaum aus unserer Haut herauszuziehen vermag, weil man sie zu erblicken mit unbewaffnetem Auge kaum im Stande ist?

Nichts, nichts von Alledem! Eine kahle, noch nicht einmal durch ihre Höhe imponirende Wand von gelblichen Kalkfelsen, eine bleierne Luft und gräuliche Wolken, — das war also, so dachte ich damals, Cephalonia, dem zu Liebe ich unterwegs Alles versäumt und verschlafen, was mir von 1875 her, wo ich die Reise mit einem griechischen Küstendampfer in umgekehrter Richtung, von Neu-Korinth über Patras, Zante, Paro und Antiparo nach Korfu machte, noch in ebenso lebhafter als angenehmer Erinnerung war.

Ich recapitulirte mir, was ich, wenn ich weniger hastig gewesen und bei Tag gefahren wäre, unterwegs hätte sehen oder wiedersehen können nach den Reminiscenzen meiner Fahrt von 1875.

Nachdem uns die Sonne angesichts des Kyriaki-Kirchleins (auf dem Mittelstücke der Insel Korfu gelegen) im Stiche gelassen hatte, steuerten wir an Gasturi und Benizza, an dem flachen Ende der Insel, vorbei, welche letztere in eine Art Schwanzflosse endet, die, nach Osten geschwungen, die rechtsseitige (nördliche) Flossenspitze, Capo Levkimo genannt, dem festländischen Cap Kalama entgegenstreckt, während die linksseitige, das weiße Cap, oder Capo Bianco geheißen, correspondirt mit den kleinen Sivota-Inselchen, die an der Murzo-Bai, dicht an dem Continent, liegen. Früher,

zur Zeit der alten Hellenen, hieß die größte derselben, welche jetzt San Nicola di Sivota genannt wird, einfach Sybota (*Συβοτα*, Sauinsel). Zwischen ihr und dem jetzigen Cap Levkimo, damals Leukimne geheißen, spielt der erste Act des Peloponnesischen Krieges, eines Krieges, von welchem schon Thucydides, der ihn miterlebt und beschrieben hat, sagt, daß er größer und merkwürdiger als die früher geführten war (was freilich wenig sagen will gegenüber unseren Völkerkriegen, die mit Millionen geführt werden), und daß er in der That für die Hellenen und einen Theil der barbarischen Völker, ja man kann fast sagen für einen sehr großen Theil der Menschheit zur gewaltigsten Erschütterung geworden.

Das Urtheil des Zeitgenossen hat die Weltgeschichte bestätigt. Dieser Krieg ist der Anfang jener Bewegung, welche die einzelnen Theile der alten hellenischen Welt aus ihrer Isolirung befreite und jene Vereinigung und Nivellirung derselben herbeiführte, die später zur Verschmelzung der griechischen mit der römischen Cultur geführt hat. Die beiden Hauptzweige, welche die ägyptische Cultur und Philosophie in Verbindung mit der persisch-baktrischen getrieben, nämlich einerseits die Griechische und andrerseits die Neu-Jüdische, vereinigten sich dann, um das Christenthum zu erzeugen, welches, getragen von den Schultern der Römer und später ihrer Cäsaren, sich die damals bekannte Welt erobert hat.

Von jener Seeschlacht zwischen den Korinthern und den Kerkyräern (sie fand 431 v. Chr. statt) schreibt Thucydides:

Als auf beiden Seiten das Zeichen gegeben war, stießen die beiderseitigen Flotten aufeinander. Beide waren aber mehr nach der alten unvollkommenen Weise ausgerüstet. Sie hatten viele Schwerbewaffnete auf Deck. Auch viele Bogenschützen und Lanzenträger. So kämpften sie. Die

Seeschlacht war erbittert, aber sie hatte mehr das Ansehen einer Landschlacht. Denn die maritime Geschicklichkeit blieb weit hinter dem Eifer zurück.

Die Kerkyräer zogen den Kürzeren. Die Korinther begaben sich mit den eroberten Schiffen nach dem Festlande zurück, wo das ihnen verbündete Heer der Barbaren stand; sie warfen in der Bucht zwischen der Insel Sybota und dem Festlande Anker, in einem verlassenen Hafen Thesprotiens, sagt Thucydides. Als die Korinther ihren Angriff erneuern wollten, kam die Flotte der Athener in Sicht, welche erschien, um nöthigenfalls ihren korfiotischen Freunden zu Hilfe zu eilen. Die Korinther hatten schon den Schlachtgesang zur Attake angestimmt; als sie aber die leichten und kriegsgeübten Schiffe der Athener erblickten, welche ihren alten schwerfälligen Kasten weit überlegen waren, ruderten sie, ohne die Schiffe zu wenden, nach rückwärts, bargen sich hinter Sybota und fuhren dann wieder heimwärts.

Die Korinther, welche in der Schlacht gesiegt hatten, errichteten ein Siegeszeichen (Tropaion) auf dem thesprotischen Festland, und die Korfioten, welche über die Heimfahrt der Korinther triumphirten, eines desgleichen auf der sybotischen Insel.

Dieser Hergang ist kennzeichnend für den Beginn des Peloponnesischen Krieges, welcher alsbald den Charakter eines Kampfes um die Herrschaft über sämmtliche griechische Städte, Territorien und Völkerschaften annahm — eines Kampfes, der geführt ward zwischen den beiden wetteifernden Vormächten, dem demokratischen Athen auf der einen und dem aristokratischen Sparta auf der andern Seite, oder richtiger gesagt zwischen dem von den Athenern gegründeten und von ihnen geführten Bundesstaat und der Kampfgenossenschaft (συμμαχία) Sparta's, d. h. dem Aggregat kleinerer Städte und Städtchen, deren erste Kriegsmacht Sparta war.

Jener Bundesstaat war mächtig zur See. Diese Kampf-

genossenschaft oder Symmachie war mächtig zu Lande. Und nun spielten sie lange Zeit Versteckens mit einander. Wo die Athener mit ihrer Flotte erschienen, zogen sich die Spartaner, und wo die Spartaner mit ihrem Landheer erschienen, zogen sich die Athener zurück. Allein bei der langen Dauer des Krieges konnte es unmöglich bei diesen einzelnen Attaken, welche mehr den Charakter der Piraterei und der Plünderung trugen, sein Bewenden behalten. Die Spartaner cultivirten die Marine und die Athener cultivirten das Landheer, Sparta wurde mehr demokratisch und in Athen trat in Folge der Verkommenheit der Demokratie und der dadurch verschuldeten Niederlagen eine kräftige aristokratische Reaction ein. So wurde denn durch diesen Krieg, welcher sich auf die beiderseitige Klientel und namentlich auch auf die Colonien, die eigentlich die Gelegenheitsursache des Kampfes um die Hegemonie bilden, nach allen Seiten hin ausdehnte, die Gegensätze neutralisirt; es wurde jene Nivellirung und Abschwächung vorbereitet, welche es möglich machte, daß nicht lange danach der jugendkräftige und ausdehnungslustige Volksstamm der Macedonier sich an die Spitze stellte, daß ein Aristoteles die Wissenschaft und ein Alexander die Wehrkraft Griechenlands zusammenfaßte und griechische Cultur über Asien und Afrika verbreitete. So kam die griechische Cultur in Berührung mit der jüdischen; aus dieser Zusammenwirkung des jüdischen Rabbi und des griechischen Philosophen ist dann das Christenthum erwachsen, welches seine Verbreitung über den Erdkreis dem römischen Reiche verdankt; denn das altrömische Reich hat den Begriff des allgemeinen Staatsbürgerthums in das Reine gearbeitet (dies dargethan zu haben ist das Verdienst Mommsen's, der dabei schwerlich an die Möglichkeit eines Most gedacht hat), und das Christenthum den Begriff des Menschenthums, der Menschheit, der Humanität, was freilich manche seiner officiellen Repräsentanten noch nicht recht begriffen zu haben scheinen.

Das Alles kommt uns in den Sinn, wenn wir bei den Sybota-Inseln vorbeidampfen. So ist hier überhaupt kein Winkel, der nicht die weiteste welthistorische Perspective eröffnete. Deßhalb gerade aber ist Griechenland kein Reiseziel für unwissende und ungebildete Leute, welche nichts essen und trinken, als was ihnen das kosmopolitische Hotel vorsetzt, und die nichts verstehen, als was ihnen vorgeplauscht wird durch irgend einen als Cicerone oder als Servo di Casa fungirenden Staarmatz, welcher mit dem Reisenden, den er führt, an Unwissenheit wetteifert. Wer nach Griechenland geht, der muß seinen Homer und seinen Thucydides mitnehmen. Kann er kein Griechisch, so greife er zu einer guten Uebersetzung. Es fehlt nicht an solchen, bei welchen wir das Original nur wenig vermissen. So empfehle ich z. B., was Thucydides anlangt, die deutsche Uebersetzung von Adolf Wahrmund (Stuttgart, Krais & Hoffmann, 1859) und die französische von Lévesque (Paris, Lefèvre, Charpentier, 1841). Ein solches Buch in der Tasche ist wie die bekannte Sprengwurzel des germanischen Mythus. Es erschließt große Gewölbe mit werthvollen Schätzen. An Schliemann z. B. scheint mir gerade das, weßhalb ihn Andere lächerlich machen, als der größte Vorzug, daß er, nicht angekränkelt von der Blässe des Zweifels, seinen Homer ernsthaft, orthodox und literalement nimmt. Du mußt glauben, Du mußt wagen! Nur ein Wunder kann Dich tragen.

Nun also haben wir Korfu und auch Sybota hinter uns und dampfen auf Paxo und Antipaxo zu. Die beiden kleinen Inseln haben von jeher ein Zubehör von Korfu gebildet und dessen Schicksale getheilt. Die größere derselben, Paxo, erreicht man von Norden her zuerst. Sie ist nur 8 Kilometer lang und höchstens 3 breit. Der Hauptort Porto Gajo mit seinen stattlichen steinernen Häusern macht einen freundlichen Eindruck. Er hat eine hübsche Rhede, auf welcher die Dampfer anlegen, und einen weithin strah-

lenden Leuchtthurm. Die kleinere Insel, Antiparo, scheint unbewohnt zu sein. Sie ist ein kahles Felsenriff. Mehr ein Scoglio (Klippe) als ein Eiland; ich habe trotz aller Anstrengung auf ihr noch keine Spur von Menschen — oder Cultur entdecken können. Höchstens treiben sich einige Fischer hier umher, und die Hirten der größeren Insel bringen ihre Ziegen und Schafe hierher, um sie nach der Weidezeit wieder zu holen.

Porto Gajo hat übrigens ein ganz respectables Alter. Es kommt schon in den Briefen des Apostel Paulus, des großen Heidenbekehrers, vor. Im Mittelalter hat man das Haus, worin Paulus während seines Aufenthalts auf Paxo gewohnt haben soll, niedergerissen und an seine Stelle ein Kirchlein errichtet, welches heute noch dasteht.

Ich hoffe diese Thatsache wird hinreichen, um dir so viel Interesse für Paxo (nebst Antiparo) einzuflößen, daß du mir gestattest, noch einige Notizen über die Geschichte und die Einwohner der Inseln hinzuzufügen, wäre es auch nur, um dir den Beweis zu liefern, daß hier in dem ionischen Meere auch das kleinste Inselchen seine Geschichte hat, und daß unsere Reise=Handbücher sehr Unrecht thun, wenn sie dieselbe mit vornehmem oder mit unwissendem Stillschweigen übergehen.

Die Geologen behaupten, Paxo und Antiparo hätten früher mit Korfu eine Insel gebildet, der Zusammenhang sei aber durch Erdbeben oder andere Naturereignisse unterbrochen worden. Die Beschaffenheit der Südspitze von Korfu und die der Nordspitze von Paxo unterstützen diese Vermuthung. Auch ist es auffallend, daß die ältesten griechischen und römischen Schriftsteller diese Inselchen gar nicht erwähnen, obgleich sie etwas größer sind als Sybota; vielleicht führten sie also noch zur Zeit des Homer kein abgesondertes Dasein. Die erste Erwähnung findet sich bei Plinius. Paxo hieß damals Erikusa. Wann und aus welchem Anlaß dieser Name mit Paxo vertauscht wurde, ist nicht zu ermitteln.

Damals war auch Paxo noch unbewohnt und wurde nur als Sommerweide für das Vieh der Kerkyräer benutzt.

Es scheint, daß die Besiedelung der Insel veranlaßt wurde durch jene Leute, welche ohne Erlaubniß Werthgegenstände holen, und durch die, welche ohne Erlaubniß Werthgegenstände bringen; ich meine, durch die Schmuggler und die Piraten. Ihnen bot die sichere Rhede, welche noch dazu durch ein vorliegendes Inselchen versteckt war, eine Stätte der Zurückgezogenheit, wo sie im geeigneten Augenblick, wie es im preußischen Kanzlei-Styl heißt, ‚latitiren' konnten,

Dem stillen Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht.

Es scheint aber auch, die Herren der Insel machten dem Dinge ein Ende. Denn wir finden hin und wieder altes Gemäuer, welches den Charakter ehemaliger Befestigungen trägt. Das erheblichste darunter ist ein Gebäude, welches aus den Zeiten der Neapolitaner herrühren soll. Es sind vier alte Mauern, welche ein Oblong umfassen, das von vier runden Eckthürmen flankirt wird. Die Einwohner nennen die Ruine den Betschemel oder die umgeworfene Bettstelle.

Später, in venetianischen Zeiten, stieg die Zahl der Einwohner der Insel auf etwa 7000. Einige darunter kauften sich in Venedig den Adel, und so producirte denn das an sich so sterile kleine Eiland sogar Conti und Cavalieri, welche in Venedig in das Goldene Buch eingetragen wurden. Noch reicher wurde die Insel an griechisch-orientalischen Priestern und Kirchen. Der letzteren hat sie, im Verhältniß zur beiderseitigen Bevölkerungsziffer, noch mehr als das so glockenthurmreiche Korfu. Auf Paxos hat nämlich jedes nur halbwegs anständige Haus auch seine eigene Kirche oder Capelle. An der Spitze der zahlreichen Geistlichkeit steht ein Protopapa, welcher von dem Erbischofe oder Archimandriten von Korfu ernannt wird. Die Geistlichen sind

in Griechenland überhaupt wie die Ziegen; sie wissen sich selbst auf dem sterilsten Boden in großer Zahl zu ernähren.

Der venetianische Proveditore auf Korfu ernannte für Paxo einen Capitano. Da im Uebrigen die Einwohner der Insel sich selber regierten, so hatte der Capitano nicht viel zu befehlen. Er mußte repräsentiren, für die venetianische Regierung die Hafen-Gebühren und Zölle erheben und die Cerniden commandiren, so nannte man nämlich die Miliz, welche aus den Eingeborenen sich gebildet hatte, um das Land gegen Piraten und sonstige Feinde zu verdeffendiren.

Anfangs legten die Vornehmen der Insel einen großen Werth auf die Würde des Capitano. Sie überboten sich in Bestechung des Proveditore, welcher die Stelle dem verlieh, der am meisten Oliven-Oel lieferte. Das Geschäft wurde ganz offen betrieben: do ut facias, wie man es heutzutage in der Türkei noch mit dem Backschisch macht. Später aber merkten doch die klugen und sparsamen Paxinoten, daß dabei wenig herauskam. Der Proveditore erhielt kein Oel mehr und überließ nun der Einwohnerschaft, einen Capitano vorzuschlagen, für welchen er sich die Bestätigung vorbehielt; und nun schlugen die Insulaner allemal einen Mann vor, den sie ein Bischen chicaniren oder ärgern wollten, indem sie ihm die Lasten und Ausgaben eines Amtes aufbürdeten, das nichts mehr eintrug. Vernunft wird Unsinn — Wohlthat Plage.

In dem Hafen von Porto Gajo hatte auch eine venetianische Kriegs-Galiote Station. Sie war commandirt von einem See-Capitän und bemannt mit sechzig Schiawoni. Diese Schiawoni, meistens Leute aus Istrien und Dalmatien, waren die Söldner der Dominante (so hieß Venedig damals). Die Galiote hatte die Aufgabe, Piraten abzuwehren, noch mehr aber, den Schmuggel zu bekämpfen, damit dem allerdurchlauchtigsten Senat der christlichen Republik die Zoll-Einnahmen nicht geschmälert werden. Jetzt

ist alle diese Venetianische Herrlichkeit schon lange zu Ende.

Mein Lloyd-Capitano verschaffte mir (das will ich hier mit deiner gütigen Erlaubniß en passant einschalten), während ich die oben gedachte Flasche Chier-Wein mit ihm ausstach, eine Auskunft, nach der ich schon lange vergeblich gefahndet hatte.

Bekanntlich hat sich unter den österreichischen Officieren eine Armee-Sprache ausgebildet, welche in ihrer Substanz deutsch, aber mit Fragmenten aus allen möglichen Sprachen der polyglotten Monarchie gespickt ist. Das Begrüßungs- und Verabschiedungswort lautet in dieser Sprache Tschau. Man erinnert sich seiner vielleicht von den anschaulichen Schilderungen des österreichischen Lagerlebens her, welche uns der kürzlich verstorbene F. W. Hackländer gegeben. Ich habe, gering veranschlagt, Hunderte von Leuten gefragt, was das Tschau heiße, und woher es komme. Kein Mensch wußte es, auch nicht die österreichischen Officiere. 'S ist halt die übliche Form der Begrüßung — weiß nicht, wo es herkommt — bin kein Sprachforscher, lautet gewöhnlich die Antwort. Nur mein vortrefflicher Capitän wußte es.

Es kommt von Eschiavo, Diener, welches Wort im Venetianer Dialect Tschau ausgesprochen wird. Tschau heißt also so viel, wie der sonst in Oesterreich überall landesübliche Servus. Es ist der militärische Servus. Uebrigens kommt das Wort, als venetianischer Dialect, schon in Boccaccio's Decamerone vor.

Ich hab' es bis jetzt dort nicht gefunden. Vielleicht ist ein Anderer glücklicher beim Suchen.

Doch zurück nach Paxo. Die heutigen Einwohner dieser Insel sind außerordentlich fleißig. Sie haben weit und breit das beste Olivenöl, — eine Folge der Sorgfalt, welche sie dem Baum und seinem Product angedeihen lassen. Die jungen Oelbäume sind hier, ein jeder einzeln, mit einem

hohen runden Steinwall umgeben, welcher sie vor dem spitzen Zahn der gefräßigen Ziege beschützt. Innerhalb des Walles wird gedüngt. Auch hier wechseln die guten und schlechten Jahre regelmäßig mit einander ab; immer ein Jahr der reichlichen Ernte und dann eins, in welchem sich der Olivenbaum ausruht. Das Oel verwahrt der Paxinote in einer wasserdichten Cisterne, die er in den gewachsenen Felsen gehauen und mit einer schweren Steinplatte bedeckt hat.

An den Stellen der Insel, wo der Wind zu stark ist, um den Oelbaum aufkommen zu lassen, pflanzt er den Weinstock. Auch für diesen gräbt er Löcher, worin er die Dammerde sammelt, und dann muß er noch Canäle in den Felsen hauen, welche die Wassergüsse abführen, damit sie nicht die gesammelte Dammerde wegreißen. Ich führe das an, um zu beweisen, daß der Satz: Alle Südländer sind faul, falsch ist und daß man sich hüten muß vor dieser unüberlegten Art des Generalisirens.

In Folge dieses Fleißes ihrer Bewohner sieht die an sich sterile Insel recht hübsch aus. Die nicht in Dörfer vereinigten, sondern vereinzelt liegenden, blendend weiß angestrichenen Bauernhöfe schauen recht schmuck unter den mächtigen Oelbäumen hervor und die Rebe läßt ihr grünes Band lustig um die grauen und rothen Abhänge wehen. Der Paxinote ist stolz auf seine Insel.

Unser Paxo, sagte mir ein alter Contadino, hat den heiligen Paulus mit gebührender Ehrfurcht aufgenommen und dafür die gebührende Belohnung empfangen. Der heilige Apostel hat Allem, was giftig ist, verboten auf unserer Insel zu leben oder zu wachsen. Wir haben keine giftigen Pflanzen und Kräuter, keine giftigen Thiere, keine Schlangen noch sonstiges Gewürm hier; und wenn man dergleichen hierher verpflanzt, so crepirt es zur Stunde. Aber damit nicht genug: unser Eiland heilt auch Alles, was vergiftet ist. Auf unserer großen Nachbarinsel Santa Maura gibt

es allerlei giftig Gewürm, und wenn Einer davon gebissen ist, braucht er nur auf unsere Insel herüber zu kommen, dann verliert das Gift seine Wirkung. Ja, man sagt sogar, er brauche nur auf Santa Mavra selbst so hoch hinaufzusteigen, daß er von dem Berge aus Paxo erblicke, dann pflege schon das Gift zu verlöschen und die Wunde ihre Ränder zu schließen.

* * *

Ich habe schon erzählt, daß die alte Mutter Thetis ungnädig war, als ich mich der Insel Cephalonia näherte, namentlich während wir die Halbinsel Misochoria entlang fuhren. Am Cap Akroterion wandte sich der Dampfer, der bisher südlich gefahren, nach Osten, indem er zwischen diesem Cap und dem Inselchen Vordiani hindurch in den großen Livadi-Busen hineinfuhr, und zwar anfangs direct gegen Norden. Hier zeigte sich links eine Stadt von etwa 5000 Einwohnern, mit einer schönen Werft und einem langen säulengeschmückten Gebäude.

Das ist wohl Argostoli? fragte ich den Capitän.

Ach, wo denken Sie hin! Das ist ja blos Lixuri, die zweite Stadt. Argostoli ist die Hauptstadt der Insel und hat wenigstens noch einmal so viel Einwohner, schöne Häuser und prachtvolle Promenaden den Strand entlang. Wenn wir noch zehn Minuten weiter gefahren, öffnet sich rechts eine kleine Bucht, d. h. klein im Verhältniß zu dem großen Livadi-Busen. Da liegt Argostoli auf dem westlichen Ufer der sich von Süden nach Norden öffnenden Bucht. Schade, daß es heute so trübe ist. Sonst gewährt das Argostoli einen lachenden Anblick. Fruchtbare Ufer und darüber gewaltige Berge. Vor Allem der Monte Nero, der über 5000 Fuß hat, aber heute in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt ist. Da müßten Sie hinauf. Ist das schön!

Das Wetter wird gut werden. Der Scirocco tobt sich heute noch aus. — —

So kamen wir vor Argostoli, wo das Schiff von zahlreichen Kähnen umringt ward, die sich die Priorität, die Passagiere, das Gepäck, kurz Alles streitig machten. Von irgend einer polizeilichen Ordnung keine Rede. Der reine Krieg Aller gegen Alle. Aber höchst ergötzlich. Wie ein Kahn den andern ängstigte, bedrängte, wegstieß, festklemmte, hinausmanoeuvrirte, oder sonstwie ecclipsirte, wie die Leute an Bord kletterten unter Verschmähung jeglicher Treppe oder Leiter, wie sie das Gepäck balancirten und mit einer Geschicklichkeit hinunter ließen, wie sie einander schimpften, verhöhnten und neckten, und doch Alles mit einer gewissen Grazie, als ging's nicht um Erwerb, sondern um ein Spiel, eine Naumachia, ein Schifferstechen. Dabei das tolle Tanzen der Kähne und die höllische Angst der Passagiere, — es war zum Malen schön. Als alter Turner wußte ich mir zu helfen. Ich war der Erste, der in einen Kahn und an das Land kam. Sei mir gegrüßt, Cephalonia! ich hoffe, daß du mir bald ein freundliches Gesicht machst.

Ithaka.

Juli 1877.

I.

Eine Leiche an Bord. — Der Weg nach Ithaka. — Die Bucht von Samos. — Die Fahrt über den Canal von Viscardo. — Hohle See. — Eine Boraska. — Endloses Laviren. — Gestaltung der Insel Ithaka. — Ameise, Schmetterling oder sonst was. — Der Neïton im Süden, der Heriton im Norden, der Aïton in der Mitte. — Lag die Stadt der Achäer und das Haus des Odysseus oben oder unten? im Norden oder in der Mitte? — Zweifel an der Richtigkeit der jetzigen Nomenclatur der Ithakesen und an der Identität des jetzigen Ithaka mit dem des Homeros. — Zur Geschichte des Homer. — Plutarch. — Pope. — Friedrich August Wolf und die Göttinger Würste. — Schiller. — Der Weg vom Zweifel zur Wahrheit. — Keine Homeriden, sondern ein persönlicher einheitlicher untheilbarer Homeros, der seine Gesänge aufschrieb.

Ich sitze hier auf dem Tritone, von welchem mir der Agent des Lloyd in Korfu, als ich Billet bei ihm nahm, ausdrücklich versicherte, er sei kein schnelles Schiff, und dies bestätigt sich. Wir werden wenigstens unsere drei Tage brauchen bis Triest. Gesellschaft ist wenig. Denn wir haben eine Leiche an Bord, die eines jungen deutschen Officiers, welcher in Korfu, wo er eine climatische Cur durchmachte und seine kranke Brust zu heilen gedachte, durch den Tod von allen Leiden erlöst ward; er wollte in deutscher Erde ruhen. Die Touristen und Fremdlinge in Korfu aber, welche nach Triest strebten, zogen es vor, das nächste Schiff abzuwarten, mit einer Leiche zu fahren bedeute Unglück. So

gab denn ich allein dem deutschen Landsmann das Geleite, und ich hörte aus dem Munde der Schiffsleute, welche nicht wußten, daß ich ihre Sprache verstand, ich sei dessen Oheim, wogegen ich nichts einwandte.

Ich will nun diese drei Tage benutzen, um meine Reise-Eindrücke von der Insel des Odysseus zu Papier zu bringen, ehe sie verduften; denn an Ort und Stelle habe ich kein Wort aufgeschrieben, weil ich mich zu gut unterhielt und zu viel zu sehen und zu hören hatte.

Du kannst nach Ithaka auch mit einem jener griechischen Küstenfahrer gelangen, welche von Neukorinth gen Westen fahren, durch den Golf von Korinth, vor Patras und Missolunghi, sowie an den ionischen Inseln und dem akarnanischen Festland anlegend. Auf Ithaka werfen sie Anker vor der Hauptstadt Vathy, auf der Ostseite der Insel. Diese griechischen Dampfer sind besser als ihr Ruf. Wenigstens glaube ich, daß mein verehrter Freund und Gönner, Max Schlesinger in London, sie ein wenig zu schlecht gemacht hat.

Da ich aber einmal auf Cephalonia war, so zog ich es vor, die Fahrt von dem Osten dieser Insel nach der Westküste von Ithaka mit einem Segelboot zu machen, das ich mir in Samos nahm, um über den Canal von Viskardo zu setzen. Aber ich hatte ein wenig Unglück. Die See ging sehr hohl, wir wurden gehörig hin- und hergeworfen, ohne viel von der Stelle zu kommen. Die Bucht von Samos läuft nach Süden in das Land hinein. Wir kreuzten zuerst an der westlichen Seite, nach der Spitze der Hagia Euphemia zu, und dann auf der östlichen, nach dem Cap Chelia zu, welches sich der südlichen Spitze der Insel Ithaka, genannt die Spitze des heiligen Andreas, entgegenstreckt. Dann setzten wir von der Chelia-Spitze nach der Andreas-Spitze hinüber, wobei uns eine nordwestliche Boraska, die sich plötzlich erhob, recht ordentlich packte, jedoch

um alsbald wieder zu erlöschen. Wir waren nun allerdings an der südwestlichen Seite von Ithaka, mußten aber nach der Westküste der Insel, nach deren Mitte, wo sie eine Wespentaille hat und wo sich ein kleiner Molo öffnet. Von hier steigt man zu Fuß über diesen schmalen Steg bis zur Ostküste, wo sich eine mächtige Bucht öffnet, der man so lange folgt, bis man an den Hafen gelangt; dieser bildet einen südlichen Ausläufer der Bucht und an seinem südlichen Ende liegt Vathy.

Wir waren etwa um drei Uhr Nachmittags in dem Hafen von Samos (auf Cephalonia) unter Segel gegangen; aber als wir an die Südwestseite von Ithaka kamen, war es schon Abend. Ich hatte im Grunde genommen gar nichts gegen den Zeitaufwand. Denn das Meer und die Inseln zeigten sich in ihrem vollen Glanze. Die Bucht von Samos öffnete sich immer schöner; da unten das Kloster, darüber die Trümmer der alten Burg; rechts das freundliche Städtchen, hinter welchem sich ein gut angebautes Thal landeinwärts zog, das fruchtbarste von Cephalonia; darüber ein mächtiger Berg ganz überdeckt von dichtem grünen Strauchwerk, in welches die Wildwasser einzelne gelbe Runsen gerissen. Als wir uns mehr von der Insel Cephalonia entfernten, erhob sich über dem grünen Berge ein größerer grauer, mit schwarzer Spitze, welcher jenen weit überragte. Es war jener Complex von Bergen, welcher den ganzen südöstlichen Theil der Insel Cephalonia durchzieht und Monte Nero, Schwarzberg, genannt wird von der prachtvollen dunklen Pinie (pinus cephaloniensis), welche seine obersten Höhen bedeckt. Je mehr die Entfernung wuchs, desto mehr hob sich der Monte Nero, bis er endlich mit seiner gewaltigen, über 5000 Fuß hohen Spitze das ganze Bild beherrschte, das sich uns darbot. Auch Ithaka präsentirte, von der Mitte des Canals Viskardo gesehen, vollständig seine westliche Küste. Man konnte sonach das ganze Profil der

Insel übersehen, welche durchschnittlich nur eine geographische Meile breit ist. Sie besteht aus zwei Hauptmassen, welche in der Mitte durch einen schmalen Steg verbunden sind. Der südliche Brocken hat eine annähernd runde Gestalt; der nördliche aber, welcher der größere ist, ist mehr in die Länge gestreckt und verläuft in zwei Zungen, wovon die eine, in das Cap Exoï (eigentlich ἐξοχή) auslaufend, der nördlichsten Spitze der Insel Cephalonia parallel läuft, während die andere, in das Cap Marmaka auslaufend, sich den beiden südlichen Spitzen der Insel Santa Mavra entgegenreckt; die westliche von diesen beiden Spitzen zeigt uns den viel besungenen leukadischen Felsen, von welchem herunter die Dichterin Sappho ihren verliebten Salto mortale gemacht haben soll. Heute nennen ihn die Griechen das Gebirge der Frau (Sappho) und die Italiener das Ducaten-Cap, Capo Ducato.

Die in Obigem skizzirte Gestalt der Insel Ithaka gibt Anlaß, dieselbe zu vergleichen mit der Figur eines in der Mitte stark geschnürten Insectes, das seine beiden Fühlhörner nach Norden ausstreckt, also einer Ameise etwa. Man findet diese Vergleichung in allen Büchern. Um sie aber zu glauben, muß man etwas von der Phantasie des Polonius haben, welcher von einer und derselben Wolke in einem Athem behauptete, sie habe die Gestalt eines Wiesels und die eines Kameels. Das Insect lasse ich zur Noth gelten, aber es ist ein Schmetterling, welcher in der Mitte, von vorn gesehen, den Kopf zeigt, in Gestalt jenes kegelförmigen Berges, der den genannten Steg beherrscht und auf seinem Scheitel jenes eigenthümliche Mauerwerk zeigt, welches man die Burg des Odysseus nennt. Von diesem Mittelpunkt aus erstrecken sich dann nach beiden Seiten die Schmetterlingsflügel, wobei man sich freilich, da jedes Gleichniß hinkt, auch gefallen lassen muß, daß der rechte Flügel (der nördliche) etwas länger und etwas stärker ausgezackt

ist, als der andere, der linke oder südliche Flügel. Das Gebirge des südlichen Flügels nennt man den Neïon, das des nördlichen den Neriton oder Nerito, den Berg über dem Steg und die Bucht an demselben den Aïtos, und endlich die nördlichen Ausläufer die Anaguglia. Der östliche Ausläufer des Nerito heißt nicht Cap Ilias, wie auf den Karten steht, sondern der Berg des heiligen Elias.

Von dieser Seite gesehen, zeigt die Insel wenig oder gar keine Spuren der Cultur, während dies an der östlichen und nördlichen Küste ganz anders ist. Dies ist keine Laune der Einwohner und kein Spiel des Zufalls. Vielmehr ist von Natur der nördliche Theil der Insel weit mehr begünstigt, und schon dieser eine Umstand spricht lauter als alle gelehrten Deductionen dafür, daß die Stadt Ithaka und das Castell des Odysseus, der ja bekanntlich vor Troja nicht blos die Ithakesen führte, sondern auch die Männer und Schiffe der übrigen Inseln und des benachbarten Festlandes commandirte, nicht im Süden oder in der Mitte der Insel, sondern in dem von der Natur bevorzugten Norden oder Nordosten lagen. Jedenfalls lagen sie nicht auf der höchsten Spitze jenes westlichen Berges. Dies beweist schon ein Umstand: Als Telemachus die Volksversammlung berufen, um Beschwerde gegen die Freier zu führen, da sandte, als ein den Freiern verhängnißvolles Zeichen,

Der donnernde Gott des Olympos
Ihm zwei Adler im Fluge herab von dem Haupte des Berges.
Anfangs schwebten sie sanft einher im Hauche des Windes,
Einer nahe dem andern mit ausgebreiteten Schwingen;
Aber sobald sie zur Mitte des tosenden Marktes gelangten,
Schwebten sie kreisend umher mit gewaltigem Schwunge der Flügel,
Schauten auf Aller Scheitel herab und drohten Verderben;
Ringsum Wangen und Hälse sich dann mit den Klauen zerfleischend,
Stürmten sie rechtshin fort durch Ithaka's Häuser und Festen —.

Hätte die Burg des Odysseus auf der höchsten Spitze des Berges gelegen, so hätten die Adler nicht hinab-, sondern hinauffliegen müssen. Wer die Odyssee mit Aufmerksamkeit liest, der wird die Ueberzeugung gewinnen, daß die Stadt der Achäer unten lag, umgeben von angebautem und fruchtbarem Lande, und daß das Castell des Odysseus nicht allzu weit entfernt von der Stadt auf einer mäßigen und schon aus einiger Entfernung sichtbaren Anhöhe lag, welche Höhe jedoch überragt wurde von den größeren Bergen, auf welchen die Adler horsteten. Daß das Castell gerade auf der obersten Spitze gelegen haben müsse, ist eine Vorstellung aus der Zeit der Kanonen. Auf der jetzt so genannten Burg des Odysseus ist auch weit und breit kein Platz für die Stadt der Achäer, welche doch nahe dabei lag. In jenen nördlichen Gegenden sind denn auch vorzugsweise die hellenischen Alterthümer ausgegraben worden, und ich bin überzeugt, ein so fündiger Mann, wie Herr Schliemann, würde noch mehr daselbst finden. Zugegeben werden muß, daß die jetzigen Namen schnurstracks gegen obige Annahme sprechen. Allein sie beweisen gar nichts, weil sie keine Continuität der Ueberlieferung und folglich keine Autorität für sich haben. Denn es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß die ganze Insel während einer langen Zeit des Mittelalters — es waren wenigstens anderthalb Jahrhunderte — vollkommen unbevölkert war, da die Einwohner durch Krieg, Pest und Hungersnoth vernichtet und der Rest derselben ausgewandert war. Danach ist denn Ithaka später vom Festlande und den übrigen Inseln aus erst wieder neu besiedelt worden, und Freunde der homerischen Dichtung haben dann die in der letzteren vorkommenden Namen nach Gutdünken auf die einzelnen Theile der Insel angewandt, vielleicht in ähnlicher Weise wie der Schulmeister Agesel in Immermann's Münchhausen einzelne Partieen im Parke des alten Baron mit spartanischen Namen belegt hat. Daß die Austheilung nicht

das Rechte getroffen, haben einzelne Schriftsteller unzweifelhaft nachgewiesen. Einer ist aber in seinem kritischen Eifer so weit gegangen, daß er behauptet, das heutige Ithaka sei überhaupt nicht jene Insel, auf welcher der Anfang und der Schluß der Odyssee spielen. Das ist aber offenbar zu weit gegangen. Der englische Schriftsteller Wordsworth hat diese Negation, welche der deutsche Philolog Voelker in seiner Geographia Homerica mit Geist und Gelehrsamkeit vertheidigt, siegreich widerlegt und den Ithakesen ihren Odysseus und ihre Penelope gerettet. Und sie bedürfen derselben, denn im Uebrigen spielt Ithaka in der Geschichte keine besondere Rolle, sondern ist nur der Trabant von Cephalonia, dessen Schicksale es theilte.

Schon im Alterthum hat man über Ithaka und über den Aufenthalt des Vaters Homeros auf der Insel allerlei zusammengeschrieben. Wir finden darüber Einiges in Plutarch's Abhandlung über die Musik; und der englische Dichter Pope, der Uebersetzer des Homer, hat sich in seinem Essay über das Leben des Homeros die Mühe gegeben, das Alles mit großer Gewissenhaftigkeit, gleichsam als historisch, zusammenzustellen. Nach diesem Mythos soll Homer in Smyrna eine Dichterschule gehalten haben, etwa eben so, wie später Hans Sachs eine solche in Nürnberg. Ein gewisser Mentes aus Leukadia (jetzt Santa Mavra) hat, während er mit seinem Kauffahrteischiff vor Smyrna im Hafen lag, ihn dort kennen gelernt und ihn bewogen, mit ihm auf Reisen zu gehen. So fuhren sie zuerst nach Spanien, dann wieder nach Leukadia. Bei dieser Gelegenheit besuchte Homer auch Ithaka, wo er einen Schiffsrheder Mentor kennen lernte und von ihm die Geschichte von Odysseus und Penelope hörte. Von Ithaka kam Homer nach Korfu oder Scheria, dem Lande der Phäaken. Dort lernte er den Demodokos kennen, welcher ihm von dem trojanischen Krieg erzählte. Endlich soll damals auch ein gewisser Phemios auf Ithaka gelebt und die Rückkehr

der griechischen Fürsten (Häuptlinge) von Troja besungen haben. Von diesem Mentor, Demodokos und Phemios soll Homer den Stoff zu seiner Iliade und Odyssee bezogen, und aus Dankbarkeit soll er deren Namen durch seine Dichtungen unsterblich gemacht haben.

So hat man im Alterthum einen Mythus componirt, um die Identität des Verfassers der Odyssee und der Ilias festzustellen und die einheitliche Person des Homeros zu retten, während Friedrich August Wolf wieder bestrebt war, den Sänger in ein paar Dutzend Homeriden zu zersplittern und ihm sein persönliches Dasein streitig zu machen, so daß der gute Schiller nicht wußte, wem er die Göttinger Mettwürste geben sollte, die Professor Heyne von da für den Dichter der Ilias eingeschickt hatte, und den Schmerzensschrei ausstieß:

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen.
Der sie schickte, der hat sich nur auf Einen versehn!

Was mich anlangt, so habe ich, seitdem ich die Ilias und die Odyssee mit Verstand gelesen, niemals an der einheitlichen und untheilbaren Person des Dichters gezweifelt. Namentlich die Odyssee ist so kunstvoll componirt, daß es absolut unmöglich ist, ein solches organisches Ganze aus den Lappen zeitlich und örtlich getrennt entstandener Gesänge einer beliebigen Anzahl von Rhapsodien zusammenzuflicken. Selbst ein Wolf würde das nicht fertig gebracht haben.

Ich bin weit entfernt, die Verdienste F. A. Wolf's zu bestreiten. Der Zweifel hat stets seine Berechtigung und die Kritik ist immer vonnöthen. Ein geistreicher Franzose sagt: Der Zweifel ist der Vater der Wahrheit, wie die Reue die Mutter der Besserung. Aber man darf deßhalb nicht lediglich bei dem Zweifel und der Reue stehen bleiben, sondern muß verlangen, daß Beide ihre Früchte tragen.

Vor Allem verwerflich ist jene Modekrankheit des Zweifels, welche in Deutschland bis zur absoluten Kritik der kritischen Kritik bereits vorgedrungen war, als endlich die gebildete

Welt begann, den Geschmack daran zu verlieren. Es erschien damals ein jetzt mit Unrecht vergessenes Büchlein, worin mit nicht zu verachtenden Gründen nachgewiesen war, daß Napoleon (der Erste natürlich, von dem sogenannten Dritten wußte man damals noch nichts) niemals existirt habe, sondern daß er, sowie seine Mutter Lätitia, welche mit der Latona identificirt ward, und die ganze Schaar der Napoleoniden nur eine mythische Personification von Sonne, Mond und Sternen sei.

Mit Beschämung erinnern wir uns heute daran, in welcher Tonart unsere Vorfahren (selbst sonst verdienstvolle Gelehrte nicht ausgenommen) von Herodotos, dem Vater der Geschichte, sprachen, als von einem alten Schwätzer oder gar Lügner, welcher Jagdgeschichten à la Münchhausen erzähle. Heute wissen wir, daß unsere Vorfahren nur deßhalb über Herodot spotteten, weil sie unwissender waren, als jener. Unsere neueren Entdeckungen, namentlich in Afrika, haben uns belehrt, wie richtig der Vater der Geschichte berichtet; nur mußten wir, um dies zu erkennen, zuvor wieder entdecken, was die Alten längst wußten.

Ich will mich hier, auf den Wogen der Adria, wo mein ganzer gelehrter Apparat auf den griechischen Text des Homer und des Thucydides beschränkt ist, nicht in diese, dem großen deutschen Publicum leider so fremden Fragen (für die man sich in England z. B. weit mehr und mehr in weiteren Kreisen interessirt) vertiefen, mich vielmehr auf ein paar kurze Andeutungen beschränken, welche mein leichtes Fahrzeug nicht mit allzu schwerer Belastung bedrohen.

Veranlaßt durch den rein zufälligen Umstand, daß vorzugsweise gerade athenische Schriften bis auf uns gelangt sind, hat das moderne Europa die vor- und außerathenische Cultur in einem bedauernswerthen Grade ignorirt. Man hat jene Zeiten, welche Homer besang, und die Zeiten, in welchen er lebte, entweder für ziemlich culturlose gehalten

oder sie für eine Cultur-Oase ausgegeben, mitten in der vorausgegangenen und nachfolgenden Wildniß. Namentlich hat man behauptet, daß zur Zeit des Homer die Griechen die Schrift noch nicht gekannt hätten, und auf dieser Voraussetzung ruht im Wesentlichen die ganze Beweisführung von Friedrich August Wolf, welcher den Homer in eine generatio equivoca von Homeriden verwandelt.

Die Wahrheit ist, daß sich in der alten Geschichte das Zeitalter Homer's und seiner Helden zu den classischen Zeiten verhält, wie in der Geschichte der westeuropäischen Welt das Mittelalter zu der neuen Geschichte. Wie das Mittelalter seine höchste Blüthe und zugleich den Keim seines Todes in den Kreuzzügen findet, so das griechische Heldenzeitalter in dem Krieg gegen Troja; und es hat in der antiken griechischen Geschichte so wenig zu irgend einer Zeit einen Hiatus gegeben, wie in unsrer modernen. Es ist um so auffallender, wie dies verkannt werden konnte, da wir ja schon bei Thucydides eine klare und richtige Auffassung des Sachverhalts finden. Er betrachtet die Erzählung vom trojanischen Krieg als historisch und deducirt in kritisch-pragmatischer Weise, wie Agamemnon, welcher der

Inseln viele beherrschte und sämmtliche Gaue von Argos,

eine nach damaligem Maßstabe ansehnliche Flotte gehabt haben müsse und wahrscheinlich durch dieses maritime Uebergewicht die andern Häuptlinge genöthigt habe, sich an dem Unternehmen gegen Troja zu betheiligen, indem er hinzufügt:

„Man darf hier nicht ungläubig sein und mehr nach dem jetzigen Aussehn der Städte (Mykenä war damals klein) als nach der wirklichen Macht urtheilen wollen, sondern wir sind genöthigt, anzunehmen, daß der Kriegszug gen Troja alle früheren an Großartigkeit übertroffen habe, wenngleich er hinter den jetzigen Kriegen zurückbleibt (I, 10)."

Zugleich erörtert Thucydides sehr praktisch (er war

selbst Militär), daß der Krieg hauptsächlich wegen der Proviantschwierigkeiten volle zehn Jahre gedauert; die Griechen hätten deßhalb nicht so viel Mannschaft mitnehmen können, wie sie hatten; und nachdem sie vor Troja eine Schlacht gewonnen, hätten sie daselbst ein verschanztes Lager errichten und Detachements nach dem thrakischen Chersonnesos und auf See schicken müssen, um dort durch Ackerbau und hier durch Seeräuberei für die in dem Lager Zurückbleibenden den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen; so hätten es denn die Trojaner immer nur mit den jeweils Zurückgebliebenen, also immer nur mit einem Theil der griechischen Streitmacht, zu thun gehabt und dadurch habe sich die Sache in die Länge gezogen. Thucydides zweifelt nicht an der Zuverlässigkeit der homerischen Darstellung, nur bemerkt er, daß der Dichter natürlich Alles in's Große und Schöne ausgemalt habe. Das versteht sich von selber.

Wer das Troer-Land bereist hat (ich appellire hier an die Autorität von Moltke in seinen berühmten Briefen, von welchen dieser Tage eine neue Auflage erschienen, mit dem Bildniß des berühmten Verfassers, wie er damals, d. h. vor vierzig Jahren, ausgesehn hat, so schreibt man mir aus der Heimath), wer mit der Odyssee in der Hand die Inseln Ithaka und Korfu (Scheria) bereist hat, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß Homer den Schauplatz seiner Dichtungen entweder (und das ist das Wahrscheinlichste) mit eigenen Augen gesehn oder wenigstens in ähnlicher Weise kennen gelernt hat, wie Schiller den Schauplatz seines großartigen Drama's Wilhelm Tell, welchen Schauplatz ihm bekanntlich Goethe geschildert.

Kommen wir aber zur Frage der Schrift, so ist seitdem, d. h. seit dem Erscheinen der Prolegomena von F. A. Wolf, vollkommen außer Zweifel gestellt, daß die Griechen schon lange vor Homer die Schrift gekannt haben, — ja wahrscheinlich sogar schon zur Zeit des trojanischen Krieges.

Homer selbst erwähnt in der Iliade bereits ein Schreiben, welches mit dem Uriasbrief alttestamentarischen Andenkens eine verhängnißvolle Aehnlichkeit hat. Wolf scheint diese Stelle übersehen zu haben. In jenem sechsten Gesang, welcher bei allen Culturvölkern der Erde durch Hector's Abschied so berühmt ist (Ἕκτορ ἄταρ σύ μοι ἔσσι πάτηρ καὶ πότνια μήτηρ, etc.), erzählt u. A. auch der Held Glaukos, wie Anteia, eine zweite Potiphar, welche dem untadeligen Bellerophontes gegenüber

— Rasend verlangte,
Ihm sich in heimlicher Liebe zu nahn 2c.,

aber von Bellerophontes, dem klugen, unsträflich gesinnten, zurückgewiesen wurde, nun den keuschen Helden bei ihrem Gatten Prötus verklagte,

Daß er verlangte, der Freche, sich ihr zu vereinen in Liebe;

wie darauf Prötos, weil sich sein Herz davor entsetzte, den tapferen Degen selber zu tödten,

— „Ihn nach Lykien schickte und ihm gab verderbliche Schrift mit,
Unheilvolle, die hin er trug in geschlossenen Tafeln,
Die er dem Schwäger zu zeigen gebot, daß der ihn erschlüge;"

wie aber der Schwäger Xanthos in Lykien den directen Mord ebenfalls scheute und es vorzog, allerlei menschliche und thierische Wütheriche gegen den Bellerophontes zu hetzen, — wie z. B. die Chimära, Löwe von Kopf und Drache von Schwanz und Ziege inmitten, und nicht minder die Amazonen, — welche Ungethüme aber der tapfere Degen alle kurzhandig umbrachte, und wie dann schließlich Xanthos, statt den Bellerophontes zu tödten, ihm,

„Aus den Thaten erkennend, der Held sei göttlichen Ursprungs,
Ihn bei sich zu behalten, vermählte die eigene Tochter
Und ihm schenkte die Hälfte der fürstlichen Würde zum Antheil."

Homer konnte also nicht nur selbst schreiben, sondern er berichtet, daß es sogar die Ahnen seiner Helden schon konnten.

Die ältesten vorhandenen Schriftdenkmäler reichen beinahe schon hinauf in homerische Zeiten und noch älter sind die pelasgisch-phönikischen Schriften. Da nun die Ilias über 15,000 und die Odyssee über 12,000 Verse hat und man damals die Schrift schon besaß, so glaube ich, kann man vernünftiger Weise wohl nicht bezweifeln, daß ein Homère un et indivisible existirt hat und daß dieser Dichter, welchen seitdem alle Zeiten und alle Völker verehrt haben, auch seine unsterblichen Werke selber niedergeschrieben. Freilich ist dies nur die unmaßgebliche Meinung eines anspruchslosen Dilettanten, welcher, die Meere durchfurchend, nicht im Stand ist, den Pelion der Citate auf den Ossa der Animadversionen zu häufen.

II.

Der Capitano und sein Junge. — Demokratische Sitten in Nord und Süd. — Rückblick auf Cephalonia. — Vorblick auf Ithaka. — Die Ziegen. — Ihre Milch. — Ihr Verhältniß zu Menschen und Göttern. — Wasser- und Vegetationsarmuth auch schon im alten Hellas, nach Homer und Thucydides. — Im Lande schlafend, wie weiland Odysseus. — Der Weg über die Insel. — Vathy. — Bei Apollo auf dem Monte Parnasso.

Doch halt! Ich gebe schon meine Eindrücke von der Insel wieder und vergesse, daß wir noch keinen Fuß auf dieselbe gesetzt haben. Wir schweben ja noch auf dem Canal von Viskardo, vergeblich bemüht, durch Laviren die Bucht von Aïtos zu erreichen. Der alte Capitano keucht und sein Junge stöhnt, es ist zum Erbarmen; trotz all' ihrer An-

strengungen mit Rudern geht es nicht vorwärts. Endlich sage ich ihnen: Macht euch meinetwegen keine Sorgen und ruht euch einmal gründlich aus; dunkel wird's doch schon; ob ich vor oder nach Mitternacht nach Vathy komme, ist mir sehr gleichgültig; ich will einmal auf Abschlag ein wenig schlafen. Das ließen sich die Beiden gesagt sein. Mit emsiger Hast schleppten sie alles zusammen, was sie von alten Röcken, geflickten Camisolen, Decken und Lappen an Bord hatten, und machten mir ein schönes Lager zurecht, auf welchem ich zehn Minuten später den Schlaf des Gerechten schlief.

Vor dem Einschlafen aber will ich dir noch den Capitano und seinen Jungen vorstellen und ein wenig von der Fahrt erzählen.

Der Alte war ein Ithakese, mochte nahe an Siebenzig zählen, war lang und schlank, aber nicht kräftig gebaut, hatte ein dunkelbraunes Gesicht, stahlblaue Augen und ein scharfes Profil; der untere Theil des Gesichtes war von einem schneeweißen Bart umwallt, so daß er ehrwürdig aussah, gleich dem alten Laërtes. Der Junge, des Alten leiblicher Sohn, war bloß 15 Jahre alt und nur halb so lang wie der Alte, dabei aber stärker als jener. Seine Figur zeigte dasselbe Mißverhältniß wie die Napoleon's des Dritten; d. h. der Oberkörper war stark und die Brust hoch gewölbt, aber der Unterkörper war gar nicht entwickelt. Ich erkannte darin den Einfluß der Beschäftigung. Der Junge hatte von kleinauf gerudert und dabei auf dem Deck der alten, schwerfälligen Barke gekauert, indem er auf seinen eigenen Beinen saß wie ein Japanese. In Folge dessen waren die Beine in ihrem natürlichen Wachsthum gehemmt, desto besser aber hatte sich der Brustkasten durch's Rudern entwickelt. Dabei war der kleine Gerasimo flink wie eine Katze. Während die Wellen die Barke hin und her warfen, und wir fortwährend abwechselnd die Segel spannen und

refften, und bald nach links, bald nach rechts umsetzen mußten bei unserem mühsamen Laviren, sprang der Kleine mit einer Sicherheit und Grazie auf dem Deck und in dem Tauwerk herum, die wahrhaft bewundernswerth war. Sonst, wenn's schlecht geht beim Fahren, schimpft Einer den Andern, oder wenigstens der Alte den Jungen. Aber hier war es anders. Der Alte sprach dem Jungen väterlichen Trost zu und der Junge lachte so herzlich dazu, um zu zeigen, daß er des Trostes nicht bedürfe, obgleich er offenbar von der vielstündigen Arbeit schon recht strapazirt war. Dann sang der Alte eines jener schwermüthigen, tremulirenden Lieder, welche man so oft von den Griechen auch dann hört, wenn sie recht lustig sind. Wir Deutsche dürfen uns freilich darüber nicht wundern, denn wenn's uns beim Weine so recht kannibalisch wohl ist, dann singen wir: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Der alte Capitano sang aber wahrlich nicht zum Vergnügen, sondern nur weil er dem Jungen das Rudern zu erleichtern gedachte durch den Tact des Gesanges. Der Junge aber sagte mir, dem Alten sei der Tabak ausgegangen; ich gab ihm meine Blase, gefüllt mit Tabak von Cephalonia, welcher leicht, aber außerordentlich schmackhaft und auch nicht durch übermäßige Abgaben sinnlos vertheuert ist. Der Junge drehte dem Alten eine hübsche Cigarette, brannte sie an und steckte sie ihm in den Mund; er glaubte, der Alte werde sich mit Rauchen weniger strapaziren, als mit Singen.

Ich machte endlich dem edelmüthigen Wettstreit ein Ende dadurch, daß ich, wie gesagt, keine Eile zu haben erklärte. Mir gegenüber wetteiferten Beide in Gefälligkeit und Aufmerksamkeit. Es besteht aber nicht hier im Süden, weder in Italien noch in Griechenland, jener Unterschied der Stände, welcher in Norddeutschland herrscht. Der Alte erlaubte sich allerlei Vertraulichkeiten, klopfte mir zuweilen auf die Schulter, erbat sich oft Feuer von mir und bot mir sogar den

nämlichen irdenen Wasserkrug, nachdem er zuvor daraus getrunken. Ich hatte gar nichts gegen diese demokratischen Sitten, denn sie hatten nicht jenen Beigeschmack knotenhaftiger Flegelei, mit welchem sie im Norden zuweilen behaftet sind.

Bevor ich einschlief, schwelgte ich noch in der Schönheit des Sonnenuntergangs. Im Westen stand eine große schwarze Wolke. Hinter dieser stieg die Sonne hinunter, aber nicht ohne deren Ränder mit dem glühendsten Gold einzurahmen. Dieses Schwarz und Gold des Himmels übertrug sich auf Land und Meer. Auf dem Spiegel des Meeres verwandelte es sich in Blau und Orange, welche beide Farben band- oder streifenartig in zahllosen Schattirungen und Abwechslungen nebeneinander herliefen von einer Insel zur andern; dann verwandelte sich das Blau in Grau und das Orangefarben in ein mattes Roth, und dann verschwand Alles in dem Chaos eines duftigen Zwielichts. Je tiefer die Sonne sank, desto höher stieg die Insel Cephalonia mit ihrem mächtigen Monte Nero, dessen schöner Pinienwald da oben immer mehr von Dunkelgrün in Schwarz überging, während unten die Häuser von Samos einige freundliche Lichter herüberschickten. Auf der Westseite von Ithaka, an der wir uns mühsam gen Norden hinaufarbeiten, sieht man, mit Ausnahme des kleinen Molo- und Zollhäuschens am Aïtos, welchem wir vergeblich entgegenarbeiten, kein Gebäude. Die felsigen Berge fallen zum großen Theil schroff und beinahe senkrecht in das Wasser. An weniger steilen Stellen ist das Land mit Buschwerk bewachsen, dazwischen aber brechen wieder Felsen von allen Farben, grau, weiß, rothgelb, hervor, und hin und wieder zeigt sich eine Schlucht, zerrissen von einem Wildwasser, das längst wieder verschwunden. Man konnte meinen, die Insel sei unbewohnt, wenn man nicht zuweilen die Schellen der Ziegen hörte, welche auf den steilen Bergen ihr Futter suchen.

Sie spielen auf den ionischen Inseln eine Hauptrolle, diese Ziegen. Ich habe dort nie andere Milch bekommen als Ziegenmilch, und während mir dieselbe zu Hause Abscheu einflößt durch ihren widerlichen Geschmack, habe ich sie hier mit Wohlgefallen getrunken. Woher kommt das? Ich glaube daher: In Deutschland laboriren die Ziegen, wenigstens den größeren Theil des Jahres hindurch, an Stallfütterung. Hier suchen sie sich auf freier Weide die duftigsten Kräuter der südlichen Berge. Außerdem hat man hier ein probates Mittel gegen Milchfälschung, ohne des Beistandes eines Reichsgesundheitsamts zu bedürfen. Jeden Morgen treiben die Hirten ihre frischmelkigen Ziegen in aller Frühe in die Stadt, wo sie sich, ein jeder an dem Platze, der ihm zukommt, mit ihren Ziegen aufstellen, um die noch in deren Euter befindliche Milch feil zu halten. So kommen sie nach den Städten Korfu, Argostoli, Lixuri, Vathy u. s. w. Die Städter, welche täglich kaufen, also die Milch immer frisch haben, nehmen sie nur unter der Bedingung, daß ihnen dieselbe in ihrem Beisein in der Stadt unmittelbar aus den Eutern der Ziegen gleichsam zugemolken wird, wobei natürlich das Zuschütten von Wasser und die Anwendung sogenannter Milchverbesserungssubstanzen ausgeschlossen ist. Denn der Käufer oder die Käuferin steht dabei und controlirt; und die Erfahrung bestätigt auch hier, daß die Selbsthilfe das Beste ist.

Während wir so an der Insel hinfuhren, deren Einzelfarben immer mehr durch ein sich über Alles ergießendes, liebliches und duftiges Veilchenblau absorbirt wurden, mahnten mich die Schellen der Ziegen immer daran, welche große Rolle die letzteren auch in der Welt der alten Hellenen spielen. Die ganze Götterwelt ist gleichsam mit Ziegen durchmeckert. Bacchos heißt der Ziegentödter, Aegobolos; er hat alle Ursache, diese Thiere zu tödten, welche ihm mit ihren spitzen gefräßigen Zähnen den Weinstock bis auf die

Wurzel abnagen. Pan dagegen ist ein Freund der Ziegen; er führt den Ehrentitel: Ziegenhorn, Aegokeros. Juno (Here) wurde in Sparta unter dem Namen der Ziegenfresserin, Aegophagos, verehrt. Zeus wurde mit Ziegenmilch aufgefüttert, oder vielmehr von einer Ziege gesäugt, und hieß Aegiochos, weil er sich mit der Haut der Ziege Aega der Titanen erwehrte. Erinnern wir uns außerdem an die zahlreichen Orts- und Flußnamen, in welchen die Ziege eine Rolle spielt, wie z. B. an Aegos Potamos, den Ziegenfluß, an welchem (405 v. Chr.) Lysander den Sieg erfocht, der den peloponnesischen Krieg zu Gunsten der Spartaner entschied, an Aegina, Aeginium, Aegilea, Aegiae. Erinnern wir uns, um von Anderem zu schweigen, an die Aegide der Minerva.

Doch genug. Alles das zusammengenommen weckt in mir den Verdacht, daß es in dem alten Hellas mehr Ziegen gab, als in anderen Ländern, und vielleicht schon eben so viele wie in dem heutigen Griechenland, das von Ziegen wimmelt. Ein Umstand, der von großer Wichtigkeit ist! Denn wo es viel Ziegen gibt und dieselben frei herumlaufen dürfen, da steht es mit dem Wald und überhaupt mit der Vegetation schlecht. Deßgleichen mit Wasser.

Nun ist die landläufige Meinung die, das alte Hellas sei eben so reich an Wasser, an Wald und an sonstiger Vegetation gewesen, als das jetzige arm daran ist.

Dem gegenüber habe ich erhebliche Zweifel. Erstens wegen des bereits erörterten Luxus an Ziegen; man denke nur an die vielen Ziegen und Schweine in der Odyssee! Zweitens wegen des großen Enthusiasmus und der tiefen Verehrung, welche die alten Hellenen allen Quellen widmen — ein Beweis, daß sie selten waren. Und drittens wegen der häufigen Zeugnisse der Alten, daß das Land vegetations- und wasserarm war. In letzterer Beziehung verweise ich auf H. Hettner, ‚Griechische Reiseskizzen‘, und Fr. Unger,

‚Reise in Griechenland und in den ionischen Inseln‘. Schon Homer nennt das Land Argos das vieldurstige, das wasserarme. Thucydides erzählt uns, einzelne fruchtbare Gegenden Griechenlands hätten die Begierde feindlicher Stämme geweckt und in Folge dessen mehrmals die Bewohner gewechselt. So Thessalien und Böotien. Attika aber sei seit den ältesten Zeiten seines schlechten Bodens und seiner geringen Fruchtbarkeit wegen ohne solche Umwälzungen geblieben und habe stets dieselben Bewohner behalten. Von anderen Schriftstellern erfahren wir, daß Attika Kranaa (κραναή), d. i. das rauhe, oder das steinige, genannt wird; und nach Herodot rühmen sich die Athener, Autochthonen (Ureinwohner) zu sein, mit den Worten: Wir Athener, das älteste Volk, die allein von allen Hellenen ihren Wohnplatz niemals verändert.

Unter solchen Betrachtungen schlief ich ein. Als mich der alte Capitano weckte, waren wir am Ziele, d. h. an dem Zoll- und Molohäuschen am Aïtos. Es war dunkel. Als ich an das Land kletterte, stolperte ich über einen Haufen von Dach- oder Hohlziegeln. Dann setzten wir uns in Trab nach Vathy, der Alte und ich. Der Junge mußte die Nacht über die Barke bewachen. Der Weg kam mir entsetzlich lang vor. Wir kletterten über den Berg, der die Wespentaille bildet, und nachdem wir der Bucht entlang gegangen, sahen wir bald die Lichter von Vathy, namentlich von der auf einer Insel gelegenen Caserne. Aber sie äfften mich schrecklich, denn immer ging es wieder um eine neue Bucht herum und über einen neuen Ausläufer der Berge hinüber. Und im Anfang sah ich gar nichts, denn es herrschte, wie Corneille sagt,

Cette obscure clarté qui tombe des étoiles.

Allmälig fand ich mich zurecht, und so langten wir denn um oder nach Mitternacht in Vathy an. Wir durchschritten die ganze Stadt, welche zwar nicht mehr als 3000

Einwohner zählt, aber außerordentlich lang ist, weil sie sich um den ganzen Hafen herumzieht. In einer engen Gasse machte der Alte Halt vor einer steinernen Treppe, die auswendig an einem kleinen Hause emporführte. Was ist das? fragte ich.

La Locanda al Monte Parnasso, die Wirthschaft zum Berge Parnaß, lautet die Antwort; und damit complimentirte er mich wirklich hinauf zu dem Sitze des Apoll und aller neun Musen. Die letzteren glänzten durch ihre Abwesenheit. Der Apoll war vorhanden, nur hieß er Spiro, was eine landesübliche Abkürzung für den Namen des heiligen Spiridione bildete. Der untere Stock ist Stall, Küche und Keller. Der obere allein bildet die Locanda. Sie besteht aus vier kleinen Räumen. In den größten tritt man direct von der Treppe. Er dient als Flur, Corridor, Garderobe, Speisesaal, Conversations- und Lesezimmer und Schenkstube und mißt acht Fuß im Quadrat. Daneben sind drei kleinere Räume. Der kleinste war die Schlafstube Spiro's. Auf der Thür steht mit Kreide geschrieben *γραφεῖον*, d. i. Bureau, womit gesagt sein soll, daß hier Spiro seine Bücher führt und Rechnungen auszieht; und da der Raum sehr klein ist, so überschreiten auch seine Rechnungen nie einen mäßigen Umfang. Die beiden anderen Stübchen sind die Ruhestätten für Fremdlinge, deren ich zur Zeit der Einzige bin, so daß Spiro im Stande ist, mir seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, was er auch in dankenswerthester Weise thut. Er sieht zwar etwas wild aus, ist aber eben so höflich als gefällig und spricht außer Griechisch auch etwas Englisch und gut Italienisch. Endlich hat er die Welt gesehen. Denn er war mit seinem Vetter, dem Schiffsrheder, in Livorno und hat von da aus dem Kameelgestüt und dem hangenden Thurm in Pisa seine Aufwartung gemacht. Also Respect vor Spiro! Auch stieß ich gleich auf ein günstiges Omen. An dem Tisch der Locanda saßen, selbst jetzt, d. h.

nach Mitternacht noch, zwei Fremdlinge mit Weintrinken beschäftigt. Sie gehörten der Mannschaft des österreichischen Dampfers an, welcher die Nacht über im Hafen vor Anker lag. Wenn, dachte ich, diese Wasserratten, welche in der Regel sehr respectable Weinzungen haben, dem Parnaß den Vorzug geben vor allen anderen Weinkneipen von Bathy, dann kann hier der Tropfen nicht schlecht sein. Es kamen auch andere Leute an den anderen Tagen zum Weintrinken. Sie gehörten zwar nicht alle den obersten Zehntausend an, aber alle betrugen sie sich liebenswürdig und anständig. Vielleicht kamen auch Einige nur, um das Rhinoceros zu sehen. Aber der Grosso Germanico ließ es sich mit gutem Humor gefallen, wenn ihn die Söhne des Odysseus essen und trinken sehen wollten. Dazwischen bewegte sich dann stets als Vertreter der Gesammtinteressen, der Harmonie und der Ordnung, der Herr des Parnassos, Spiro, Padrone und Servo di Casa, Cameriere und Botegha und Alles in einer Person, oder, wie Johann Heinrich Voß übersetzt haben würde:

Hotelier und Kellner zugleich und ehrsamer Hausknecht!

III.

Die Merkwürdigkeiten. — Die Burg des Odysseus. — Die Schule des Homer. — Der Quell der Arethusa. — Der göttliche Sauhirt.

Natürlich lief ich als gewissenhafter Reisender zuerst die Merkwürdigkeiten ab, wobei ich mich zur Orientirung des bekannten französischen Itinéraire von Doctor Emil Isambert (Collection des Guides-Joanne, Paris, Hachette & Comp.) und einiger deutscher Bücher bediente.

Unter den letzteren erwähne ich Herrn Doctor Friedrich Liebetrut (Reise nach den ionischen Inseln, Hamburg 1850), einen frommen märkischen Pastor, der sehr gut zu beobachten und schön zu erzählen versteht, während wir ihm seine theologischen Excurse recht gern schenkten. Ich werde nicht allzu lange bei diesen Antiquitäten verweilen. Erstens sind sie schon sehr oft beschrieben. Zweitens glaube ich nicht an dieselben. Und drittens hoffe ich, dir Besseres oder wenigstens Unterhaltenderes erzählen zu können, wovon später.

Da ist also zuerst die Burg des Odysseus, auf dem konischen Hügel, in der Mitte der Insel, gen Westen gelegen. Diese Burg ist weiter nichts als der Ueberrest einer sogenannten cyklopischen (richtiger pelasgischen, siehe Röth, Gesch. d. abendländ. Philosophie, Bd. II. S. 9, und Ottfried Müller, Archäologie der Kunst, S. 26 u. ff.) Mauer, welche sich vormals wahrscheinlich rings um die Spitze des nach allen Seiten hin regelmäßig und ziemlich steil abfallenden Berges herumschlang und diese Spitze zu einem Asyl machte, in welchem die Einwohner der Insel ihr Vieh und etwaige sonstige Habe gegen feindlichen Ueberfall bargen. Solche Mauern findet man vielfach hierzulande, z. B. auch an der Stelle des alten Kranion auf Cephalonia, der Stadt Argostoli schräg gegenüber. Deßgleichen in Argolis, in Arkadien und in Epiros. Sie bestehen aus riesigen Steinen, die mit ihren unbehauenen Flächen aufeinander gethürmt sind, wie sie gerade aufeinander paßten. Behauen ist nur die vordere Stirnseite der Steine, also die bergabwärts gerichtete Fläche. Offenbar hat man diese äußere Seite deßhalb geglättet, um dem Feinde das Erklimmen der Mauer unmöglich zu machen. Mörtel ist für die Mauer nicht verwandt. Wo die nach Möglichkeit aufeinander gepaßten Steine dennoch Lücken lassen, da sind letztere durch kleinere Steine ausgefüllt. Zuweilen sitzt hier, auf der sogenannten Burg des Odysseus, die Mauer auf dem gewachsenen Felsen,

zum Theil nicht. Von den Spuren eines Thurmes oder innerer Wohnräume, wovon die Leute und die Bücher sprechen, habe ich, sorgfältiger Nachforschung ungeachtet, nicht das Geringste entdecken können. Der Platz, wo das Mauerwerk sich findet, paßt gut für eine Festung, eine Arx oder einen Ringwall, aber sehr schlecht für eine Wohnung.

Außerdem war auch das Haus des Odysseus bekanntlich nicht von einer so colossalen Ausdehnung und hatte nicht so furchtbare Mauern. Es war aus Holz erbaut, wahrscheinlich eine Art Blockhaus, mit hölzernen Pallisaden umgeben, welche man jetzt spanische Reiter nennt. Homeros unterscheidet sehr wohl zwischen den verschiedenen Fürstenwohnungen, welche er beschreibt. Er rühmt die Mauern von Mykenä und preist das Erz des Palastes von Scheria. Was dagegen den Herrschersitz auf dem armen und kleinen Ithaka anlangt, so besingt er denselben in recht bescheidener Tonart und spricht nur von den metallenen Verzierungen an dem ehelichen Lager. (Odyss. XXIII, 199.)

Die Schule des Homer erreicht man, wenn man von Kiovni (siehe unten) über Friki in das Innere des Landes geht, in der Richtung von Exoï (eigentlich ἔξοχή). Sie besteht aus Trümmern gewöhnlichen Mauerwerks, auf Felsen stehend, die zum Theil behauen sind, um sich in jenes einzufügen. Irgend ein Grund, diese Ueberreste die Schule des Homer zu nennen, existirt nicht. Wahrscheinlich hat man dabei an den oben erwähnten Mythus gedacht, dem Pope die Ehre einer besonderen Berücksichtigung erwiesen. Die Burg des Odysseus ist übrigens viel älter als die Schule des Homer. Denn bei jener sind die Kalksteine, woraus das Mauerwerk besteht, tief ausgewaschen und zerfressen, was beweist, wie unendlich lange dasselbe bereits den atmosphärischen Einwirkungen exponirt ist.

Ein prachtvoller und nicht allzu beschwerlicher Weg, den man ausnahmsweise zu Fuß zurücklegen kann (sonst

empfiehlt es sich, entweder zu Lande ein Roß oder zur See eine Barke zu nehmen; das Letztere ist natürlich unter allen Umständen das Bequemste und auch hier zu Lande nicht theuer), ist der nach dem Quell Arethusa. Quellen dieses Namens gab und gibt es viel in hellenischen Landen. Die berühmtesten sind die auf der kleinen Insel Ortygia bei Syrakus. Man erzählt, die Nymphe Arethusa, eine Tochter des Nereus und der Doris, zum Gefolge der Diana gehörig und mit dieser keuschen Göttin an Tugend wetteifernd, habe sich einst im Flusse Alpheios in der Landschaft Elis im Peloponnesos gebadet und sei dabei von dem Flußgotte überrascht worden; da der Flußgott etwas zudringlich geworden, habe sie ihre erhabene Herrin um Schutz wider den Unhold angerufen, und diese habe, statt das bei Aktäon bewährt gefundene Mittel der Hörner anzuwenden, die arme Arethusa in eine Quelle verwandelt; diese Quelle sei in Elis sofort in die Erde versunken, aber nur um weit entfernt davon, auf dem Inselchen Ortygia, wohin der Flußgott Alpheios, der an Elis gebannt war, nicht gelangen konnte, wieder zum Vorschein zu kommen. Diese Geschichte ist für Jemand, welcher diese Kreidekalkfelsen studirt hat, leicht zu verstehen. Dieselben sind nämlich im Innern in vielfache Gänge und Klüfte gespalten, in welchen öfters Quellen und Bäche verschwinden, um irgendwo wieder hervorzubrechen oder gar im Innern einen Aus- und Abweg in die See zu finden, während andererseits die See, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, auch in das Innere des Landes fließt, und zwar so stark, daß der Fall hinreicht, um Mühlen zu treiben, wie dies bei den sogenannten Meermühlen von Argostóli (auf Cephalonia) der Fall ist.

Neben dieser Quelle auf der Insel Ortygia gibt es Quellen des Namens Arethusa auch in Böotien und auf Ithaka. Syrien und Macedonien dagegen haben Ortschaften des Namens Arethusa.

Der Quell Arethusa auf Ithaka liegt auf der Ostseite der Insel, etwa eine starke Meile südlich von der Hauptstadt Bathy. Man geht vor der Stadt durch ein wohlcultivirtes Thal mit Oelbäumen und Weinbergen hinauf bis da, wo die beiderseitigen Berge, welche längs des Hafens hinlaufen, sich zu einem gemeinsamen Rücken vereinigen, welcher einen Ausläufer des Neïon bildet. Anfangs sieht man nur in dieses Thal, auf die Stadt und den Hafen, aber je höher man steigt, desto mehr öffnet sich die Aussicht nach Norden, Osten und Süden. Man sieht die See und das Festland, die Menge kleinerer Inseln, den Golf von Patras, die mächtige Gruppe der parnassischen Berge u. s. w. Und wenn man zur Abendzeit geht, so erblickt man das alles in der schönsten, ewig wechselvollen Beleuchtung, so lange bis plötzlich (die Dämmerung ist kurz hier) das Ganze in einem phantastischen Schleier von tiefen Purpur- und Violettfarben verschwindet.

Der Quell kommt aus einer Thalspalte, wo zwei hohe weiße Felsen, überwachsen von Epheu und Feigen und Kapern, von Lorber-, Erdbeer- und Ericasträuchen, fast rechtwinkelig aneinanderstoßen. Der Fels, welchen Homer „Korax“ nennt, heißt heute auch Koraka und ist immer noch der Tummelplatz der Raben. Hier soll der göttliche Sauhirt Eumäos gehaust haben in seinem Asyle, in einer Art Blockhaus mit Umzäunung.

— Das hatte der Hirte
Selbst für die Schweine erbaut, nachdem entfernt der Gebieter;
Steine zusammengeschleppt und es drauf umfriedet mit Hagdorn;
Außen umher auch Pfähle gesetzt auf jeglicher Seite,
Zahlreich, dicht aneinander, vom Kern der gespaltenen Eiche.
Innen im Hof dann hatte der Hirt zwölf Kofen errichtet,
Nebeneinander gereiht für die ruhenden Schweine zum Lager.

IV.

Eine Seefahrt längs der Ostküste der Insel. — Spiro als Reisemarschall. — Der englische Bastard und zugleich Capitano senza macula e peccato. — Die Ruderer. — See- und Liebeslieder, genannt Distiki. — Proben derselben. — Der Oelbaum hier und in Korfu. — Das Olivenöl.

Ueberdrüssig der Belehrungen durch meinen guten Doctor Isambert und andere Leute, so wie der homerischen Ueberlieferungen und der ulyssischen Alterthümer, welche keine solche sind, beschloß ich eines Abends, meinen alten Knochen und Muskeln das beschwerliche und gefährliche Reiten und das zwar sichere, aber noch beschwerlichere Gehen zu ersparen und einmal eine Tour zu machen nach eigenem Geschmack und eigener Erfindung. Ich bestellte also auf den andern Morgen um 6 Uhr eine Barca oder wie man hier unter Entlehnung eines türkischen Wortes sagt, einen Kaïki, mit vier Mann, zu einer Fahrt nach dem Norden der Insel; und als ich um 5½ Uhr früh beim Kaffee saß, erfreute mich Freund Spiro, der Apollo meines kleinen Parnasses, mit der Eröffnung, wenn ich mit seiner geringen Gesellschaft vorlieb nehmen wolle, so hätte er Lust mitzufahren, die Kaïkdschi (Kahnführer) seien ungebildete Leute, sie verständen keine fremden Sprachen, vielleicht könne er, Spiro, mir irgendwie nützlich sein, sei es zu Wasser oder zu Lande, jedenfalls könne er mir unterwegs Cigaretten fabriciren, denn er wisse, daß mir das zu langweilig sei, obgleich ich sie sehr gern rauche. Ich antwortete ihm: Obgleich alle Gründe, welche er anführe, eben so wahr als vortrefflich seien, so habe es doch keines einzigen derselben bedurft, um mich zu überzeugen; denn seine Gesellschaft sei mir stets angenehm, zu Wasser wie zu Lande; ich bitte ihn daher,

mitzugehen. So geschah's. Spiro, der schon alle meine Gewohnheiten und Schwachheiten kannte, füllte einen großen irdenen Krug, weitbauchig gewölbt und mit zwei Henkeln versehen, und von so schönen antiken Formen, daß selbst Antinous, der übermüthigste unter den Freiern der edlen Penelopeia, sich nicht geschämt haben würde, darin seinen Wein mischen zu lassen. Spiro füllte ihn mit seinem besten Mavro-Daphne. Und er that dies, ohne daß ich ihn es geheißen. Als ich endlich den Krug mit Wein sah und lachte, zwinkerte er verständnißinnig mit den Augen und meinte, der Muscato und der Korintho (d. h. seine beiden Sorten Weißwein) seien zwar eigentlich besser und stärker, aber sie mischten sich nicht so gut mit dem Wasser, als der Mavro-Daphne, und ein bischen Wasser sei doch am Ende nöthig, Morgens wenigstens, wenn man noch nichts als ein wenig Kaffee getrunken und noch keine Collazione (Gabelfrühstück) im Magen habe, geschweige denn ein Pranzo (Mittagsessen). Ich gab ihm Recht, wie immer, und so gingen wir denn lustig selband al bordo.

Die vier Ruderer waren vortrefflich. Ihr Oberhaupt, ein Mann von dreißig Jahren, war blond und hatte blaue Augen. Dies gefiel dem guten Spiro durchaus nicht. Er flüsterte mir zu, dieser Mann sei zwar von einer Ithakesin geboren, allein man vermuthe, es sei ein englischer Bastard. Was mich anlangt, so hege ich den Verdacht gegen Spiro, daß er eifersüchtig war gegen den Capitano. Noch am Abend vorher hatte Spiro selbst mir den Mann präsentirt als einen Capitano senza macula e peccato — als Capitän ohne Sünde und Makel. Heute war er ihm mißliebig. Dies kam daher, daß der junge Capitano ein wenig Englisch sprach und sich auch mit mir unterhalten wollte in dieser Sprache, die Spiro nur mangelhaft (und jedenfalls bei Weitem nicht so gut, wie Italienisch) verstand. Spiro aber glaubte, ein Monopol auf die Conversation mit seinem

Signor Prussiano zu haben, und zwar wollte er sich italienisch unterhalten. Denn Italienisch verstand er allein, und nicht auch die Schiffsleute.

Die anderen drei Ruderer waren unzweifelhafte Griechen und insonderheit Ithakesen. Selbst Spiro sprach sie von jedem Verdacht frei. Zwei waren junge Leute von zwanzig und einigen Jahren. Endlich der vierte und letzte war ein Junge von etwa vierzehn Jahren; er führte sein Doppelruder recht kräftig, und da die Anderen mit dem Rücken gegen ihn saßen, so schnitt er ihnen allerlei Grimassen und versuchte sogar hinter deren Rücken eine Cigarette zu rauchen, welche ihm Spiro heimlich zugesteckt hatte. Der Junge war glatt wie ein Aal und geschmeidig wie eine Katze; er hatte tausend Teufel in seinen grellen stahlblauen Augen, die in Verbindung mit ihrem blendenden Weiß fast unheimlich hervorstachen aus dem Schatten des dunklen Gesichts und der schwarzen, mächtigen Brauen.

Die Fahrt ging rasch. Nur zuweilen machten die Vier eine Pause, d. h. sie ruderten etwas langsamer. Das dauerte aber kaum fünf Minuten. Dann schrie der Capitano hell auf, die Anderen fielen ein, das Geschrei nahm einen gewissen Tact an und die Doppelruder schlugen wieder kräftig in's Wasser. Ich dachte unwillkürlich an das Thetin tentare retibus des Horazius. Die alte Mutter des Meeres, die Thetis, mit den Rudern kitzeln. Das lautet recht schön, aber besser ist doch, daß die Dampfschiffe erfunden sind; denn wenn ich beschränkt gewesen wäre auf die Ruderer, sitzend auf den hohen Schiffen, ich wäre schwerlich von Berlin bis nach der Heimat des edlen Dulders Odysseus gekommen.

Zuweilen auch begann einer der Viere zu singen. Die Anderen brummten den Chor und der Junge auf dem Schnabel der Barke schnitt dazu die komischsten Grimassen. Die Melodie war in der Regel weich und schwermüthig. Oft

erinnerte sie sogar an die Responsorien in der griechischen Kirche, wo ich solche an zwei Sonntagen in der Stadt Argostoli gehört habe. Den Text ließ ich mir, soweit ich ihn nicht verstand, von dem apollinischen Spiro übersetzen. Es waren kurze Gesatzl oder Schnadahupferl, wie man bei uns in den Alpen sagt — See- und Liebeslieder, oft klingend wie Improvisationen. Nach der Versicherung des Spiro sind diese kleinen Lieder überall üblich unter den Seeleuten der griechischen Inseln, in dem Aegäischen und in dem Jonischen Meere. Irgend einer erfindet oder verbessert sie, ohne (ich hoffe, Herr Karl Gutzkow wird mich nicht wieder deßhalb fälschlich anbellen, wie in Nr. 2 des Deutschen Montagsblattes) Anspruch auf Autorrechte oder Honorare zu erheben; selbst der Name des Dichters fällt der Vergessenheit anheim, denn es singt eben, wie Uhland sagt, jeder, dem Gesang gegeben, so daß es von allen Zweigen schallt, oder richtiger: von allen Ruderbänken, welche aus besagten Stämmen und Zweigen gemacht sind, oder, um es deutlicher auszudrücken: Er singt nicht gegen Bezahlung. Die Liedchen gehen von Mund zu Munde. Sie werden von Insel zu Insel, von Meer zu Meere getragen. Sie sind selbst Producte der See und der Alles befruchtenden südlichen Sonne. Ich habe versucht, einige davon zu fixiren und zu übersetzen. Freilich ist es schwer, einen solchen Schmetterling zu fixiren, ohne denselben zu tödten oder wenigstens seine schillernden Schuppen zu verletzen; noch schwerer ist es, die blendenden Farben und den berauschenden Duft einer südlichen Blume zu reproduciren auf dem Boden einer nördlichen störrischen Sprache. Man nennt diese Verse Distiki, weil ein jeder in zwei Absätzen gesungen wird. Die Singweise erinnert an den Parallelismus der hebräischen Poesie, und der Name an das Distichon der alten Hellenen.

Ich werde dir die griechischen Originale zu Hause vorlegen. Einstweilen begnüge ich mich, dir einige Proben,

in einer Uebersetzung, schlecht und gerecht, quoad posse von dem Endesunterfertigten Schreiber dieses selber zu Stande gebracht, mitzutheilen:

Hier sind sie:

1.

Mit Ketten ist mein Herz verschlossen,
Gleich der Dardanellen Pforten,
Hat seitdem sich nicht geöffnet,
Ist seitdem nicht froh geworden.

2.

Meine Augen sind so schwarz geworden,
Weil ich immer sah in's schwarze Meer,
Weil ich alle Seeleut', die da kamen,
Immer fragte, wo mein Liebster wär'.

3.

Deine Augen sind so schön, schöner noch als dein Gesicht,
Strahlend, wie der Morgenstern, sanft auch gleich des Mondes Licht.

4.

Du schickst deine blendenden Strahlen auf mich,
Eine glühende, sprühende Sonne.
Gleich einer Korinthe vertrocknet ist
Mein Herz in Schmerzen und Wonne.

5.

Den Himmel mach' ich zu meinem Papier,
Ich mache das Meer zur Dinte.
Doch will es nicht langen,
Zu buchen jegliche Sünde,
Die meine Liebste begangen,
Die sie begangen an mir.

6.

Hab's geschworen bei der Mutter
Des Erlösers, und genau
Halt' ich's, du wirst, sei's als Mädchen,
Sei's als Wittwe, meine Frau.

Dies erinnert ein wenig an ein Lied der Seeleute auf Sardinien, welches lautet:

E ti voglio, cara diva,
Morte, se non posso viva.

7.

Oh, mein Licht, wie schwarz sind deine Augen,
Schwarz, wie die Olive, wenn sie reift;
Glücklich, wer sie küßt, die schwarzen Augen,
Daß ihn keine Todesangst ergreift.

* * *

Doch genug, denn ich fürchte, du wirst an dem holperigen Charakter dieser meiner Verse wahrnehmen, daß ich noch immer kein Dichter geworden, obgleich ich mich in Wahrheit rühmen kann, zur Zeit der einzige Bewohner des Parnasses zu sein.

Um dem dichterischen Spiel etwas Nützlicheres hinzuzufügen, erlaube mir, dir zu sagen, daß die reifen Oliven in der That schwarz sind und nicht blaßgrün, wie die unreifen Früchte des Oelbaumes, welche wir in Deutschland essen, entweder als Zuspeise zum Fleisch oder um unseren Appetit zu reizen — zu reizen, obgleich er, wenn wir diesen nordischen Appetit mit dem geringen Bedürfnisse des so mäßigen Südländers vergleichen, ohnedies schon ein wenig zu groß ist.

Ich will hier gleichzeitig, weil ich es sonst vielleicht vergessen würde, noch sagen, daß die Behandlung der Oliven in Cephalonia und Ithaka eine weit sorgfältigere ist als in Korfu.

In Korfu wächst der Oelbaum wie er will. Man verwendet keine Sorgfalt auf denselben, und weil die englische Regierung, um die Landwirthschaft zu ermuntern, eine Zeit lang eine kleine Prämie dafür ausgesetzt hatte,

pflanzte man dort die Oelbäume zu nahe bei einander. Dieser Zustand bewirkt aber, daß die Bäume einander gegenseitig im Wachsthum beeinträchtigen und daß die Oliven, welche von allen Seiten der vollen Einwirkung der Sonne bedürfen, langsamer und weniger vollständig reifen. Ein neues Beispiel, daß man durch Staats-Subventionen oft weniger nützt als schadet. Auch läßt man in Korfu die Früchte so lange auf dem Baume hängen, bis sie vor übermäßiger Reife zur Erde fallen, und sammelt sie erst, nachdem Letzteres geschehen. Dabei geht ein Theil des Oeles verloren, welches aus der allzu reifen schwarzen Frucht ausfließt; auch wird der Rest vermischt mit fremden Substanzen.

In Cephalonia und Ithaka, wo die Landleute um so fleißiger sind, je weniger culturfähiger Humus sich auf diesen an Felsen so reichen Eilanden vorfindet, hält man bei den Oelbäumen ebenso wie bei den Weinstöcken diejenigen Abstände oder Distanzen ein, welche nöthig sind, um dem Baume selbst sowie auch seinen Früchten die volle Entwicklung und Ausbildung zu sichern; man beschneidet die Bäume von Zeit zu Zeit, damit sie nicht zu sehr in das Holz schießen und dadurch ihre Kräfte der Erzeugung und Vollendung der Früchte entziehen; auch pflückt man die Früchte, wenn sie reif sind, auf den Bäumen. Man merkt diesen Unterschied der Behandlung sehr an dem Oel. Ich habe nie besseres Oel gegessen, als in Argostóli. Ich konnte ihm auf dem Monte Nero nicht Widerstand leisten, obgleich es sich in Form eines Gurkensalats präsentirte und ich an einer kleinen Cholerine litt, welche ich übrigens in wenig Tagen vollständig curirte, indem ich das Lebens-Elixir meines gelehrten ostfriesischen Reichstags-Collegen ten Doornkaat-Koolman, das ich von Berlin mitgenommen, mit cephalonischem Rothwein (Mavro-Daphne) vermischte.

In Folge jenes Unterschiedes wird sowohl der Baum

als auch dessen Frucht in Cephalonia und Ithaka besser bezahlt, als in Korfu. Dort gilt der Oelbaum fünfzig Drachmen und hier nur zehn. Auf allen Inseln wird der Reichthum des Bauern vorzugsweise nach der Zahl seiner Oelbäume. geschätzt.

Sowohl in Griechenland als in Italien pflegt man auch Fleisch und vorzugsweise Fische mit Oel zu braten, zu backen oder sonstwie zu präpariren oder aufzutragen. Wenn das Oel so gut ist, wie in Cephalonia und Ithaka, ist dies eine große Delicatesse. Die meisten Deutschen wollen dies jedoch nicht glauben. Sie haben eine Art von Idiosynkrasie wider das Oel als Speise und verschmähen sogar den Versuch, gehorsam der Lehre unseres rheinischen Sprichwortes: Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Ein solches Verfahren ist irrationell. Wenn man zu Hause schlechtes Oel hat, so ist dies durchaus kein Grund, das gute zu schmähen und zu verschmähen, welches man in einem anderen Lande findet. Allerdings ist leider das Olivenöl, wie man es in den meisten Gegenden Deutschlands erhält, so theuer und so schlecht, daß es der Mühe lohnte, einen Preis auszuschreiben, woher es kommt, daß wir Deutsche in dieser Beziehung übler behandelt werden, als alle anderen Nationen der Erde, und welches Mittel zu ergreifen wäre, um dieser Unkenntniß der deutschen Consumenten und der auf dieser beruhenden Schwäche des Handels in diesem Artikel abzuhelfen. Mir scheint, in den großen Städten wäre leicht zu helfen, wenn sich nur einige Dutzend Familien vereinigten, um diesen kostbaren Artikel gemeinschaftlich aus dem Auslande zu beziehen. Ich habe darüber bereits in Berlin mit meinem verehrten Freunde Jagor, der die halbe Welt nicht nur gesehen und bereist, sondern auch studirt hat, darüber conferirt und werde, sobald ich daheim bin, den Plan wieder aufnehmen.

* * *

Obiger Brief wurde am 14. Juli 1877 in dem Feuilleton der Kölnischen Zeitung abgedruckt.

Wenige Tage danach erhielt ich ein Schreiben, welches lautet, wie folgt:

Aus Ihren interessanten Reisestudien im Feuilleton der Kölnischen Zeitung hat u. A. der Passus, welcher über Olivenöl handelt, ein specielles Interesse für mich gehabt, und ich hoffe, Sie werden mir als Landsmann schon erlauben, daß ich mich mit einigen Zeilen über diesen Gegenstand gegen Sie auslasse.

Ich habe siebzehn Jahre in Italien (theils in Livorno und theils in Neapel) gelebt und weiß daher Ihren Geschmack zu würdigen, wenn Sie die aus gutem Oel bereiteten Speisen, wie z. B. fritti di pesce, carcioffi ritti etc., eine große Delicatesse nennen; auch habe ich über Ihre sehr passende Anwendung unseres rheinischen Sprichwortes: „Wat de Buer nech kennt, dat f.... he nech,“ in Bezug auf unsere deutschen Kostverächter herzlich lachen müssen. Ich glaube Ihnen nun einige Aufklärung darüber geben zu können, weßhalb in unserem lieben Vaterlande weit und breit kein wirklich gutes und besonders rein gehaltenes Olivenöl zu finden ist. Es wird im Handel wohl in keinem Artikel (mit Ausnahme vielleicht des Weines) mehr gepfuscht und gemauschelt, als gerade im Oel. Diese Pfuscherei wird aber zum kleinsten Theil auf deutschem Boden vorgenommen, sie geschieht vielmehr schon in den italienischen Häfen, ja sogar bei größeren Oelproducenten der Campagna selbst. Wie Ihnen bekannt ist, unterliegt die Olivencultur ziemlich häufigen Mißernten; in Folge dessen sind die Oelpreise großen Schwankungen ausgesetzt. In einem schlechten Weinjahre weiß sich der Weinhändler mit Wasser &c. zu helfen, dagegen ist der Oelhändler bei einem Ausfall der Olivenernte auf billige Oelsorten anderer Früchte und Kerne zum Mischen angewiesen; dabei spielt eine Hauptrolle das Sesamöl,

welches zu Tausenden von Centnern, besonders von Marseille aus, zu diesem Zwecke in den Handel kommt. — Diese Mischung mit Sesam aber nimmt dem Olivenöl seinen eigenthümlichen Olivengeschmack, und der unangenehme Nachgeschmack, der Einem (wenigstens mir) den Salat in den deutschen Hotels und Wirthschaften geradezu ungenießbar macht, rührt meiner Ansicht nach nur von dem Sesam- und anderen fremden Oelen her.

Es kommen von Italien natürlich vielerlei Qualitäten Oel unter dem Namen Olivenöl zum Versandt, darunter aber wohl nur verschwindend wenige, die auf diesen Namen mit vollem Recht Anspruch machen können.

Wie es in Griechenland und der Levante in dieser Beziehung aussieht, weiß ich nicht.

Diese Mischerei ist vielen deutschen Großhändlern übrigens auch bekannt; sie kaufen aber das Oel dennoch nach wie vor, weil sie wieder ihre Abnehmer dafür finden, da der deutsche Consument das gute, wirklich reine Olivenöl ja gar nicht kennt und dasselbe deßhalb auch nicht zu schätzen weiß.

Dem Uebelstande des Mischens wäre nur dann abzuhelfen, wenn das schlechte Oel für Speisen (Salat) keine Käufer mehr fände oder die Polizei sich in's Mittel legte, daß gemischtes Oel unter dem Namen Olivenöl nicht mehr verkauft werden dürfte. Dazu wird es aber wohl so bald nicht kommen. Wer daher ein gutes, reingehaltenes Olivenöl für seine Haushaltung wünscht, wird gut thun, sich an irgend eine Vertrauensperson im Süden zu wenden, die ihm dasselbe an der Quelle vor stattgefundener Taufe einkauft. Ich habe das Glück, eine solche Vertrauensperson in Livorno zu besitzen — einen Herrn, der für seine Familie und einige Freunde in Deutschland den Haushaltungsbedarf an Olivenöl auf einem Podare bei Lucca (wo bekanntlich in Italien das feinste Oel producirt wird)

deckt. Dies Oel ist wirklich vorzüglich und findet die Qualität auch bei meinen rheinischen Verwandten, die ich seit einigen Jahren damit versehe, allgemeinen Beifall.

Das Oel kostet nun zwar im Ankauf circa 15 Lires per 100 Kilo mehr, wie das unreine Oel, welches die Händler führen; dafür ist es aber auch genießbar und hält sich Jahre lang, während das gemischte Zeug schon nach kurzer Zeit ranzig wird. Früher ließ ich das Oel in Giarre (großer irdener Krug) kommen, damit es nicht etwa vom Faß einen Beigeschmack annehme; dies vertheuerte das Oel aber durch die große Tara (60 %) und die dadurch erhöhten Transportkosten ungemein, und nachdem mir noch einige Krüge unterwegs zerbrochen wurden und leer ankamen, entschloß ich mich, das Oel fernerhin in neuen Fässern zu beziehen und bei Ankunft sofort in Flaschen abzuziehen. — Meinen rheinländischen Verwandten und Freunden schicke ich nun gewöhnlich Kisten à 12 Flaschen (Rheinweinflaschen-Format von weißem, durchsichtigem Glas) und stellt sich ein solches Kistchen incl. Verpackung ꝛc. auf Mk. 24 franco hier oder z. B. franco Berlin auf Mk. 27 = Mk. 2,25 per Flasche.

V.

Die Schwammfischerei. — Sprachschwierigkeiten. — Das römisch-katholische und das griechisch-orientalische Zeichen des Kreuzes. — Eine fromme Legende, welche erläutert, warum die ionischen Inseln so steinreich, und warum die Ithakesen so klug sind.

Doch jetzt, wirst du sagen, wollen wir uns nicht über Haushaltungsgegenstände unterhalten. Wir sind ja nicht in Berlin, sondern in Ithaka.

Du hast Recht, wie immer. Kehren wir also zurück zu dem ithakesischen Kaïki oder der Barke. Außer den kleinen

Liedern, die ich oben wiederzugeben versuchte, sangen die älteren Ruderer auch einige, welche sich auf Deutsch nicht wiedergeben lassen, weniger wegen der Form, als wegen des Inhalts, welcher mir damals auch außerdem etwas bedenklich schien für den vierzehnjährigen Jungen. Allein der Letztere schien gerade an diesen seinen besonderen Gefallen zu finden; denn er machte dazu seine tollsten Capriolen.

Als wir der Ostküste der Insel entlang fuhren, stießen wir auf einige Kähne, deren Mannschaft beschäftigt war, etwas aus dem Grunde des Meeres zu heben. Ein alter Mann hatte eine große blecherne Röhre in der Hand, oben und unten offen, durch die er in die Tiefe der See hinunter schaute, welche hier, nahe der Küste, so außerordentlich durchsichtig ist, daß man bis auf den Boden sehen und sowohl die Pflanzen als die Thiere, die Tange und die Algen, die schwarzen Krebse und die rothen Tausendfüße (vor letzteren muß man sich, wenn man badet, hüten, denn die Berührung mit ihnen erzeugt eine Entzündung der Haut, welche schmerzhaft ist, wenn sie auch glücklicher Weise nicht lange dauert) und was sonst noch Alles da unten herum wächst, wogt, lebt, webt und wimmelt, genau beobachten kann. Und zwar zeigt sich hier dieselbe Täuschung im Wasser, wie auch in der Luft. Nicht für den Eingeborenen, sondern für den Fremdling aus Norden, welcher an trübe Luft und trübes Wasser gewöhnt ist. Man muß erst seinen Maßstab berichtigen hier unten im Süden. Einen Berg, welcher vier Stunden weit von uns weg ist, taxiren wir in Folge der uns ungewohnten Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft auf eine Stunde Entfernung. Deßgleichen die Inseln. Ebenso, wenn wir in die Tiefe des Meeres sehen, schätzen wir dieselbe in Folge der Klarheit des Wassers, welches zudem die Dinge auf seinem Boden etwas zu vergrößern scheint, auf vier bis fünf Fuß, während dieselbe in Wirklichkeit wenigstens zwanzig Fuß beträgt.

Also denke dir den Alten mit seinem in die Tiefe gerichteten Fernrohr, welches die Gestalt des Rumpfes einer Gießkanne hat und nur doppelt so lang ist. Ich interpellirte Spiro, was Jener mache. Er sucht * * *. Die drei Sterne sollen ein griechisches Wort bedeuten, welches ich nicht verstand. Ich fragte Spiro: Wie heißt dieses Wort auf Italienisch? Spiro wußte es nicht. Wir konnten uns nicht verständigen. Da zog der englische Bastard ein Waschschwämmchen aus seiner Tasche, das offenbar einen Theil seiner Toilette-Requisiten bildet (denn hier ist Jeder ein Asmus omnia sua secum portans, wie weiland der Wandsbecker Bote); er reichte es mir entgegen und rief, sein bestes Italienisch zusammensuchend: Ecco, Signor, eccolò, questo e che cierca la gente, d. i.: Hier, Herr, hier, das ist es, was die Leute suchen. Er hatte mehr aus unseren Geberden als aus unseren Worten errathen, was ich wissen wollte, und hatte den guten Spiro überboten, welcher Letztere in Folge dessen eine Zeit lang verstimmt war.

Die Leute suchten also den Schwamm auf der Tiefe des Meeres. Auch dies ist ein Erwerbszweig der arbeitsamen und klugen Bevölkerung, welche sich trefflich zu ernähren weiß auf diesen anscheinend jeder Cultur unzugänglichen Bergen und Klippen. Als ich über letztere eine Bemerkung machte, erzählte mir Spiro eine Legende, welche ich dir mittheilen muß, weil sie wirklich sehr schön ist. Sie lautete in seinem Munde so: Als der allmächtige Gott das Festland und die Inseln erschaffen — bei dem Namen Gottes schlug Spiro jedes Mal ein Kreuz, jedoch als guter griechisch-orientalischer Christ in umgekehrter Richtung, wie die Römisch-Katholischen, oder wie man hier sagt: die Lateiner —, da gedachte er, auch Pflanzen und Thiere und die Menschen auf dieselben zu setzen. Vorher aber wollte er sich noch einmal das Ganze betrachten, ob es auch gut war. Er stieg daher herunter von seinem Himmel und flog über die

Erde. Aber es gefiel ihm nicht recht. Das Festland lag da so tellergleich wie ein Pfannenkuchen, und die Inseln sahen aus wie Plattfische. Es fehlte an Bergen. Da sprach der Herr: Ich muß noch Berge und Felsen hineinmachen, damit das Ding ein Gesicht kriegt. Und er fuhr wieder empor gen Himmel und sagte zu seinen Engeln: Ihr Engel! Nehmt euch einen großen Sack und geht hinunter und sammelt im Hof und im Garten Steine von allen Gestalten, Sorten und Farben, große wie kleine, und thut sie alle in den Sack und bringt mir denselben. Und die Engel thaten, wie der Herr sie geheißen. Der Herr aber nahm den Sack und fuhr zum zweiten Mal hinab auf die Erde. Und wie er so dahinflog über dieselbe, da griff er von Zeit zu Zeit in den großen Sack und nahm eine Handvoll von den Steinen und streute sie aus über die Erde, wie ein geschickter Säemann die Körner ausstreut über den gepflügten Acker. Und wie der Samen emporwächst zu Halmen und Aehren, so wuchsen die Steine empor zu Felsen und Bergen. Sie wuchsen sehr rasch. Denn damals war Alles noch neu, und es war auf der neuen Erde dazumal noch viel fruchtbarer, als jetzt auf der alten. Auf das Festland kamen die größeren Steine, auf die Inseln die kleinen. Zuweilen fiel auch einer in's Meer, das gab dann ein Scoglio (Klippe). Aber wir hatten Unglück. Als der Herr über unsere gesegneten Eilande flog, da wollte es der Zufall, oder ein tückischer Teufel, daß plötzlich der Sack riß und ein Loch bekam; und als es der Herr gewahr ward und das Loch zuhielt, da war es zu spät und das Unglück war schon geschehen. Das, was man jetzt Morea nennt und Akarnania, Epiros, Albania und die ionischen Inseln, das wurde dicht übersäet von den Steinen und Felsen, die durch den Riß im Sack herunterfielen. Sie wuchsen und wuchsen, bis der Herr ihnen Einhalt gebot. Auf unser kleines Ithaka waren allein zwei furchtbar große Steine gefallen, und dann noch

drei kleinere, der eine in die Mitte und die zwei anderen an das nördliche Ende, und dann noch ein Dutzend nebenherum in das Meer — das sind die jetzigen kleinen Eilande, die ich Ihnen gezeigt habe und die auch jetzt noch zur Insel Ithaka und deren Gebiet gehören, wie dies schon gewesen zur Zeit des heiligen Odysseus. Als nun Gott das Unglück gewahr ward, da fragte er sich, wie ist da zu helfen? Da sagte er: Ich weiß nur ein Mittel, auf diese Inseln — die nun einmal sind, wie sie sind, ich kann es ja selbst nicht mehr ändern —, auf diese Inseln muß ich Griechen setzen, das sind fleißige, kluge und gewürfelte Leute, zu Land und zu Wasser. Sie werden es verstehen, auf dem Lande den Oelbaum und die Traube zu pflanzen, und in den Buchten des Meeres, welche sicher und geborgen sind hinter den mächtigen Steinen, hohe und hohle Schiffe zu bauen und mit ihnen nach allen Völkern und Ländern der Erde zu fahren und mit deren Producten zu handeln, klug als Kaufleute und unerschrocken als Schiffer, so daß sie, was die Insel selbst nicht hervorzubringen vermag, sich als Tribut holen in andern Ländern. So ist denn Ithaka geworden, und so auch die Ithakesen.

Da in allen Büchern geschrieben steht, daß die Insel des Odysseus jetzt Theaky genannt werde, so will ich als gewissenhafter Berichterstatter am Schlusse dieses noch bemerken, daß ich auf der Insel selbst dieses Wort niemals vernommen. Die Bewohner nennen ihr Land Ithaka und sich selbst Ithakesen. Sie sind stolz auf diesen Namen. Deßgleichen auf den heiligen Odysseus und die heilige Penelope; und da sie darin vollkommen Recht haben und es auch von Fremden dabei belassen haben wollen, so soll's auch unter uns dabei bleiben.

Im nächsten Briefe will ich dir das Weitere von unserer Küstenfahrt erzählen.

VI.

Beschreibung der Stadt Vathy. — Die öffentlichen Gebäude. — Die Cafés, die Apotheken und die Barbierstuben. — Ithaka ein Kloster, aber kein Trappisten-Kloster. — Parlamentarische Debatten über Krieg und Frieden, über die Türken und über die Russen. — Hellenen und Rumänier.

Wir fuhren also zunächst zum Hafen von Vathy hinaus. Von der südlichen Spitze desselben aus, um welche sich die Stadt gruppirt, erblickt man keinen Ausgang. Der Hafen sieht vielmehr aus wie ein Binnensee — wie ein süd-italienischer etwa. Die Stadt liegt auf beiden Seiten des südlichen Ausläufers des Meeres und erstreckt sich noch etwas thalaufwärts. Sie bietet einen freundlichen Anblick von Außen, obgleich im Innern die Straßen in der Regel sehr eng sind. Die Anlage ist dieselbe, welche die an der See oder an größeren Flüssen gelegenen Bergorte der Balkan-Halbinsel gewöhnlich haben, ohne Rücksicht darauf, ob sie türkisch, griechisch oder slawisch sind. Die Straßen liegen, miteinander parallel laufend, terrassenförmig hinter- und übereinander. Mit anderen Worten: sie laufen nicht als schiefe Ebenen den Berg hinauf, sondern ziehen sich in gleichem Niveau horizontal den Berg entlang oder um den Berg herum. Die einzelnen Häuser wenden ihre Vorderseite zu Thal, dem Meer oder dem Fluß zu, von wo aus sie sich denn auch dem Beschauer auf das Vortheilhafteste präsentiren. Die Wege, welche die einzelnen übereinander gelegenen Terrassen miteinander verbinden, sind steil und steinig, natürlich unfahrbar, wie man denn überhaupt hier so zu sagen noch etwas weniger auf's Droschkenfahren eingerichtet ist, als auf der Insel Helgoland. Vathy hat eine große Anzahl öffentlicher Gebäude und Kirchen. Sie liegen meistens am Strande oder in der Nähe desselben. Dies

und der Umstand, daß die Quais gut angelegt und unterhalten sind, gibt der Stadt ein freundliches Aussehen und läßt sie größer erscheinen, als sie ist. Der Markt hat ein stattliches Municipalgebäude und ist umgeben mit einem Kranz von Kaffeehäusern, deren Gäste mit ihren Tischen und Stühlen beinahe den ganzen Platz occupiren, grade so, wie dies die Studenten auf dem Markte in Jena mit ihren Biertischen thun. Diese Cafés sind heutzutage das, was im alten Rom das Forum und in dem alten Hellas die Agorá war. Sie sind immer gedrängt voll von Männern, einerlei ob es Sonntag oder Wochentag ist. Jeder respectable Einwohner der Stadt hat sein Café und in diesem Café seinen Tisch und seinen Platz. Will man ihn sprechen, so geht man dorthin. Nur wenn man ihn nicht dort trifft, fragt man einmal in seinem Hause nach, wo er jedoch selten zu finden. Besuche im Hause gelten in der Regel den Damen. Außer dem Café und dem Markt, welcher als ein Zubehör des Kaffeehauses zu betrachten ist, hat die griechische Stadt noch eine Reihe anderer localer Centren. Als solche sind namentlich zu erwähnen: die Barbierstuben und die Apotheken, in letzteren wird in der Regel auch Liqueur und dergleichen gereicht. An allen diesen Orten wird Conversation gemacht, und dieselbe war diesmal außerordentlich lebhaft. Denn erstens waren viele Ithakesen zu Hause, welche sonst ihrem Erwerb in der Fremde nachgehen. Eine große Zahl der Bewohner der Insel treibt Handel und Schifffahrt. Sie dehnen ihre Geschäfte namentlich über die Donau, das Schwarze, das Marmara-, das Ägäische Meer und den Bosporus aus. Viele von ihnen halten sich auch eine größere Zeit des Jahres hindurch in den Donauländern, Constantinopel u. s. w. auf. Der Krieg hat nun die Donau und die Meere geschlossen und die Geschäfte lahm gelegt. Die Männer und die Schiffe sind nach Ithaka zurückgekehrt und warten auf bessere Zeiten. Die Leute lieben ihre Heimat außerordentlich, aber

auf die Dauer langweilen sie sich ein wenig in derselben. Sie haben den Drang nach der Ferne gleich ihrem Urahn Odysseus.

Ein Herr, der mir auf das Zuvorkommendste die Honneurs der Insel machte und mir seine Freude über meinen Besuch ausdrückte, sagte mir: Wir leben hier in Ithaka wie in einem Kloster. Wir sind zwar stets unter Menschen, aber es sind täglich dieselben, und sie führen täglich dieselben Gespräche. Ich kenne nicht nur eines Jeglichen Meinung, sondern weiß sogar, wenn er anhebt zu sprechen, was er in der nächsten Viertelstunde sagen wird. Deßhalb ist uns jeder Besuch von draußen, aus der großen Welt, doppelt willkommen, namentlich ein Mann wie Sie, welcher ... (hier folgten einige Artigkeiten, welche ich weglasse, damit du nicht Gelegenheit hast, schlechte Witze darüber zu machen ...).

Dies war denn in der Regel der Uebergang zu einer hochpolitischen Unterhaltung, welche bewies, daß, wenn Ithaka zur Zeit ein Kloster wäre, die Bewohner desselben wenigstens keine Trappisten sind, welche sich bekanntlich auf das Memento mori beschränken. Hier verschmäht man das Memento mori und redet viel und lebhaft von anderen Dingen.

In Ithaka gedenkt man nämlich durchaus nicht des Todes, sondern des Lebens und des Wachsthums. Die Stimmung ist hier viel lebhafter als in Korfu, wo man den Frieden will, und in Cephalonia, wo die Leute mehr an ihre Geschäfte denken als an die Politik. In Vathy, der Hauptstadt der Insel, sagt man so: Unsere Geschäfte leiden jetzt schon so, als wenn wir mitten im Kriege wären. Wir tragen den ganzen Schaden des Krieges, warum sollen wir seinen Nutzen verschmähen? Wir Griechen müssen uns bei Europa und bei den Großmächten wieder einmal in Erinnerung bringen. Dieses Europa, welches zwar unserem Volke zur Wiederauferstehung verholfen, aber ihm 1832 ein Gebiet zugemessen hat, das zum Sterben zu groß und zum Leben zu klein ist, scheint uns Griechen ganz vergessen zu

haben. Die Leute draußen bei euch, welche die Türken aus Europa hinausjagen wollen, sie sprechen von den Serben, von den Montenegrinern, von den Bulgaren, von den Bosniaken, von den Rumänen, von den Russen und von den Oesterreichern als von den muthmaßlichen Erben des im Sterben liegenden kranken Mannes, aber von uns Griechen ist nirgends die Rede. Sind aber nicht wir der einzige legitime Erbe? Wer war es denn, dem die Türken das Land abgenommen haben? Es waren die Griechen. Wenn nun der Räuber niedergeworfen und durch ein Verdict Europa's seiner Beute beraubt wird, was soll dann mit der Beute geschehen? Sollen die Richter etwa dieselbe unter einander theilen, oder soll sie der Staatsanwalt (das ist Rußland) für sich behalten? Oder ist es Rechtens, daß man sie zurückgibt an den Beraubten? Aber an Letzteres scheint Niemand zu denken. Man spricht nur von Christenthum und Humanität, von Erleichterung des Looses der christlichen Brüder.

Aber sind wir Griechen denn keine Menschen und keine Christen? Haben wir nicht mehr als irgend ein anderes Volk der Erde unter den Greueln des türkischen Regimentes gelitten? Haben wir demselben nicht standhafter widerstanden und es muthvoller bekämpft als all' jene slawische Rajah, welche doch stets unter der kirchlichen und politischen Führung der Griechen gestanden? Schmachten nicht noch Millionen von Griechen unter dem türkischen Joche, und bilden nicht grade sie das lebensfähigste und intelligenteste Element des osmanischen Reiches? Nachdem wir alles Uebrige ohne Erfolg versucht haben, bleibt uns kein anderes Mittel, uns in das Gedächtniß von Europa zurückzurufen, mehr übrig, als der Krieg wider die Türken. Ich weiß, was Sie dagegen sagen werden. Sie werden sagen, unsere Kriegsmacht sei schwach und unsere Finanzkraft noch schwächer. Letzteres ist leider wahr, Dank den Abmachungen von 1832, wo man uns wenig Land und viel Schulden zuge-

theilt hat. Aber unsere Armee ist viel besser, als man bei euch glaubt. Unsere Stabsofficiere haben etwas gelernt. Mehrere derselben haben sogar in Berlin studirt. Und dann, was wollen Sie? Wozu haben wir denn überhaupt eine Armee? Wir haben nun seit mehr als vierzig Jahren mit schweren Opfern eine für unser kleines Land sehr große Armee unterhalten, daneben auch einige kleine Kriegsschiffe angeschafft. Sollen wir diese Opfer gebracht haben, um in dem einzigen Augenblick, wo uns diese Instrumente nützlich sein könnten, keinen Gebrauch davon zu machen? Dazu ist ja die militärische Aufgabe, welche uns zufällt, keine allzuschwierige. Rußland hat den Stier bei den Hörnern gefaßt. Alle Kraft, welche der Türke noch hat, ist in Asien und an der Donau in Anspruch genommen. Für das, was ihm danach noch bleibt, sind wir stark genug. Jedenfalls wird unsere Schilderhebung hinreichen, um alle hellenischen Geister, welche noch unter dem türkischen Joche seufzen, wachzurufen, um unseren Brüdern in Epirus, in Thessalien, Macedonien, Syra, Kandia u. s. w. zu sagen, daß wir bereit sind, mit ihnen zu siegen oder zu sterben, und endlich um Europa die Augen zu öffnen, um ihm zu zeigen, daß es außer den Griechen, welche jetzt unter dem Scepter des Königs Georg leben, auch noch viele andere gibt, welche mit jenen zu einem untheilbaren Ganzen vereinigt zu werden wünschen. Sie, als ein Anhänger des Princips der Nationalität, das Sie in Deutschland so glücklich verwirklicht haben, können eine andere Nation nicht tadeln, wenn sie dasselbe will, wie die Deutschen!

— Das tadle ich gewiß nicht, sagte ich ihm, und ich glaube, es wäre im Interesse von ganz Europa höchlichst zu beklagen, wenn im Falle einer Vertheilung der europäischen Türkei irgend ein Theil derselben, welcher vorzugsweise von Hellenen bewohnt wird, unter eine nicht-griechische Macht gestellt würde, sei es eine direct oder indirect russische.

Ich habe die verschiedenen Völker der Türkei gewissenhaft studirt und mich überzeugt, daß unter denselben die Griechen bei Weitem die lebensfähigste und cultivirteste Race bilden. Das habe ich auch wiederholt öffentlich ausgesprochen. (Siehe meine „Türkische Reise“, Band II, S. 206 u. ff.) Unter diesen Umständen finde ich es begreiflich, daß unter dem Einflusse des gegenwärtigen russischen Krieges auch die Griechen sich fragen: Wo bleibe ich denn und was bekomme ich, wenn der Pfannkuchen zerschnitten und vertheilt wird? Ich frage nur: Ist grade der Krieg das richtige Mittel, um sich für die, wie ich glaube, keineswegs so nahe liegende Möglichkeit eines Aufhörens der türkischen Herrschaft in Europa seinen Theil an dem Nachlasse zu sichern. Und da sage ich: Nein! Haben Sie eine Ursache, der Türkei den Krieg zu erklären? Ich sehe keinen casus belli. Denn ich halte es nicht für gerechtfertigt, daß, wenn ein Dritter über meinen Nachbar herfällt, bloß deßhalb, weil er sich für stärker hält, daß ich dann mich dem Stärkeren anschließe, um mit demselben etwas zu erbeuten. Sie kennen ja die Fabel von den kleineren Thieren, welche sich mit dem Löwen zu einem Jagd- und Consumverein associirten. Bei einer solchen societas leonina fällt dem Löwen der Consum allein zu. Ist das Beispiel von Serbien so verlockend, das von Rußland in den Krieg gehetzt und dann im Stiche gelassen wurde? Oder das von Rumänien, welches jetzt schon, ehe an der Donau irgend etwas geschehen, aufgehört hat, Herr in seinem Lande zu sein? Oder das von Montenegro, das in einem „Kampf bis auf's Messer“ nutzloser Weise beinahe ein Drittel seiner erwachsenen männlichen Bevölkerung opfert und „sich zu Tod siegt“, wenn es so fortfährt? Wenn Sie sich jetzt in den Krieg stürzen, dann ist Griechenland, mag es mit der russischen Regierung einen Vertrag schließen oder nicht, factisch der Verbündete oder vielmehr der Vasall Rußlands und der Gegner Englands,

gegen welches letztere doch Griechenland immerhin bedeutende Verpflichtungen hat. Und habt ihr Griechen denn von den Russen überhaupt irgend etwas zu erwarten? Was hat Rußland für Griechenland gethan? Erinnern Sie sich doch an den Aufstand von Kandia und an die Rolle, welche Rußland gespielt hat während der drei Jahre, in welchen das Volk dieser Insel heldenmüthig um seine Unabhängigkeit rang! Bedenken Sie nur: Was Rußland von der Türkei erhält, ist für die Griechen auf ewig verloren! Sie werden davon schwerlich je etwas erhalten; auch wird Rußland, wie überall, so auch hier, Zollschranken an seinen neuen Grenzen errichten, welche dem Handel und der Schifffahrt der Griechen den Untergang bereiten. Der Türke läßt euch überall freie Passage. Der Türke ist die Schwäche und deßhalb bedeutet er nicht nur das kleinere Uebel, er bedeutet vielmehr grade für die Griechen die Hoffnung. Es ist gar nicht nöthig, euch Europa gewaltsam in das Gedächtniß zu rufen. Dafür, daß man euch nicht vergißt, werden schon eure Gläubiger und die Inhaber der griechischen Staatsobligationen sorgen. Ueber eure Armee erlaube ich mir kein Urtheil. Jedenfalls ist euch die türkische Marine sehr überlegen und ein Monitor könnte schon viel Unfug verüben an den Küsten der ionischen Inseln. Das Bedenklichste aber für mich sind die Finanzen. Woher Geld nehmen zur Kriegführung? Ein Staat, dessen Einnahmen gering und dazu noch unsicher sind, der auf jeden Einwohner 100 Franken Schulden hat und der jetzt schon nicht im Stande ist, diese seine Schulden regelmäßig zu verzinsen und zu amortisiren, findet in Europa keine Anleihe oder nur unter solchen Bedingungen, daß es ihm besser wäre, er fände sie nicht. Wenn man nun trotzdem Krieg anfängt, so bleibt nichts übrig, als der verderblichste aller Auswege, nämlich die Fabrikation von Banknoten oder Papiergeld. Damit verschafft man sich für den Augenblick eine Erleichterung, aber

man opfert seine Zukunft. Dieses Papier mit Metallgeld einzulösen, würdet ihr natürlich nicht im Stande sein. Die Folge davon wäre dessen Entwerthung. Gegen die Entwerthung wird man den Zwangscours anwenden, und der Zwangscours führt zur Valutastörung. Dadurch wird aber euer jetzt wohlgeregelter Geldumlauf in eine heillose Verwirrung gerathen, das ganze volkswirthschaftliche Leben kommt dadurch in einen Zustand der Anarchie und der Vergiftung des Blutumlaufs, des circulirenden Mediums; der Credit des Staates wird untergraben, und schließlich bleibt der Regierung nur die Wahl zwischen Vermögensconfiscation oder Staatsbankerott. Das sind die sicheren Folgen eines mit unzureichenden Mitteln unternommenen Krieges. Sie sind zu verhängnißvoll, um die Chancen einer Möglichkeit des Gewinnes riskiren zu können, und da, den Fall einer alsbaldigen Auflösung der Türkei vorausgesetzt, Europa die von euch in Aussicht genommenen Territorien gewiß lieber den Griechen gönnt als den Russen, so würde ich als aufrichtiger Freund Griechenlands nicht rathen, zu früh und unvorbereitet an das Schwert zu appelliren. Das lautet vielleicht nicht schön, aber es ist gut gemeint, und ich kann mit unserem Dichter sagen: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.“ So viel von unserer Unterhaltung.

Meine Bemerkungen in Betreff der russischen Politik gegenüber den Griechen wurden allgemein als richtig anerkannt. Rußland hat hier keine Freunde. Diese „christlichen Brüder“ wollen durchaus nicht „von Rußland befreit“ sein. Sie ziehen sogar das türkische Regiment vor, weil sie sich sagen: die Türken werden wir doch bald los, nicht aber die Russen. Meine Ansichten in Betreff der Finanzen wurden als zu pessimistisch bezeichnet; Viele glaubten sogar noch an die Fabel der Banknoten, welche sie für Geld hielten, während ich sie nur für Schulden halte, und zwar für die denkbar schlimmste Sorte aller möglichen Schulden.

Doch genug. So debattirten wir über „Krieg oder Friede“ fast in parlamentarischen Formen, und zwar in italienischer Sprache, welche hier von allen Gebildeten verstanden und gut gesprochen wird. Die Verhandlung fand im vollsten Lichte der Oeffentlichkeit Statt, nämlich in oder vor dem Kaffeehaus. Sie entwickelte sich zunächst an einem der kleinen Tische, an welchem ich mit mehreren Honoratioren der Stadt saß. Sie wurde laut und lebhaft geführt, und so bildete sich bald rings um uns herum eine Corona, welche sich nicht auf das Zuhören beschränkte. Es war wie im englischen Unterhause. In der Nähe des Tisches des Sprechers saßen die Hauptredner, welche abwechselnd für oder wider den Krieg plaidirten, und dahinter und darüber erhob sich ringsum die Schaar der übrigen ‚Honourables‘. Von allen Seiten wurden die Formen der Mäßigung und der Höflichkeit eingehalten, und ich kann nicht genug loben und anerkennen, mit welchem persönlichen Wohlwollen, mit welcher echt hellenischen Urbanität meine Aeußerungen aufgenommen wurden, obgleich sie Manchem sehr ketzerhaft schienen. Freilich war ich bestrebt, ihnen in der Form jedes Verletzende zu nehmen.

Kurz, man wußte zu discutiren und verstand sich darauf, die Wahrheit, auch wenn sie nicht gut schmeckte, zu hören, und wenn ich mich erinnere, welche Wuth und welche Schimpferei sich in dem Fürstenthum Rumänien erhob, sobald man sich nur den geringsten Zweifel an der Macht und der Herrlichkeit und der weltbefreienden Mission dieser edlen Judenverfolger erlaubte, so wird mir es immer klarer, wie diese wirklichen Nachkommen der alten Hellenen hoch über den vermeintlichen Enkeln der alten Römer stehen, welche gegenwärtig in den Steppen der Walachei hausen.

VII.

Die Lage und Einwohnerzahl von Vathy. — Die Einrichtung der Wohnhäuser. — Vathy an der See; die Dörfer auf den höchsten Bergen, zum Schutz gegen die Piraten. — Analogien und Belege aus Homer und Thucydides. — Culturgeschichtliche Parallelen. — Eine deutsche Anekdote und die Moral von derselben.

Die Wohnungen der besseren Classe in Vathy sind alle nach demselben System gebaut. Zu ebener Erde befindet sich die Küche, der Keller und die sonstigen Wirthschaftsräume. Zu den Empfangs- und Wohnräumen der Familie steigt man auf einer breiten Freitreppe mit schönen weißen Stufen aus Kreidekalkstein empor, der so glatt aussieht wie Marmor. Der eine Treppe hoch gelegene Empfangssaal hat gewöhnlich einen langen und schmalen Balcon. Obgleich eine wahrhaft tropische Hitze herrscht, sind die Zimmer alle so vortrefflich ventilirt, daß man sich darin recht behaglich fühlt. Das Mobiliar ist solid und meist in englischem oder österreichischem Geschmack gearbeitet. Nirgends sieht man jenen eigenthümlichen Aufputz und jene Sucht, die Franzosen sclavisch zu copiren, wie dies z. B. in Rumänien überall auffällt. Auch die Damen verschmähen es, sich mit den pariser Flittern der vorletzten Saison zu behangen. Sie sind, auch wenn sie anständigen Besuch empfangen, einfach gekleidet. Ein dunkelfarbiges Kleid und eine einfache Halskrause genügen und kleiden schön.

Vathy ist die einzige Stadt der Insel Ithaka. Sie zählt etwa 3000 Einwohner, während die Insel deren 13,000 haben soll. Vathy ist auch einer der wenigen Orte, die dicht an der See liegen. Die übrigen, namentlich aber die bäuerlichen Ortschaften, haben sich die höchsten Spitzen der Berge ausgesucht. Dies ist um so auffallender, als der

Rücken und die Spitze der Berge meist aus kahlen Kalkfelsen bestehen, welche jeder Cultur unzugänglich sind, und die Terrains, auf welchen man Oliven, Trauben, Tabak, Erbsen, Linsen und Getreide baut, entweder unten an der See auf dem Schwemmlande oder auf dem untern Abhange der Berge liegen. Die Bauern müssen also, um zu ihrem Lande zu gelangen und es zu bearbeiten, Morgens ein paar Tausend Fuß auf beinahe unzugänglichen Gemspfaden hinunter und Abends wieder hinaufsteigen. Die Schafe, Ziegen und Schweine allerdings weiden meist oben, und Pferde oder Kühe gibt es nicht viele. Hierin hat sich seit den Zeiten des Odysseus wenig geändert. Denn schon Homer erzählt uns (Odyssee, IV, 607 — 608) von Ithaka und den umliegenden Eilanden, daß von diesen Inseln keine

— den muthigen Rossen zur Rennbahn
Oder zur Weide bequem, und Ithaka minder, als alle.

Ich forschte nach den Gründen, warum wohl die Vorfahren der Insulaner sich so unbequeme Wohnstätten ausgesucht hätten, und man gab mir einen Grund an, den ich für vollkommen glaubwürdig halte. Es ist die allgemeine Unsicherheit und namentlich die Piraterie, welche die Bevölkerung veranlaßt hat, die Nähe der Wasserstraße zu fliehen und sich auf den höchsten Spitzen der Berge ein Asyl zu suchen. Es ist noch nicht lange her, daß die Galeeren und Galionen der Barbaresken, der afrikanischen Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, das Tyrrhenische, Jonische, Aegäische und Adriatische Meer unsicher machten und daß diese Seeräuber überall an der Küste, was ihnen von Menschen in die Hände fiel, mitschleppten und als Sclaven verkauften.

In Folge dieses eigenthümlichen Umstandes liegen denn auch nur solche Orte an der Küste, welche befestigt sind oder ehemals befestigt waren, oder welche, wie Vathy, durch ihre

Lage in dem tiefsten Innern der Bucht eines leicht zu vertheidigenden Hafens genügende Sicherheit bieten. Im Uebrigen hat die Bevölkerung Rettung in den Bergen gesucht. Diese Erscheinung tritt uns auf sehr vielen Inseln des Mittelmeeres entgegen. Auf anderen und auch hin und wieder auf dem Festlande, in der Nähe der Küste, finden wir die eigenthümliche Erscheinung, daß Dörfer überhaupt gar nicht existiren, sondern die Bauern ebenfalls in den Städten wohnen und von da aus — allerdings mit großer Zeit- und Kraftvergeudung — excurrendo ihre Landwirthschaft betreiben. So ist es z. B. auf der Insel Sardinien. Auf Sardinien freilich sagt man, die Bauern wohnen deßhalb in der Stadt, weil auf dem Lande die Malaria herrsche und weil man dort nicht wohnen könne, ohne das Fieber zu bekommen. Vielleicht hängt es auch, wenigstens zum Theil, mit jener Unsicherheit zusammen, wenn sich auf den betreffenden italienischen und griechischen Inseln überhaupt ein wahrhaft freier und unabhängiger Bauernstand nicht entwickelt hat und der rusticale Grundbesitz stets von dem städtischen (urbanen) und von dem Stadtpatriciat abhängig und demselben tributpflichtig geblieben ist. Alles das wäre noch näher zu erforschen und würde dann eine neue Bestätigung des Satzes des Baco von Verulam bilden, daß man nur das richtig weiß, dessen Ursachen man erforscht hat (Vere scire est per causas scire). Wem fällt übrigens da nicht die Stelle von Thucydides in der Einleitung zu der Geschichte des Peloponnesischen Kriegs ein, wo es etwa so heißt (I. 7):

— „Die neuerdings gegründeten griechischen Städte, deren Erbauer schon der Schifffahrt kundiger und an Geld und Gut reicher waren, wurden dicht am Meere angelegt und durch Mauern geschützt. Hingegen sind die älteren Städte wegen der Seeräuber größtentheils weit vom Meere entfernt angelegt, und zwar sowohl die auf den Inseln, als

auch die des Festlandes. Denn man pflegte damals sich gegenseitig auszuplündern. Vorzugsweise aber wurden die geplündert, welche an der Küste wohnten, ohne selbst Schifffahrt zu treiben. So sind denn diese älteren Orte bis zum heutigen Tage tief in dem Innern des Landes gelegen."

Die Seeräuberei war in der griechischen Heroenzeit ein Metier, wie jedes andere. Die alten Dichter lassen, wie Thucydides an einer anderen Stelle seiner Einleitung (I. 5) sagt, an anlandende Seefahrer die Frage stellen, ob sie Piraten seien, oder was etwa sonst, so daß weder die Gefragten diesen Beruf in Abrechnung stellen würden, noch die Fragenden damit den Begriff eines Schimpfes verbinden.

Nestor fragt bei Homer (Odyssee III. 68 u. ff.) den Telemach und Mentor, nachdem er sie gastlich empfangen, in aller Freundschaft:

Fremdlinge, sagt, wer seid Ihr? Woher durchschifft Ihr die Wogen?
Führen Geschäfte Euch über die See her? Schweifet Ihr planlos
Ueber das Meer in der Irre daher, als Räuber umherzieh'nd,
Keck einsetzend das Leben, das Volk zu befehden im Ausland?

Ein wider die Piraterie gerichtetes internationales Recht existirte damals noch nicht.

In Deutschland war es auf dem Lande ja ähnlich in den Zeiten des sinkenden Mittelalters. Da hieß es:

Reiten und Rauben ist keine Schand',
Das thun die besten Leute im Land.

Man sieht indessen an dieser Wahrnehmung in Betreff der menschlichen Wohnstätten, welche ich in Obigem angedeutet habe, wie groß die Macht der Gewohnheit ist.

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Unsere Juristen sagen: Cessante ratione legis cessat

lex ipsa, d. h. sobald der Grund einer Vorschrift wegfällt, fällt die Vorschrift selbst weg.

Dies ist jedoch, mit Verlaub zu sagen, nicht wahr; auf juristischem Gebiet so wenig, als auf irgend einem andern. Wir sehen heute noch den Glanz eines Sternes in mehr als Sirius-Ferne; der Stern selbst ist schon vor hundert Jahren erloschen, allein sein Licht ist noch unterwegs und gelangt eben erst zu uns. Jeder von uns steht, ohne es zu wissen, unter Einflüssen, welche aus dem entlegenen Osten und aus uralten Zeiten herstammen und heutzutage eigentlich gar keine Berechtigung mehr haben; aber sie wirken auch zeitlich fort in Sirius-Ferne, nicht blos räumlich. So ist es auch mit den Wohnstätten der Bauern am Mittelländischen Meer. Der Bauer ist dort im Allgemeinen gar nicht so an seine Wohnstätte gebunden, wie in Deutschland. Ein südliches Haus ist ein einfaches und billiges Ding. Steine, es zu erbauen, findet man überall, und mit Hilfe einiger Freunde ist es schnell aufgerichtet; auf innere Einrichtung und wohnliches Gemach macht man hier weiter keinen Anspruch; das Werthvollste an dem Ganzen sind noch die Hohlziegel auf dem Dache. Heimweh grassirt dort auch nicht. Es wäre an sich nicht schwer, das alte Haus da oben im Stiche zu lassen und da unten ein neues aufzuführen. Das ist es also nicht, was die Leute an die Höhen bindet. Und doch bleiben sie droben, obgleich die Barbaresken schon lange keine Piratenschiffe mehr schicken. (Nur einige Städte, wie z. B. Argostóli auf Cephalonia, sind von den Bergen herunter an die Küste gestiegen.) Was ist die Ursache dieses Beharrens? Nichts als das Gesetz der Trägheit, das sich hier sonderbarer Weise äußert in der Form einer täglichen raschen und schwierigen Bewegung, nämlich des Nieder- und Aufsteigens an den steilsten Bergabhängen. Der Bauer auf Ithaka argumentirt gerade so, wie der Bauer in Deutschland: „Unsere Vorfahren haben es

so gehalten. Warum sollen wir es nicht auch so halten? Was für sie gut genug war, ist auch gut genug für uns. Jedenfalls müssen unsere Vorfahren einen vernünftigen Grund für diese Wahl ihrer Wohnstätte gehabt haben. Das genügt uns, auch wenn wir den Grund nicht mehr wissen."

Es kommt immer hinaus auf die Geschichte von der Schildwache, welche in einer deutschen Festung seit länger als einem Menschenalter an einem gewissen Platze gestanden hatte. Endlich kommt ein neuer Commandant.

— Was soll da die Schildwache? fragte er, ich sehe in der That keinen Grund, warum an diesem Platze eine Schildwache steht.

— Den Grund wissen wir auch nicht, lautet die Antwort, aber ohne Zweifel ist ein solcher vorhanden; denn die Schildwache steht da schon seit ewigen Zeiten.

— Das beweist für mich gar nichts! replicirt der neue Commandant. Er läßt die Acten nachschlagen; und es findet sich, daß vor vierzig Jahren eine Schildwache dorthin gestellt wurde, um die Berührung eines frisch angestrichenen Geländers zu verhindern. Der Anstrich war längst getrocknet. Ja, selbst das Geländer mitsammt dem Anstrich war schon verschwunden. Nur die Schildwache war übrig geblieben. Viele Generationen von Soldaten hatten dort gestanden und sich zwar pflichtschuldig, aber ohne Nutzen für die Menschheit und für die Festung, sträflich gelangweilt.

Man muß also warten, bis der neue Commandant kommt. Das ist die Moral der Geschichte.

VIII.

Blumen an den Häusern. — Forts auf den Höhen. — Insel-Caserne. — Eigenthümlichkeit der Windmühlen. — Der innere Hafen und der große Vorhafen. — Die zu Ithaka gehörigen kleinen Inseln und Klippen. — Menschen und Vieh auf denselben. — Die Begegnung mit dem Priester. — Das Volk bedarf eines Priesters, aber nicht eines Arztes zum Sterben. — Der Strand und die Felsen. — Die Vegetation. — Ein Torrento oder Rheoma.

Indessen setzen wir unsere Kahnfahrt fort. Vorüber an all' den netten Häusern mit ihren steinernen Freitreppen, ihren Balcons und ihren Zierblumen. Unter letzteren machen sich jetzt hier namentlich die dunkelrothen Federnelken bemerklich; die Zeit der Rosen, welche hier in allen Formen und Farben blühen (namentlich ist hier der Rosenstock auch als üppig in die Höhe und in die Breite wuchernde Schling- und Kletterpflanze sehr häufig), ist auf den ionischen Inseln seit Mitte Mai schon zu Ende.

Vorüber an den zahllosen kleinen Forts, welche die Spitzen der Berge krönen. Sie sind erbaut von den Engländern, den Franzosen, den Venetianern, vielleicht sogar schon von dem alten Geschlecht der Orsini und Tocchi. Die Griechen lassen sie alle verfallen. Mit Recht. Sie haben ihren Werth verloren. Das ist das Schicksal auch der Einrichtungen des Krieges, welcher, wie der Dichter sagt, die Besten verschlingt. Die Torpedos haben die Monitors entwerthet, und so ein kleines hübsches Fort, wie sie da droben so malerisch liegen, wird von einem einzigen Schuß einer Krupp'schen Kanone in die Luft geblasen. Hätte man nur das Geld wieder, was es gekostet! Und was kosten bei uns nicht erst die Entfestigungen, nachdem man die

Kosten der Befestigungen verschmerzt hat? Der Mensch ist und bleibt ewig der alte ἑαυτὸν τιμωρούμενος.

Doch vorüber. Vorüber an den zahllosen Windmühlen, welche sich rittlings auf jeden in die See vorspringenden Felsgrat, auf jede einigermaßen günstige Spitze gesetzt haben. Sie spielen hier eine sehr große Rolle. Denn fließendes Wasser ist rar hier. Manche dieser Windmühlen sind in Verfall gerathen und gleichen dann einem alten Wartthurm, was sie aber niemals gewesen. Sie sind hier nicht aus Holz, wie in der Mark Brandenburg, sondern bestehen aus solidem, dickem Mauerwerk, das einer Ewigkeit Trotz bietet. Die Construction des Rades und der Flügel ist hier eine ganz andere, als im nördlichen Deutschland. Man hat hier nicht die vier schweren hölzernen Flügel, sondern ein acht- oder zwölfeckiges Rad mit eben so viel Speichen, Alles leicht construirt, aus Rohr oder Bambus. Wenn die Mühle geht, ist an jedem dieser Radien ein Segel aufgezogen, welches ein Dreieck bildet, mit dem spitzen Winkel nach dem Centrum. Es ist ein schöner Anblick, diese zwölf blendend weißen Segel-Dreiecke sich drehen zu sehen, namentlich etwa auf dem saftig grünen Hintergrunde von Orangen- oder Feigenbäumen, oder auf dem tiefblauen des Himmels oder dem noch blaueren des Meeres.

Vorüber an der großen Insel mitten im Hafen, welche die Engländer als Caserne ausgebaut haben, vor welcher sich jetzt aber nur einige wenige griechische Soldaten befinden und sich gräßlich zu langweilen scheinen. Vorüber endlich an der kleinen Felsenklippe, welche unmittelbar vor der Mündung des Hafens von Vathy in den großen von Westen nach Osten sich hinziehenden General-Hafen liegt. Sie hat oft zur Vertheidigung des Hafens nach Außen gedient, aber auch die zum Angriff bereiten Schiffe des Feindes haben sich zuweilen dahinter versteckt und geborgen.

Wir verlassen den Special-Hafen von Vathy und wenden

uns, statt wie bisher nördlich zu fahren, nach Osten, um, nachdem wir auch den General- oder Vorhafen bis zu seiner östlichen Mündung durchrudert, unsern Kahn nach Norden zu wenden, hinauffahrend längs der östlichen Küste der Insel.

Wir haben nun im Osten vor uns das griechische Festland, die Berge von Akarnanien und Morea, Patras und Missolunghi, und dahinter den mächtigen Parnassus, welcher sein erhabenes Haupt in die Wolken hüllt. Unmittelbar vor uns liegen die schroffen Kalkfelsen der akarnanischen Berge. Zwischen diesen aber und Ithaka selbst erblicken wir die zahlreichen kleineren Inseln, Inselchen, Klippen und Punkte, welche zum Gebiete von Ithaka gehören und in der That so recht das Aussehen haben, als wären sie aus einem zerrissenen Sacke herausgefallene Steine. Wie mir mein alter Mentor Spiro sagte, sind einige davon von Menschen bewohnt, in der Regel aber nur von zwei bis drei Familien; andere dienen als Viehweide. Noch andere sind zu gar nichts zu brauchen und dienen höchstens den Schwalben des Meeres, den Möven, dazu, dort ihre schwatzhaften Volksversammlungen zu halten. Was die als Viehweiden benutzten Inselchen anlangt, so wird das Vieh von der Hauptinsel dorthin gebracht und dann seiner Selbstverköstigung und seinem Selfgovernment überlassen, wobei natürlich immer ein gewisser Procentsatz zu Grunde geht. Vieh kann sich nicht selber regieren. Von Zeit zu Zeit bringt man ihm Salz. Die Hauptschwierigkeit aber ist, ihm frisches Wasser zu schaffen. Auf dem Inselchen findet sich wohl von Natur oder durch Menschenhand ausgehöhlt eine Vertiefung in den Felsen, worin sich das Regenwasser sammelt und dem Vieh erreichbar bleibt. Wenn aber der Regen aufhört und die heiße Jahreszeit beginnt, wie gegenwärtig, dann muß man das Vieh wieder herüberholen auf die größere Insel, damit es nicht verdurstet.

Als wir auf der Rückfahrt waren, holten wir eine Barke ein, welche von einer dieser kleinen Inseln kam. Es war ein Fischerkahn; er hatte schöne rothe Barboni gefangen. Außerdem hatte er ein Werk der Barmherzigkeit verrichtet. Er hatte gratis einen Priester mit hinüber genommen und brachte ihn jetzt wieder zurück nach Bathy. Der Priester hatte einem der Einsamen auf der Klippe die letzten Tröstungen seiner Religion gespendet. Die Armen verstehen es dort sehr wohl, ohne Beistand eines Arztes zu sterben. Aber den Priester haben sie dazu nöthig. Ein Arzt hat niemals den Fuß auf dieses Scoglio gesetzt, er würde am Ende gar Bezahlung verlangen. Der orientalische Priester aber steht auf einem andern Standpunkt. Er nimmt Almosen und er spendet Almosen. Er steht außerhalb der wirthschaftlichen Ordnung der irdischen Dinge. Vielleicht unterscheidet er sich dadurch von den abendländischen Priestern, daß sein Reich wirklich nicht von dieser Welt ist.

Meine vier Ruderer begrüßten zwar den Priester respectvoll. Damit hatten sie jedoch ihrem Glauben vollkommen Genüge geleistet. Danach begannen sofort die irdischen Leidenschaften wieder zu erwachen: die Concurrenz nämlich und die Ambition. Sie nahmen jeder einen Schluck Wasser aus einem antik geformten weitbauchigen, dünnhalsigen, doppelhenkeligen irdenen Krug und dann griffen sie mächtig in die Ruder. Ein Dutzend Schläge, mit weithin schallenden tactirenden Rufen begleitet, und wir hatten den Kahn des Priesters und der Fischer weit hinter uns zurückgelassen. Den Ausdruck des Triumphes und der Schadenfreude hättest du sehen sollen. Die zwei jungen schwarzen Ithakesen vergaßen darüber alle Anstrengung, die gewiß in dieser tropischen Hitze nicht leicht war. Denn sie ruderten doch bis in den Mittag (mezzo giorno) hinein, mehr als vier Stunden. Ihre schwarzen Augen, die sich noch so eben respectvoll vor dem Priester niedergeschlagen, blitzten nun mit

einem spitzbübischen stillen Hohngelächter unter der fast ganz mit Haar bedeckten Stirn und den stolz geschwungenen schwarzen Brauen hervor, und hinter ihnen auf der Spitze des Kahnes schnitt wieder der Kleine die tollsten Grimassen und machte Capriolen, die man füglich maritime hellenisch-classische Bocksprünge nennen konnte. Der Kleine war das Satyr-Spiel zu den drei andern ordentlichen Handlungen oder Dramen. Das hätte man malen sollen. Warum gehen überhaupt die Maler nicht hierher, statt uns immer und ewig dieselben stereotyp gewordenen alten abgestandenen römischen Modelle wieder von Neuem abzuconterfeien?

So hatten wir unsere Unterhaltung auch auf dem Kahn. Der Charakter der Insel, mochten wir nun in dem innern Hafen von Bathy, oder in dem großen Vorhafen, auf welchen jener aufstößt, oder der Ostküste des Eilandes entlang, zwischen diesem auf der einen und seinen kleinen Trabanten-Inselchen und dem griechischen Festlande auf der andern Seite hinfahren, blieb sich im Wesentlichen gleich. In der Regel fielen die Kalkberge steil, zuweilen auch senkrecht in die See. Die untersten Felsen waren von dem bissigen Zahn der Salzfluthen (dente mordace sagt Horaz) bös zugerichtet. Zuweilen waren tiefe Höhlen ausgewühlt, zuweilen stand nur noch ein Gerippe, indem das Wasser die weicheren Theile weggewaschen und nur die absolut widerstandsfähigen starren Felsknochen hatte stehen lassen. Die Farbe der so zerklüfteten Steine wechselte in allen Nuancen und Schattirungen zwischen weiß und hellgrau auf der einen und dem dunkelsten Blauschwarz auf der andern Seite. Nur ausnahmsweise findet sich am Fuße der Felsen ein weißer Strand und noch seltener ein Stück Schwemmland, welches dann aber auch in allen Reizen der üppigsten südlichen Vegetation prangt. Die durchschnittlich dreitausend Fuß hohen Berge sind nur selten gänzlich kahl. Meistens sind sie mit irgend einem kurzen Gestrüpp bewachsen, sei es

in der unteren Region mit Myrten, Stechpalmen oder Eichen, sei es in der oberen mit Ginster oder Erica, welche hier dreifach so hoch werden, wie bei uns. Namentlich die Erica-Bäume, welche jetzt alle schon blühen, sind prachtvoll. Mitten durch dieses Grün, das entweder dicht und geschlossen auftritt oder in einzelnen Flecken, im Großen dasselbe wie der grüne Schimmel auf dem englischen Käse (Stilton) im Kleinen, erstrecken sich von dem Grat des Berges bis in die Tiefe Runsen voll von Stein, Geröll und losgerissener, orangefarbiger oder braunrother Erde. Man nennt dieselben hier auf italienisch Torrento, und auf griechisch Rheoma; aus Anlaß des letzteren Ausdrucks mußte ich sogar den Kalauer hören: Diese Inseln seien außerordentlich rheumatisch. Am Rhein würde man ein solches Rheoma einen Wolkenbruch nennen. In der Regenzeit stürzt hier das Wasser, ein Regenstrom aus Felsenrissen, sagt Schiller, mit furchtbarer Gewalt abwärts.

Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm.

Während des größeren Theiles des Jahres aber sind diese Rheomen kahl und trocken und wälzen höchstens Steine und Gerölle herunter.

Die Steine werden auch zuweilen durch jene Erdbeben in Bewegung gesetzt, welche Ithaka mit Cephalonia gemein hat. In der Regel haben dieselben drei bis vier Stöße, wovon ein jeder ½ bis 1½ Secunde dauert. Sie thun gewöhnlich keinen besonderen Schaden. Da Ithaka nie ein Erdbeben für sich allein hat, sondern immer gleichzeitig mit Cephalonia, oder vielmehr unmittelbar nach demselben, und in Cephalonia die Stöße stärker sind, so nimmt man an, daß der Herd der Bewegung sich in Cephalonia befindet und daß Ithaka auch in dieser wie

in so mancher anderen Beziehung nur ein Zubehör der größeren Insel bildet.

Mit der letzteren gemein hat es auch den Mangel an Bächen und Quellen. Obgleich es längere Zeit des Jahres hindurch anhaltend regnet, so weiß doch diese Insel keinen Gebrauch davon zu machen. Entweder geht das Regenwasser gar nicht durch ihre Epidermis, sondern stürzt in Gestalt von Wolkenbrüchen oder Rhevmata auf kürzestem Wege hinunter zu den Gestaden des Meeres, etwa wie der Regen an einem wasserdichten Mantel hinunterläuft, ohne den Reiter, der den Mantel trägt, zu berühren. Oder das Wasser versinkt in die tiefen Klüfte, welche der Kreidekalk der Insel in seinem Innern birgt. Von da kommt es nur selten wieder zum Vorschein; man vermuthet, daß es in die See fällt, von welcher man behauptet, daß sie an einzelnen Stellen des Strandes mehr Kälte und weniger Salzgehalt habe als an anderen, was auf den Zufluß aus dem Innern der Felsen kommender, von der Sonne nicht gewärmter, süßer Gewässer schließen lasse.

So viel zur Charakteristik der im Großen und Ganzen wenig culturfähigen steilen Gebirge. Darauf aber kann man sich verlassen: Wo diese Berge nur irgendwie, und sei es auch nur in der mühsamsten Weise, cultivirbar sind, da sind sie auch wirklich cultivirt, und zwar gut cultivirt. Es klingt beinahe unglaublich, aber es ist mir von den glaubhaftesten Personen versichert worden, daß der Bauer auf Ithaka durch seine Landwirthschaft seinen eigenen Consum vollständig deckt (freilich sind seine Bedürfnisse auch kleiner als die der Menschen im Norden) und daß die Insel im Großen und Ganzen nicht nur Oel, Wein und Korinthen ausführt, sondern auch Getreide, welches seiner besonderen Güte wegen geschätzt und besser bezahlt wird als jenes des Festlandes. Man muß den Fleiß und die Ausdauer dieser Bauern bewundern. Wo nur eine Spur von Dammerde

zu finden, da sammelt man sie in einer Art von Nest oder Terrasse, oder wie man in dem rheinischen Weinlande sagt, zu einem Chörchen, um darauf Orangen, Oliven, Reben, Tabak, Korinthen oder Getreide zu ziehen. Oft sind die Vertiefungen oder die Terrassen gradezu in die Felsen eingehauen. Manchmal handelt es sich hierbei nur darum, einem einzelnen Baum oder einem einzelnen Weinstock eine kärgliche Stelle des Daseins, ein Δός μοῦ στῶ zu erringen.

IX.

Weinstudien. — Wein-Autoritäten. — A. Wilhelmj und Dr. Petri. — Weinbau in Korfu und in Ithaka-Cephalonia, eine lehrreiche Parallele. — Der griechische und der rheinische Weinbau, eine zweite Parallele, ebenfalls lehrreich. — Griechischer Rothwein und französischer Bordeaux, dritte Parallele, am lehrreichsten. — Rothwein und Weißwein. — Mavro-Daphne. — Muscat- und Korinth-Wein. — Rhombola. — Die Korinthen. — Ein deutsch-griechischer Handelsvertrag. — Nasser und trockener Wein. — Die Terminologie und die Technik. — Der Magen und die Steine. — Hic Cephalonia, hic salta!

Erlaube mir nun noch einige Bemerkungen über den griechischen Wein und den Weinbau. August Wilhelmj in Wiesbaden nennt mich in seinem gelehrten Opus (Beitrag zu der Controverse von Frenze-Win und Hunzig-Win. Culturhistorische Studie aus dem Gebiete der Oenologie. Wiesbaden, Bechtold u. Comp., 1877, Seite 27), obgleich ich in einigen önologischen Cardinalfragen mit ihm nicht übereinstimme, sondern die diametral entgegengesetzte Ansicht meines Freundes, des Abgeordneten Doctor Petri in Wiesbaden, theile, dennoch eine höchst respectable Rheinweinzunge.

Diese Anerkennung, auf die ich stolz bin, dürfte mich vielleicht zur Sache legitimiren.

Ich habe so ziemlich alle europäischen Weinlande bereist und ihr Product studirt, und ich muß sagen, daß meines Erachtens die griechischen Weine unter denen Europa's eine hohe Stellung einnehmen. Bei diesem Wahrspruch denke ich nicht an die geringen Weine, an jene Landweine, welche man in Italien als vino nostro oder als vino di paese bezeichnet. Auch nicht an jene weißen Weine, welche auf dem griechischen Festlande wachsen und mit einem starken Zusatze von Baumharz versetzt werden. Letzteres mag recht gesund sein und vielleicht auch gut für die, welche sich daran gewöhnt haben; aber, obgleich wahrscheinlich die alten Hellenen auch schon resinirt, d. h. Baumharz angewandt haben (Beweis: der Pinien-Apfel auf dem Thyrsus-Stab), so widerstrebt es doch einem jeden auch nur halbwegs cultivirten oder gebildeten westeuropäischen Gaumen.

Ich spreche hier von den hochfeinen, alten, reingährigen, aus vollkommen reifen, aber noch nicht faulen Beeren gekelterten Weinen, auf deren Bau und Behandlung die nöthige Sorgfalt verwandt wird, wie dies in Ithaka, noch mehr aber auf der größten und schönsten der ionischen Inseln — auf Cephalonia — geschieht.

Der gewöhnliche Wein wächst so zu sagen wild, und zwar in der Ebene; man zieht die Weinstöcke in die Höhe; die Traube, die hoch in der Luft wächst, wird wässerig; man liest Alles durcheinander, ohne nach Güte und Sorten der Trauben zu unterscheiden. Der Wein ist nicht gehörig vergohren, weßhalb er gewöhnlich auffallend süß schmeckt. In Folge aller dieser Nachlässigkeiten läßt sich der Wein nicht versenden, ja, er hält überhaupt nicht länger als ein Jahr. Oft wird er, nachdem er im September des vorigen Jahres gelesen und gekeltert worden, im Juli dieses Jahres schon sauer. Von dieser Sorte gibt es überhaupt nur

heurigen, aber keinen alten Firne=Wìn. So ist es in Korfu. Ich habe in meinen Briefen aus Korfu dir schon gesagt, daß dort der Wein nicht an den Bergen, sondern in der Ebene wächst, und daß man zwischen den Reben auch Gras zieht, das den Weinstock oft überwuchert. Mitte Mai ist die erste Heuernte; und wenn man sieht, wie eifrig die Leute auf dieses elende Gewächs sind und wie sie im Eifer dafür den Weinstock mißhandeln, so kommt man unwillkürlich auf die Vermuthung, daß sie das Heu für das liebe Vieh höher schätzen, als den Wein für die Menschen.

Ganz anders in Ithaka und vor Allem in Cephalonia. Hier zieht man den Wein wie am Rhein, d. h. am Abhang der Berge auf wohlgepflegten Terrassen; und zwar gelten als die besten Lagen diejenigen, wo die Erde nicht die weiße Farbe des Kreidekalks, sondern eine lebhafte dunkelgelbe oder Orangefärbung hat. Die Weinstöcke stehen in Distanzen von mehr als einem Meter von einander, und mein verehrter Gastfreund, der deutsche Consul, Herr Toole in Argostóli, meinte sogar, wir hätten am Rhein zu kleine Distanzen zwischen den einzelnen Stöcken. Allein ich habe den Rhein mit Erfolg auf den ionischen Inseln vertheidigt. Der Unterschied ist nämlich der: am Rhein hat jeder Weinstock seinen Pfahl (im mittelrheinischen Dialect Wingertspohl, d. i. Weingarten=Pfahl, genannt), an den er gebunden wird. Man hält den Weinstock kurz und zieht jedes Jahr nur zwei Bogreben (Bogenreben); hier auf Cephalonia und Ithaka, in einem sehr holzarmen Lande, haben die Weinstöcke keine Pfähle. Man hält zwar auch die Weinstöcke kurz, damit die Trauben möglichst nahe an der Erde wachsen und nicht nur von der Sonne selbst, sondern auch von ihrer von der Erde eingesogenen und wieder ausgestrahlten Wärme profitiren. Aber man läßt dafür die Schößlinge und Bogen der Reben nach allen Seiten hin wachsen. In Folge dessen und des Mangels an einem Pfahl ist der Weinstock, ich

möchte sagen: weit dissoluter, und bedarf deßhalb einer größeren Quadratfläche und weiterer Entfernung von seinen Nachbarn. Sonst aber verräth hier, im Gegensatze zu Korfu, der Weinberg überall die sorgfältige Hand des Winzers. Er ist schön angerodet, frisch gehackt und man duldet darin kein Gras und kein Unkraut. Es ist eine prachtvolle Farbenzusammenstellung — die frisch grünenden üppigen Reben in dem orangefarbigen Boden. Die Blüthe findet im Anfang Mai statt und im Anfang Juni hatten wir schon mehr als erbsendicke Beeren. Anfang Juli kommen schon eßbare Trauben. Im September ist die Lese.

Man unterscheidet in Cephalonia genau die einzelnen Sorten und liest jede für sich. Die Rothweinrebe (hier spricht man indeß, wie in Italien, niemals von Rothwein, sondern immer nur von schwarzem Wein, und in der That ist die Farbe so dunkel, daß sie näher an Schwarz als an Roth steht) führt den Namen Mavro-Daphne, d. h. schwarzer Saft, tintura nera. Es gibt nur diese eine Sorte Rothwein, natürlich aber in sehr verschiedenen Qualitäten, da die Güte des Weines von der Lage des Weinbergs und der Bebauungsart abhängt. Im Allgemeinen erinnert sie an die dalmatiner Rothweine; nur sind die letzteren süßer. Am meisten Rothwein producirt die Insel Santa Mavra, während Cephalonia sich mehr auf den Weißwein geworfen hat, welcher höher steht und bessere Preise erzielt.

Eine nicht bestreitbare Thatsache ist, daß enorme Quantitäten von Rothwein in Istrien, Dalmatien, Albanien und auf den ionischen Inseln französischer Seits aufgekauft und nach Bordeaux transportirt werden. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um zu errathen, was man damit macht; und mancher unserer deutschen Bordeauxschwärmer hat ohne Zweifel schon recht viel cephalonischen Wein, natürlich im Interesse der Gesundheit mit Wasser verdünnt, getrunken, ohne zu wissen, daß der Träger dieses Getränkes griechischem Boden entsprossen.

Was den Weißwein anlangt, so hat man hier drei Rebensorten, nämlich erstens Muscat, dessen Charakter ja in Deutschland bekannt ist (er ist nur viel feuriger hier), zweitens Rhombola, eine mittlere Gattung, und endlich Korinthwein; der letztere ist von derselben Rebe, aus welcher man die Korinthen gewinnt, welche in Deutschland leider weniger als in anderen Ländern consumirt werden, weil sie bei uns — warum, weiß eigentlich kein Mensch zu sagen — mit einem unverhältnißmäßig hohen Eingangszoll belastet sind. Eine Herabsetzung dieses Zolles würde unserer Bevölkerung nicht nur ein werthvolles Nahrungsmittel zugänglicher machen, sondern auch der Reichskasse eine höhere Einnahme verschaffen; denn der Import würde auf das Zehnfache steigen. Gegen eine solche Ermäßigung ließe sich mit dem Königreich Griechenland ein vortheilhafter Handelsvertrag schließen, welcher unserer Industrie einen neuen Markt aufschlösse, dessen Bedeutung noch vielfach unterschätzt wird; denn Griechenland ist heutzutage nicht mehr so arm, wie zu türkischen oder zu baierischen Zeiten. Wie man mir sagt, hat vor länger als zwei Jahren einmal eine Correspondenz über Abschluß eines Handelsvertrages zwischen der griechischen und der deutschen Regierung stattgefunden; die Sache ist aber in Folge der in Athen grassirenden Ministerwechsel in's Stocken gerathen. Diese armen Minister haben ihre ganze Kraft nöthig für den Kampf um's Portefeuille und können daher an Reformen nicht denken. Doch kehren wir von der Politik zum Wein zurück.

Man unterscheidet den Wein hier nicht nach dem District oder der Gemarkung und nicht nach dem Jahre, das ihn erzeugt hat, wohl aber nach der Traubensorte und dem Alter. Man sagt also z. B. nicht: Das ist Samoswein von 1873, sondern Korinthenwein, vier Jahre alt, gewachsen auf unserer Insel. Nur bei Krasì Santorino, Krasì Cipro und dergleichen macht man eine Ausnahme. Krasì heißt nämlich

auf Neugriechisch Wein, wie Nerò Wasser heißt, ohne daß man weiß, wie diese wildfremden Wörter an die Stelle von Oinos und Hydor gerathen sind. Die Bezeichnung mit der Zahl der Jahre oder vielmehr des Alters erinnert mich an eine Sitte in den großen Wein-Docks von London. Wenn man dort fragt: Von welchem Alter ist dieser Wein? so erhält man zwar zur Antwort: Er hat so und so viel Jahre; diese Ziffer bezeichnet jedoch nicht die Zahl der Jahre, welche seit seiner Entstehung, sondern die, welche seit seiner Einlagerung in die Londoner Docks verflossen.

Ich fragte: Wie es komme, daß man in Korfu so wenig und in Cephalonia und Ithaka so viel Sorgfalt auf den Weinbau verwende. Was ist die Ursache? Der Magen (Hunger) und die Steine, lautete die Antwort.

Ich halte dieselbe für richtig. Die Erfahrung lehrt hundertfach, daß in Ländern, wo die Natur Alles oder sehr viel gethan hat, die Menschen wenig oder gar nichts thun. Dies trifft einigermaßen auch auf Korfu zu. In Cephalonia, wo die größere Fläche des Areals aus uncultivirbaren Felsen besteht, verwendet man desto mehr Fleiß auf die cultivirbaren Strecken. Man baut und pflegt den Weinstock mit Sorgfalt. Man differenzirt bei der Weinlese die Trauben nach Güte und Sorten und man läßt den Wein zur Genüge vergähren, so daß er jene Eigenschaft bekommt, welche der Engländer trocken (dry) nennt. In der That habe ich auf Cephalonia, namentlich bei unserem Consul, Weißweine getrunken, welche sich an Feinheit und Reingährigkeit dem alten Johannisberger würdig an die Seite stellen können, während sie ihn an Stärke übertreffen. Letzteres geht schon daraus hervor, daß der Wein auch in wenig geschützten, also warmen, Kellern die Hitze verträgt, ohne daß es, wie bei uns, der stets zu wiederholenden Wiederauffüllung bedarf.

Doch, ich will meinem Sachverständigeneifer Einhalt gebieten und mich darauf beschränken, dir anzukündigen,

daß ich im kommenden Herbst zwei Fäßlein des besten weißen Cephaloniers erhalten und dann zu euch klugen alten Zechern sagen werde: Hic Cephalonia — hic salta!

X.

Fleißige Bauern. — Die Untugend des Generalisirens. — Die Klöster. — Die Kirchen. — Die Frauen-Tribüne. — Bescheidene Mönche. — Keine hierarchischen Gelüste. — Die Standes- und Orts-Heiligen. — Die griechische Religion und die griechischen Priester. — Die Tracht derselben. — Kióvni. — Ruinen oder Gartenmauern? — Pyramide oder Kessel? — Eine Rheingauer Anekdote. — Großes Cortége. — Der preußische Helm. — Conversation vor dem Kaffee-Haus. — Die internationale Sprache. — Ein griechischer Gesetzgeber. — Gruß an meine Freunde in Ithaka.

Während wir mit unserer achtruderigen Barke der Ostküste von Ithaka entlang gen Norden fahren und die stattlichen Berge des akarnanischen Festlandes betrachten, über welche der Parnassus emporragt, und die steil abfallende Küste der Insel, welche uns hier nur felsige Rippen und Run[illegible]n mit Gerölle zeigt, sehen wir uns vergeblich um nach Städten und Dörfern. Wohl aber finden wir mitten in der Steinwildniß doch Spuren der Cultur. Nicht nur Oelbäume und Weinstöcke, sondern manchmal sogar schönes Getreide, Gerste und Weizen besonders. Ueberall, wo die Felsen eine Vertiefung bilden, in welcher sich Dammerde sammelt, überall, wo in einer Bucht ein wenig fruchtbarer Boden angeschwemmt ist, hat der Fleiß dieser griechischen Bauern gleichsam ein Kornfeld auf der flachen Hand emporwachsen lassen. Gewiß, unsere deutschen Bauern sind auch fleißig, aber ob sie mit dem Ithakesen in den Kletterkünsten und

in der Fähigkeit, Hitze zu ertragen, welcher Fähigkeit er bedarf, um Cerealien zu produciren, zu wetteifern im Stande sind, das möchte ich dennoch bezweifeln. Es herrscht bei uns die Untugend, zu generalisiren, und so sagt man u. A. auch: Alle Südländer sind faul. Wer sich davon überzeugen will, daß dies zuweilen nicht wahr ist, oder daß es wenigstens glänzende Ausnahmen gibt, der muß nach Cephalonia und Ithaka gehen.

Dörfer also sehen wir nicht, wohl aber zuweilen unten ein Kirchlein am Strande und oben ein Kloster an dem Rande der Berge. Alle sind blendend weiß angestrichen, weil sie den Schiffern als Richtpunkte dienen.

Das Kirchlein ist kleiner als ein gewöhnliches Wohnhaus. Es ist keck auf den Felsgrat aufgesetzt und wird beschirmt von einigen Feigenbäumen oder immergrünen Eichen, welche es weit überragen und deren starken Wurzeln es gelingt, durch die Felsen zu dringen und in der Tiefe Nahrung zu saugen. Das kleine Gotteshaus hat keine Thürme, es ist ein einfaches Oblong mit einer runden Anschwellung auf der nach Osten gerichteten Schmalseite. Dieser kleine gerundete Auswuchs bedeutet die Apsis, in welcher sich das Sanctissimum befindet. Der Haupteingang liegt nicht, wie bei unseren Kirchen, auf der westlichen Schmalseite, sondern auf einer der Längsseiten, zuweilen auch auf beiden. Die griechischen Kirchen haben alle die nämliche Construction. Das Sanctissimum ist von dem für die Gemeinde bestimmten größeren Raum abgeschlossen durch eine Wand, welche mit Heiligenbildern auf Goldgrund geschmückt ist. In dieser Wand befinden sich verschiedene Thüren, durch welche die celebrirenden Priester zeitweise verschwinden, um sich dann wieder der Gemeinde zu zeigen, die ihnen die Hände küßt und sie mit der größten Ehrfurcht behandelt. Ueber der Eingangsthür, zuweilen auch auf der Westseite, befindet sich eine durch hölzerne Gitter geschlossene Emporbühne, welche

für die Frauen und Mädchen bestimmt ist. Die Religionsspötter sagen, dies sei ein Ueberbleibsel türkischer Sitten. Allein dies ist die reine Verleumdung. Auch die alten Hellenen hatten ihr Gynäkeion, und es thut gewiß der Andacht keinen Eintrag, wenn die Frauen in der Kirche weder sehen noch gesehen sein wollen.

Die Klöster haben sich meistens auf die Spitzen oder Ränder der Berge zurückgezogen. Befindet sich einmal ausnahmsweise eines in der Nähe der Küste, so hat es oben eine alte Veste oder den Rest einer cyklopischen Mauer oder sonst irgend eine Rückzugslinie, von welcher die Mönche Gebrauch machten, wenn sich Krieg oder Piraterie ihrem Kloster nahte. Sie dachten offenbar, die Kirche zähle bereits genug Märtyrer und es sei daher nicht nöthig, ihre Zahl noch zu vermehren.

Uebrigens sind diese griechischen Klöster sehr bescheidene Institute, welche man nicht verwechseln darf mit jenen prachtvollen Abteien in Oesterreich, die in allen guten Weingegenden mit Grundbesitz angesessen sind und deren Vermögen nach Millionen zählt. So ein hellenisches Monasterium besitzt in der Regel nichts, als seine leeren vier Wände, und zählt nur zwei bis drei Kaluger, welche in den allerbescheidensten Verhältnissen leben. Auffallend ist allerdings auf diesen griechischen Inseln die große Zahl der Priester, Popen, Mönche und Kaluger; aber noch größer ist ihre Armuth. Sie sind theils sehr schlecht, theils gar nicht dotirt und leben von den Gebühren für Casualien und von Geschenken. Obgleich die Bevölkerung selbst in ihrer Mehrzahl nicht reich ist, hat sie für diese arme Geistlichkeit doch immer noch etwas übrig. Der Priester oder der Mönch ist in den meisten Häusern ein willkommener Gast, und wenn er sich verabschiedet, nimmt er in der Regel etwas mit, wäre es auch nur etwas zu essen. Ebenso fließen in die kleinen Klöster reichliche Gaben. In der Regel steht das Kloster unter der

Protection irgend einer reichen und angesehenen Patricier-familie in der Stadt, welche ihm regelmäßige Spenden zukommen läßt und im Nothfalle mit außerordentlichen Beihilfen einspringt. Wenn diese Familie verarmt oder ausstirbt, so sucht sich das Kloster einen anderen Patron aus, der Geld hat.

Von einer hierarchischen Organisation ist bei den griechischen Priestern wenig zu bemerken und von Herrschafts-Gelüsten gar nichts. Sie würden auch mit den letzteren bei dieser heiteren und praktischen Bevölkerung keinerlei Erfolg haben. Das Volk läßt hier Gott einen guten Mann sein. Es widmet ihm eine aufrichtige Verehrung und beobachtet ihm zu Ehren die rituellen Gebräuche und Vorschriften mit Inbegriff der Fasten; und wenn es daneben noch diesem oder jenem Heiligen, je nach Stand und Ortsangehörigkeit, seinen Respect erwiesen oder eine Kerze gestiftet, so glaubt es damit genug gethan zu haben und zerbricht sich dann weiter den Kopf nicht. Ich sage: je nach Stand und Ortsangehörigkeit. Denn jeder Stand hat seinen Heiligen und ebenso jeder Ort und jegliche Insel. In Korfu dominirt der heilige Spiridione, gewöhnlich abgekürzt in Spiro. In Cephalonia herrscht der Hagios Gerasimo, von dem mir übrigens selbst die Eingeborenen nichts zu sagen wußten, als daß er ein gar mächtiger und wunderkräftiger Heiliger sei.

Der Name Gerasimo erinnert an Erasmus. Die bekannten Träger des letztgedachten Namens sind aber nicht zu Heiligen geeignet — am wenigsten der berühmte Verkündiger des Lobes der Narrheit, Erasmus von Rotterdam.

Auf der Insel Ithaka scheint man keinen Specialheiligen zu besitzen. Wenigstens antwortete mir einer der Patricier von Bathy auf die Anfrage nach einem solchen lächelnd: Wir bedürfen eines solchen Schutzpatrons nicht, wir haben ja unsern Odysseus.

So hat also fast jeder Ort seine Localheiligen.

Daneben hat aber auch noch jeder Stand seinen besonderen Schutzpatron. Der heilige Nikolaus beschützt die Seeleute und der heilige Petrus die Fischer. Beide Heilige sind den Griechen und den Lateinern gemeinsam. Eine große Rolle spielt auch der heilige Elias. Seine Capellen werden auf den spitzesten Bergen der Küste gefunden, weil der Prophet Elias sich von einem solchen Berge mittelst eines feurigen Wagens und unter Zurücklassung seines Mantels in den Himmel emporgeschwungen. Hier aber verehrt man den Heiligen namentlich deßhalb, weil diese weithin glänzenden weißen Elias-Kirchlein dem Schiffer als Richtpunkte dienen, wie ich schon erwähnte. Sein Name, welcher hier Ilias gesprochen wird (aber mit dem Accent auf der mittelsten Silbe), hat Anlaß gegeben zu dem bereits erwähnten Irrthum mit dem Cap Ilias.

In den Kirchen Gottes (Kyriaki), der Dreifaltigkeit und der Orts- und Standesheiligen also pflegt der Inselgrieche möglichst rasch seinen rituellen Pflichten zu genügen. Grübeln aber thut er nicht, weder in der gläubigen noch in der ungläubigen Richtung. Seine Welt- und Gottesanschauung hat noch einen Widerschein des heiteren Heidenthums. An die Stelle der Götter, Halbgötter und Heroen sind die Heiligen getreten, mit welchen man auf einem menschlichen, wenn nicht gar auf einem vertraulichen Fuß steht. Unter diesen Umständen kann hier der Priester nicht eine so mächtige Stellung haben wie im Abendlande. Er gilt viel als Werkzeug Gottes und seiner Heiligen, aber wenig als Person. Er ist der Canal, durch welchen die Heilswohlthaten herunterfließen, aber er wird eben auch nur als Canal gewürdigt, d. h. er gilt viel als geistlicher Techniker (wenn ich so sagen darf), aber wenig als Mensch. Man glaubt an die Kraft seiner Technik, welche er Jedermann gegen eine mäßige Gebühr zur Verfügung stellt, aber

man trennt davon die Würde des Individuums. Fast könnte man sagen: das geistliche Gewand wird höher geachtet als der Mensch, der darin steckt. Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß die Priester und Mönche hier auf die Politik und die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß nicht haben, ja, nicht einmal beanspruchen. Ein vornehmer Bürger von Bathy sagte mir: Bei uns ist das Nationalgefühl die wahre Religion, wenigstens hier auf Erden, und wir sind überzeugt, im Himmel nimmt man uns das nicht übel. Der Priester gehört in die Kirche, aber nicht auf den Markt.

Die Priester erscheinen uns hier vielleicht nur deßhalb so zahlreich, weil sie immer auf den Plätzen und Straßen oder sonstwie unterwegs sind und sich durch ihre geistliche Amtstracht von dem übrigen Publicum unterscheiden. Die Tracht besteht in einem langen, weitärmeligen schwarzen Gewande, das an der Taille durch einen breiten Gürtel zusammengefaßt wird und bis auf die Füße herabwallt, und einem schwarzen Kalpak, d. h. einer cylindrischen Kopfbedeckung, welche oben einen weit vorspringenden Rand hat. Unter diesem Kalpak hervor quillt ein langer Bart und eine zottige Mähne. Man sieht einen Geistlichen nie in einer anderen Gestalt als in dieser; auch den Kalpak, welcher mindestens ebenso schwer drückt wie ein preußischer Helm und daher in diesem heißen Lande keine sehr zweckmäßige Kopfbedeckung ist, muß er überall aufbehalten, selbst zu Haus und bei dem Essen. Ob er auch mit demselben zu Bette geht, habe ich nicht ermitteln können.

Die geschilderte bescheidene Stellung der Priester und die Abhängigkeit, worin sie sich von den Einzelnen und deren Spenden und Gaben befinden, bewirkt, daß sie im Großen und Ganzen beliebt oder wenigstens bei Niemand verhaßt sind. Selbst die Nichtgläubigen legen ihnen nichts in den Weg. Auch lobt man im Ganzen ihren Wandel.

In Rumelien scherzte das Publicum über die Popen. Es nennt dort den Slibowitz Pfaffenmilch, γάλα τῶν παπαδῶν. Hier weiß man nichts von dieser Bezeichnung.

So fahren wir also vorüber an den unten auf den Felsen geklebten Kirchlein und an den Klöstern, welche von dem Scheitel des Berges herunterblicken, bis sich plötzlich links eine schöne Bucht öffnet, in welcher uns eine kleine Stadt aus einer blühenden Umgebung entgegenlacht. Unten am Strande erblicken wir einige stattliche Häuser, jedes mit einer Freitreppe, die zum oberen Stock führt, und einem Balcon, welcher sich demselben entlang erstreckt. An dem Ufer sitzen Fischer, die ihre Netze flicken, und Frauen, welche in derselben Weise, wie wir es auf antiken Bildwerken sehen, den Rocken mit Wolle oder Flachs unter dem linken Arm halten und mit der rechten Hand die Spindel drehen, welches Geschäft sie mit ewigem Plaudern begleiten in dieser gleich den Wellen eines klaren Baches rasch hüpfenden und doch so deutlichen und wohllautenden Sprache. Eine Anzahl Schiffer empfängt unsere Ruderer und hilft ihnen anlegen. Die Stadt steigt terrassenförmig in der Mulde den Berg hinan durch Weinberge und von Baumgruppen unterbrochen, welche letztere sich aus Oliven, Eichen, Cypressen, Feigen und Maulbeeren zusammensetzen und eine mannigfache Variation schöner Farben und Formen zeigen. Weiter hinten in der Bucht, in der Umgebung einiger festungsähnlich dreinschauenden großen Bauernhöfe, deren jeder mit einer starken Mauer umgeben, wogen Gersten- und Weizenfelder. Die Aehren sind prachtvoll entwickelt und heute, am 7. Juni, schon beinahe zum Schnitt reif. Die Stadt ist durchsäet mit mächtigen Steintrümmern. Ich dachte, es seien die Reste einer alten Befestigung des am Strande gelegenen Städtleins. Die Eingeborenen aber wollten davon nichts wissen. Sie behaupteten, es seien nur die Ueberbleibsel ehemaliger Gartenmauern und verlassener Häuser,

und sie mögen Recht haben. Man muß nämlich wissen, daß hier jeder Garten und beinahe auch jeder Acker und Weinberg, kurz, jedes cultivirte Grundstück seine breite und hohe Einfassungsmauer hat. Will man nämlich eine Fläche urbar machen, so muß man vor Allem die Steine und Felsblöcke aus derselben entfernen. Das Nächste ist nun, daß man diese zu einer trocknen Mauer verwendet. Oft vermag dieselbe aber nicht alles wegzuräumende Gestein aufzunehmen; man schichtet dasselbe dann in einzelne besondere Haufen, welche das Ansehen eines Thurmes, eines Tumulus oder einer Pyramide besitzen und schon manchen voreiligen oder enthusiastischen Alterthümler genarrt haben. Was mich anlangt, so waren mir diese Steinhaufen wohl bekannt aus unseren steilen rheinischen Weinbergen, z. B. im Rüdesheimer Berg, wo man dieselben eine Rossel nennt. Einst setzte in Rüdesheim ein Schriftgelehrter auseinander, der Rheinwein verursachte Steinbeschwerden. Ein alter Weinbauer lachte ihn aus und gab, um seine Ansicht befragt, sein Gutachten dahin ab: Wenn das wahr wäre, dann müßte ich nicht bloß ein paar einzelne Steine, sondern eine ganze Rossel im Leibe haben, so viel habe ich davon schon getrunken.

Auf den ionischen Inseln spielen diese Garten- und Ackermauern deßhalb eine erhebliche Rolle, weil es hier weder ein Steuer-Cataster, noch ein Grund- und Stockbuch, noch irgend eine trigonometrische oder sonstige Vermessung gibt. Da sind denn die Mauern fast der einzige Anhalt die Grenze zu ermitteln, und ein allmähliges Vorrücken der Mauer in das Grundstück des Nachbars hinein, das zuweilen heimlich verübt wird, bildet zugleich eine Grenzverrückung und ruft Streitigkeiten hervor, welche schwer zu schlichten sind.

Das Städtchen also, das ich in Obigem dir vorgestellt habe, heißt Kiovni oder Kiówn und findet sich, troß seiner

Schönheit, in keinem Reisehandbuch erwähnt. Ich habe es gleichsam entdeckt. Zur Begründung dieses Anspruchs, ein Kiovni-Columbus zu sein, führe ich an: Es mag als Beweis, wie selten hieher Fremdlinge kommen, gelten, daß meine Ankunft einen förmlichen Auflauf der Eingeborenen veranlaßte, bei welchem vor Allem mein Hut Aufmerksamkeit erregte. Es war nämlich ein weißer Ventilationshut, wie solchen die Engländer in Indien erfunden haben, um sich vor der heißen indischen Sonne, insbesondere vor dem Sonnenstich zu bewahren. Wer die Berichte und Bilder in Betreff der indischen Reise des Prinzen von Wales studirt hat, wird diese Einrichtung kennen. Es sind eigentlich zwei Hüte, durch kleine Korkstöpsel getrennt und verbunden. Zwischen beiden spielt, durch zweckentsprechende Löcher begünstigt, die Ventilation, — diese so nothwendige Ventilation, welche der Engländer überall fördert, namentlich auch in der Wohnung, während der Norddeutsche sie mit dem Namen Zug belegt und überall gegen sie ankämpft. Der äußere Hut hat vorn einen kurzen, hinten einen langen Schirm; letzterer schützt den Nacken. Das Ganze gleicht dem Berliner Feuerwehrhelm, nur ist es weiß statt schwarz. Die Engländer tragen auch einen Schleier daran. Den hatte ich entfernt, weil an meinem Teint nichts zu verderben ist.

Mein Mentor Spiro hatte, geschwätzig wie er ist, den Leuten bereits gesagt, wer ich sei. Natürlich in seiner Weise: Ein deutscher Gesetzgeber, ein νομοθέτης γερμανικός (die Griechen nennen ihre Deputirten, die Mitglieder der βουλή in Athen, Nomotheten), ein Preuße, und sogar aus der Hauptstadt Berlin, wo der Kaiser Wilhelm und der Bismarck wohnen. Das zog. Wir waren kaum am Lande, da berichtete mir Spiro, es habe einer gefragt, ob das, was ich auf dem Kopfe trage, der preußische Helm sei, und ob die Deutschen die Verpflichtung hätten, denselben auch im Auslande zu tragen. Ich antwortete: Ja wohl, Spiro,

nur erlaubt man uns im Auslande, die gelbe Spitze herunterzunehmen — den sogenannten Blitzableiter. Spiro gab den schlechten Witz weiter, natürlich als baare Münze. Ich hatte darunter zu leiden. Ich ging durch die Stadt — die Menge folgte mir. Ich stieg den Berg hinan — sie folgte mir. Ich verschwand hinter einigen dicken alten Oelbäumen — sie folgte mir immer noch. Weniger auffallend war es, daß sie mir auch zum Café folgte. In oder vielmehr vor demselben unter dem Blätterdach stattlicher Eichen bildete sich eine große Versammlung, darunter auch die Honoratioren des Ortes. Wir schlürften unseren schwarzen Kaffee, der vortrefflich war, wie stets bei den Griechen, und machten unsere Conversation, ähnlich wie ich solche in Bathy beschrieben. Da mein Neugriechisch immer noch etwas schwach ist, so sprachen wir abwechselnd italienisch und englisch. Einige der Herren verfügten sogar über einige deutsche Worte, welche zu gebrauchen sie mir den Gefallen erzeigten, so wie sie ihrerseits auch mein bischen Neugriechisch, trotz all' seiner Fehler, sich gefallen ließen und mit Beifall und Schonung entgegennahmen.

Französisch verstand Keiner. Ich betone dies wiederholt, weil vielfach die Meinung verbreitet ist, Französisch sei die internationale Sprache im Orient. Das Gegentheil ist die Wahrheit. Als solche fungirt vielmehr nördlich vom Balkan vorzugsweise Deutsch und südlich von demselben nur Italienisch. Auf den ionischen Inseln spricht man viel Englisch. Letzteres wird auch auf türkischem Gebiet zuweilen von See- und Handelsleuten gesprochen. Auch das Deutsche bricht sich in Griechenland und Italien immer mehr Bahn, namentlich bei den Gelehrten. Ich habe in Griechenland sehr viele Herren kennen gelernt, welche, ohne von Deutschen abzustammen oder jemals in Deutschland gewesen zu sein, ein sehr gutes Deutsch sprechen. Andererseits aber fand ich auch Söhne eingewanderter Deutscher (Bayern), welche trotz

ihres deutschen Namens des Deutschen unkundig waren. Sie stammten von griechischen Müttern.

Während wir vor dem Café discutirten, kam ein Herr heran von vornehmer Haltung, etwa Sechzig alt, in weißer Sommerkleidung und einem untadelhaften italienischen Strohhut. Ich verwickelte mich mit ihm in eine lebhafte Unterhaltung, die italienisch geführt ward. Er lud mich ein, ihm in sein Haus zu folgen. Wir fanden dort einen geräumigen Salon mit trefflicher Kühle und Ventilation, eine prachtvolle Aussicht auf die Bucht, die See, die Inseln und das Festland, eine gute kalte Limonade und einen noch besseren heißen Kaffee. Es war der griechische Gesetzgeber Marko Païsi (*Παήση*), mit dem ich ein angenehmes Stündchen verplauderte.

Ich erwähne diesen Umstand, um zu zeigen, wie zwanglos und leichtlebig man hier Bekanntschaften macht und Gastfreundschaft erweist und annimmt. Daß ich der letzteren dankbar gedenke, mögen meine Freunde auf Ithaka, namentlich außer Marko Païsi die Herren Pieri Piero, Alexi Piero, Spiridione N. Karavia und Evstachio Karavia in Vathy aus diesen Zeilen entnehmen.

XI.

M. E. A. Freeman. — Sein Empfang auf Ithaka. — Die griechische Flagge. — Hellblau ist Bayrisch. — Zito! — Disraeli und Gladstone. — Hellenenthum und Panslawismus. — Die Frage der Legitimität. — Die russische Politik. — Die Via triumphalis ist mit spitzen Steinen gepflastert. — Fallmerayer. — Griechen oder Slawen? — Pelasger oder Hellenen?

Am Tage danach bereitete Ithaka ein Fest für einen englischen Philhellenen. Es galt Herrn Edward Augustus Freeman, dem auch in Deutschland rühmlich bekannten Gelehrten und Politiker. Er ist der Verfasser von History of the Norman Conquest, Old English History, History of the Cathedral Church of Wells, History of Architecture, Essay on Window Tracery, Ancient Greece and Mediaeval Italy und anderer auch auf die hellenische Geschichte und Alterthümer bezüglichen Werke. Herr Freeman macht in Begleitung seiner beiden Töchter eine griechische Reise, namentlich auch, um die von Dr. Schliemann und vom Deutschen Reiche veranstalteten Ausgrabungen zu besichtigen. In Athen hatte man seine Anwesenheit mit großem Enthusiasmus gefeiert, und man kann nicht anders sagen, als daß er diese Aufmerksamkeit verdient, nicht nur durch seine wissenschaftlichen Verdienste um die Vergangenheit Griechenlands, sondern auch durch seine dem jetzigen Hellas sehr sympathische politische Thätigkeit in England. In Athen hatte er einige griechenfreundliche Reden gehalten, die, durch die Zeitungen wiedergegeben, auch in Ithaka gezündet hatten.

Die griechische Regierung hatte ihm einen Dampfer zur Verfügung gestellt, mit welchem er in dem Hafen von Vathy erschien. In dem nämlichen Hafen lag zur Zeit

seiner Ankunft ein anderes kleines Kriegsschiff, um ihn zu empfangen. Die Häuser in Vathy hatten sich decorirt. Von jedem Giebel und von jedem der zahlreichen Schiffe im Hafen wehte die griechische Flagge, fünf hellblaue Streifen und dazwischen vier weiße, oben am Flaggenstock das weiße Kreuz in hellblauem Felde. Beiläufig bemerkt, ist dieses Hellblau bayerischen Ursprungs, gestiftet von König Ludwig und seinem Sohne Otto. Alle Welt war auf der Straße, die Popen nicht ausgenommen. Auch die liebe Jugend hatte ihren „freien Freeman's-Tag," obgleich man sonst hier streng auf Schulbesuch hält.

Im Augenblick der Ankunft begannen die Kanonen der niedlichen Kriegsschiffe nach Kräften zu donnern. Zahllose Bote und Barken wimmelten in dem Hafen und zahllose Glocken bimmelten gen Himmel. Man hatte auch mich dem Empfangs-Comité eingereiht, und so schüttelte denn das deutsche Parlaments-Mitglied dem englischen die Hand auf griechischem Boden, während von der versammelten Menge endlose *Ζήτω*! (Hochs) erschallten. Dann ging's nach dem Rathhause. Auf dessen Balcon erschien Herr Freeman in Begleitung der Honoratioren der Insel. Der Präfect hielt eine mit Begeisterung aufgenommene Rede, die ich ausnahmsweise von A bis Z, oder sagen wir lieber von Alpha bis Omega, verstand, weil sich der Redner dem Altgriechischen möglichst zu nähern versuchte.

Er sagte unter Anderem, das wahre England spreche durch den Mund Gladstone's und nicht durch den Disraeli's. Des Letzteren wurde in nicht gerade schmeichelhafter Weise gedacht. Ich fand dies nicht in Ordnung. England wird natürlich in erster Linie stets seine eigenen Interessen zu Rathe ziehen, welche ihm einerseits verbieten, sich dem Verdacht eines fanatischen Religionshasses gegen den Mohamedanismus auszusetzen, und andererseits sich durch Rußland den Weg nach Indien versperren zu lassen. Letzteres zu

hindern, liegt eben so sehr im Interesse von Europa, und Griechenland hat alle Ursache, sich mit dem übrigen Europa in Harmonie zu erhalten, statt ein Schleppenträger Rußlands zu werden, von dem es gewiß nichts zu erwarten hat. Es gibt noch immer sonderbare Schwärmer, welche glauben, es sei das von Talleyrand erfundene schwindelhafte Dogma von der Legitimität, welches die plötzliche Schwenkung des Zaren Alexander I. von Rußland zu Ungunsten der griechischen Erhebung veranlaßt habe. In Wirklichkeit aber war es die sich dem russischen Kaiser plötzlich mit Gewalt aufdrängende Ueberzeugung, daß die griechische Bewegung sich nicht, wie er anfangs gemeint, mittels des orthodoxen Glaubens und der Popen in russische Bahnen lenken lassen wollte, sondern daß die Griechen sich ihres Gegensatzes zu der slawischen Welt immer deutlicher bewußt wurden und die Wiederherstellung eines Hellenenthums anstrebten, welches für den Panslawismus ein Hinderniß bildet. Kurz, daß sie begannen, sich eine Frage vorzulegen, welche der Graf Platen, der Dichter des Rubels auf Reisen, in den Vers zusammengefaßt hat:

— War denn Themistokles etwa
Mit Baschkiren im Bund, als er die Perser bezwang?

Von diesem Augenblick an suchte Rußland den Griechen den Brodkorb möglichst hoch zu hängen und dessen Gebiet auf das dürftigste Maß zu beschränken, was ihm denn auch vollständig gelungen. Dies ist die russische Politik geblieben von 1823 bis 1877.

So führte selbst die Begrüßungsrede zu politischen Streitfragen.

Der Held des Tages dagegen, Herr Freeman, ließ sich auf solche nicht ein, sprach seine Sympathie für Griechenland in kurzen und nachdrücklichen Worten aus und wurde mit einem abermaligen enthusiastischen Ζήτω von dem Publicum auf dem Markte begrüßt. Dann führte man ihn im

Triumph durch die Stadt und nach jener prachtvollen Aussicht, welche man oben auf dem Wege nach dem Quell der Arethuse hat und von der ich schon einmal gesprochen. Da Herr Freeman, ein kurzer, dicker und jovialer Herr von einigen Fünfzig, ein würdiger Vertreter des lustigen Alt-England, mit einem lang wallenden gezipfelten Vollbart von gemischter röthlicher und grauer Farbe, augenscheinlich ein wenig am Zipperlein leidet, so mochte ihm der Marsch über die spitzen Steine, welche die improvisirte via triumphalis bedeckten, ein wenig Anstrengung kosten. Desto besser und stattlicher aber marschirten seine beiden schönen Reisegefährtinnen.

Eine Stunde darnach verließ er schon die Insel unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Zito-Ruf des begeisterten Volkes, welchem sich auch die zahlreichen Popen und die noch zahlreicheren Straßenjungen anschlossen.

Es war ein schönes Schauspiel der Dankbarkeit, welche das griechische Volk, selbst auf einer entlegenen Insel von einigen Quadratmeilen Flächengehalt und ein paar Tausend Einwohnern, einem Fremdling aussprach, welcher seiner in Ehren gedachte. Dem verstorbenen Fallmerayer würde man solche Ovationen nicht bereitet haben; denn die Leute wollen für Alles in der Welt eher angesehen werden als für Slawen. In der That ist, wenigstens hier auf den Inseln, wenig von slawischem Blut zu verspüren, und wenn man selbst hier innerhalb der einheimischen Bevölkerung einen gewissen Gegensatz zu bemerken glaubt, so scheint mir derselbe reducirt werden zu müssen auf jenen Dualismus, welchen wir schon am Beginne der ältesten griechischen Geschichte vorfinden. Ich meine damit den Unterschied zwischen den alten Pelasgern (mit Kadmos) und den späteren Hellenen (mit Hellen und Pelops), d. h. zwischen den, in sinnigem Naturgenusse, mit einer auf den Cultus der Naturmächte basirten Religion, in

einem Culturzustande, welcher das Nomadenthum und zugleich auch schon den Ackerbau umfaßt, lebenden Pelasgern, der eigentlichen prisca gens mortalium, welcher man ja auch die cyklopischen Mauerwerke zuschreibt, auf der einen Seite, und dem etwas wilden, von Unternehmungsgeist und Lust an Abenteuern getriebenen Helden-, Krieger-, Schiffer-, Räuber- und Piratenvolk, welches, kühn und weithin schweifend und deßhalb oft die Sitze wechselnd, den Reichthum lieber der Seefahrt und den Waffen, als der banausischen Landarbeit verdankt und als Religion sich durch Differenzirung und Theilung der von den Pelasgern verehrten Naturgewalten, je nach der verschiedenen Art ihrer Erscheinung und Wirkung, eine mannigfaltige bunte und glänzende Götterwelt gestaltet hat, deren freies Zusammenleben ihm die Einheit, die Freiheit und die Schönheit repräsentirt, das ist den Hellenen auf der anderen Seite. Dieser Unterschied, welchen wir schon in der ältesten Dichtung charakterisirt finden durch Hesiodos, auf jener, und Homeros, auf dieser Seite, aber greift zu tief und ist heute noch zu mächtig, um ihn in einem bescheidenen Plauder-Briefe darlegen zu können. Kehren wir also zurück nach Vathy.

XII.

Das einzige Abenteuer, welches ich auf meiner ganzen Reise durch Istrien, Dalmatien, Montenegro, die Türkei und Griechenland hatte. — Lohnt kaum der Mühe, erzählt zu werden.

Der Abend des Freeman-Tages gewährte mir noch eine eigenthümliche Ueberraschung. Ein junger Mensch von etwa

zwanzig Jahren, welcher mich nach dem Quell der Arethusa geführt und für dessen Bezahlung ich meinem Locanda-Inhaber Spiro, der überhaupt meine Casse führte und sich zu dem Amt einer Art von Majordomus emporgeschwungen, das nöthige Geld gegeben hatte, erschien plötzlich in angetrunkenem Zustande in der Locanda al Monte Parnasso. Spiro war fortgegangen, um in dem entfernten Keller eine neue Sorte ithakesischen Korinthenweins zu holen, die er mir besonders angepriesen hatte. Ich war ganz allein auf dem Parnaß und grade damit beschäftigt, eine Gallina zu tranchiren, welche mir Spiro vorgesetzt hatte.

Der Giovine trug mir in einer Sprache, welche Italienisch sein sollte, aber damit nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit hatte, allerlei vor, was ich nicht recht verstand. Nur so viel wurde mir klar, daß er mit der Bezahlung, welche ihm Spiro hatte zukommen lassen, nicht zufrieden war. Ich hatte geglaubt, die Sache wäre in Ordnung. Wie ich später erfuhr, war sie dies aber nicht. Spiro hatte den Menschen etwas kurz gehalten, ihm Vorwürfe gemacht, daß er meine Ombrella zerbrochen habe u. s. w.

Ich konnte dem jungen Manne nichts Anderes sagen, als er möge ein wenig warten, bis Spiro wieder erscheine. Ich sagte ihm das ganz höflich und lud ihn sogar ein, Platz zu nehmen. Allein er schien Höflichkeit nicht gut vertragen zu können, rumorte mit lautem Geschrei auf dem Parnassus herum und brachte, da letzterer, wie bemerkt, ein wenig eng ist, Spiro's Flaschen und Gläser in Gefahr. Zuletzt avancirte er in drohender Haltung direct gegen mich. Da wurde ich des Spiels überdrüssig und erhob mich, in der Rechten das Messer, mit dem ich tranchirt hatte. Es war mein eigenes Jagdmesser; es hat allerdings eine etwas lange und spitze Klinge, die fest in dem Stiel steht. Ich drohte nicht, aber ich machte mich auf Eventualitäten bereit. Kaum hatte der Giovine das Messer erblickt, als ihn ein

so panischer Schrecken ergriff, daß er heulend die Freitreppe des Parnasses mehr hinunter fiel als eilte und unten auf der Straße sich laut schreiend entfernte.

Ich aß mit gutem Appetit mein Huhn, las dann ein wenig in der Odyssee und verglich ihre Daten mit dem, was ich gesehen, und fluchte endlich, jedoch nur gemäßigt, auf Spiro, weil er mit dem versprochenen Wein so lang bleibe. Endlich dachte ich: Der Klügste gibt nach, und zog mich in meine Cabine zurück, um mich schlafen zu legen; denn ich wollte am andern Tage früh aufstehen, um noch einmal die Burg des Odysseus zu sehen, und dann nach dem Molo an der Westseite der Insel zu gehen und mich wieder nach Cephalonia einzuschiffen. Während ich mich langsam auskleidete, stürzte Spiro in höchster Aufregung in das Zimmer, stellte die versprochene Flasche Wein auf den Tisch, ergriff dann mein Jagdmesser, das noch auf dem Tische lag, und eilte, ohne meinem Zuruf: Spiro, seid Ihr verrückt? (Spiro, siete arrabbiato?) die geringste Beachtung zu schenken, wieder die Treppen hinunter auf die Straße, wo ich ihn laut schreien und declamiren hörte, aber ohne ihn zu verstehen. Ich kleidete mich nun wieder an und setzte mich hinter die Flasche. Später habe ich von ihm und Andern den Zusammenhang der Dinge erfahren. Der gute Spiro hatte auf dem Wege nach dem Keller noch mit verschiedenen Freunden längere Unterredungen über Freeman und die Ereignisse des Tages gepflogen und war dann, die Flasche Wein in der Hand, zurückgekehrt. Unterwegs war er auf den Giovine gestoßen, welcher einen Cirkel von Zuhörern um sich versammelt hatte und denselben den Hergang in seiner Weise vortrug, indem er Drohungen gegen den ungeschlachten Fremdling hinzufügte, und Schimpfreden gegen Spiro, welcher es mehr mit einem Fremden halte, als mit seinen eigenen Landsleuten. Da ergrimmte Spiro. Aber dennoch hielt er es für seine Pflicht, zuvor nach seinem

Gaste zu sehen und ihm die Flasche zu bringen. Das that er denn auch, und bei dieser Gelegenheit ergriff er mein Jagdmesser, mit welchem er sich wieder auf die Straße begab. Der Giovine nahm vor ihm Reißaus. Spiro aber erhob das Messer gen Himmel und leistete einen Schwur: wer seinem Kyrios Germanikos (das war ich) oder ihm (Spiro) ein Haar krümme, den werde er mit diesem Messer, welches das schreckliche Messer des Kyrios Germanikos sei, zur Raison bringen.

Da die Sache Geschrei gemacht hatte und der Parnassus ein öffentlicher Ort ist, so erschienen auf demselben, soweit es der enge Raum erlaubte, allerlei Neugierige, welche sich von dem inzwischen zurückgekehrten Spiro, der sich übrigens nach und nach wieder beruhigte, den Hergang erzählen ließen und Jeder eine Flasche Wein dazu tranken. So dauerte denn die allgemeine Kneiperei bis gegen Mitternacht. Um Elf wollte ich zum Schlafen mich zurückziehen. Da erschien der Chef der Polizei. Er hatte bereits den ganzen Sachverhalt ermittelt und kam, um mir Namens der ganzen Insel das tiefste Bedauern auszusprechen darüber, daß ein Einzelner sich so unwürdig benommen habe, daß dadurch die Bevölkerung in einem ungünstigen Lichte erscheinen könne; die Einwohner von Ithaka wüßten die Ehre sehr wohl zu schätzen, welche ihnen und ihrer Insel durch den Besuch hervorragender fremder Gäste zu Theil werde; was aber jenen Schlingel anlange, so werde derselbe seine Züchtigung erhalten. Sarà castigato, lautete die wiederholte Versicherung.

Ich dankte dem würdigen und freundlichen Herrn und versicherte ihm, ich habe die Bevölkerung der Insel schon zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, wie sehr sich dieselbe durch Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit gegen Fremde auszeichne; ich werde, nach Hause zurückgekehrt, nicht versäumen, dies öffentlich zu verkünden; was aber den jungen Mann anlange, so gebe es solche Schlingel überall,

namentlich auch im Deutschen Reiche; eine solche Ausnahme könne nur die Regel bekräftigen; vielleicht sei der Junge nicht genügend verständigt worden, auch müsse ihm die Angetrunkenheit, für die er ja eine Entschuldigung, nämlich die Freemans-Feier, habe, als Milderungsgrund dienen; ich bitte daher inständigst, denselben zu pardonniren.

Wir plauderten noch eine Zeit lang mit einander. Kurz vor Zwölf verabschiedeten wir uns. Ich begleitete den Herrn bis hinunter. Bei dem strahlenden Glanze der südlichen Sterne schüttelten wir einander zum letzten Mal die Hände. Und zum letzten Mal erklangen die verhängnißvollen Worte: Sarà castigato! Ich protestirte vergeblich.

Als ich am andern Morgen mit meinem alten Capitano und seinem tüchtigen Jungen über den Canal von Viscardo zurückfuhr, erzählte mir Jener: Um Mitternacht ist auch der Kerl, der gestern in Vathy den Spectakel gemacht, aus dem Bett geholt und eingesteckt worden.

Povero Giovine! sagte ich; und der alte Ithakese lachte:

Sarà castigato!

Verlag von **Aug. Berth. Auerbach** in **Stuttgart.**

Belgische Studien.

Schilderungen und Erörterungen

von

Dr. Friedrich Oetker,

Mitglied des Deutschen Reichstags, des Preußischen Abgeordnetenhauses 2c.

Gr. 8°. X u. 602 Seiten. — Geheftet: 10 *M.*; eleg. geb.: 11 *M.*

Inhalt:

I. Vereinsleben und Schaubelustigungen. II. Städtebilder. 1. Mecheln. 2. Brügge. 3. Gent. **III. Beginenhöfe. IV. Kunst und Kunstgewerbe.** 1. Der Brügger Kamin. 2. Hans Memling und seine Werke. 3. Das Spellewerken oder Spitzenklöppeln. **V. Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem. VI. Die Meeresküste. VII. Nationalitäten- und Sprachenstreit.** 1. Ursprung der Belgier, der Vlamingen und Walen. 2. Der Sprachengegensatz. Die Thiersage. Die Isengrimme und Blaufüßer. 3. Der Sprachen- und Rassenstreit; die Vlämische Bewegung.

Auszüge aus den Recensionen:

Wochenschrift für Kunst und Gewerbe: ... Eine Reihe culturgeschichtlicher Studien, die sich ebenso sehr durch gründliche Forschung, als durch lebendige und anregende Darstellung auszeichnen....

Kölnische Zeitung: .... So entstanden die „Belgischen Studien,“ die wir als eine der köstlichsten Gaben des an seinen Früchten nicht überreichen Jahres 1876 degrüßen. Es spricht ein edler Geist aus diesen Blättern, ein reifer, ernster Sinn, voll Wohlwollen gegen Jeden und Jedes, und doch zugleich ohne Furcht, auch dem Tadel das milde, doch feste Wort zu lassen.... Möge dieses echte Festgeschenk unsern Lesern denselben Genuß gewähren, den es uns gewährte.... Indem wir ihm folgten Seite nach Seite, entrollte sich vor uns ein Bild von Belgiens Eigenart, das von Anfang bis zu Ende seinen Reiz erprobte. **Ein Buch, das so viel gelesen wird,** um des Verfassers und um des Gegenstandes willen, bedarf nicht von Seiten des Beurtheilers der eingehenden Inhalts-Angabe oder der Hervorhebung einzelner Partien.....

Neue Freie Presse: .... Das vorliegende Buch ist das würdige Gegenstück zu Oetker's Werk über Helgoland, das, vor mehr als zwanzig Jahren erschienen, noch heute unüdertroffen dasteht.... Wir machen vor Allem aufmerksam auf die ausgezeichnete Adhandlung über Kunst und Kunstgewerde, der wir den ersten Platz im Buche einräumen möchten und die jedem Besucher Belgiens als werthvolle Nachschlage-Lectüre anempfohlen sei.... Hervorzuheben ist auch die Abtheilung über den Sprach- und Rassenkampf, dessen Entscheidung zu Gunsten des vlämischen — niederdeutschen — Elementes Oetker vorhersagt....

Nordd. Allgem. Zeitung: .... Der rühmlichst dekannte Verfasser hat auf Grund umfassender Vorstudien und aufmerksamster Beodachtung von den Sitten, Gedräuchen und Rechten, von den sprachlichen Verhältnissen und von der Geschichte der Gewerde und der Kunst jenes Landes eine Reihe höchst interessanter Schilderungen geliefert. Es ergidt sich aus denselben sehr klar, daß wir es hier mit einem im Verlauf seiner Geschichte eigenthümlich gearteten Volk zu thun haben, auf welches bezüglich seines nationalen Charakters weder das Prädicat germanisch noch romanisch volle Anwendung finden kann. Die Darstellungen Oetker's sind ebenso unterhaltend als lehrreich....

Schlesische Zeitung: ... Ein vortreffliches und interessantes Buch, dessen Inhalt ebenso reichhaltig wie delehrend ist.... Der Verfasser besitzt einen reichen Fonds von Wissen und Erfahrung und seine gegedenen Urtheile dasiren auf den eingehendsten und sorgfältigsten Erfahrungen....

Grenzdoten: ... Die Hassenpflug'sche Revolution hatte Oetker 1850 zum politischen Flüchtling gemacht. Als solcher ledte er erst auf Helgoland, von 1854—1859 meist in Belgien. Seine Schrift üder Helgoland gilt als das Beste, was über die Insel geschrieben ist, und kaum unterläßt ein deutscher Badegast dort sich durch dieses Werkchen zu orientiren. Jakod Grimm rieth Oetker, eine ähnliche Arbeit üder Belgien zu liefern. Sie liegt

jetzt vor **und wird künftig den Reisenden nach Belgien der beste Führer sein.** . . .

Breslauer Zeitung: . . . Friedrich Oetker, als Abgeordneter wie als Publicist gleich hervorragend, bietet in seinen „Belgischen Studien“ Schilderungen und Erörterungen, welche die Früchte jahrelanger Studien sind. Es ist dies das erste Werk, welches Land und Leute so anziehend und trefflich schildert. . . .

Schlesische Presse: . . . Abhandlungen über die Natur des Landes, über Sitten und Gebräuche, Kunst und Kunstgewerbe, Politik und Sprache, Alles ohne eigentliche Fachgelehrsamkeit, aber mit dem offenen Auge eines aufmerksamen Beobachters und dem Geiste eines vielseitig gebildeten, gewissenhaft beurtheilenden Mannes behandelt. Es ist eine überaus fesselnde und anregende Lectüre. . . .

Ferner sind im gleichen Verlag erschienen:

Lebenserinnerungen

von

Dr. Friedrich Oetker,

Mitglied des Deutschen Reichstags, des Preußischen Abgeordnetenhauses &c.

Gr. 8°. IV u. 340 Seiten.

In sehr eleganter Ausstattung. Geheftet $7\frac{1}{2}$ M.; fein geb. $8\frac{1}{2}$ M.

Urtheile der Presse:

Kölnische Zeitung: . . . . Zu den besten deutschen Volksmännern gehört Friedrich Oetker, der namentlich in den Kämpfen für das Recht und die Verfassung von Kurhessen 1850 bis 1866 durch Muth und Standhaftigkeit hervorgeleuchtet hat. Dabei bewies er soviel Besonnenheit und Mäßigung, daß selbst sein Gegner, der Kurfürst, ihn geradezu ‚den vernünftigsten Mann‘ im Lande nannte. Oetker war nicht nur ein gewissenhafter Abgeordneter und ein schlagfertiger Publicist, sondern gab auch eine Reihe tüchtiger Schriften, namentlich über Rechtsfragen, über Helgoland und noch neulich über Belgien heraus. Ueberdieß lernen wir ihn in diesen Lebenserinnerungen auch als sinnigen Dichter kennen und als den Mittelpunkt des lebhaftesten geselligen Treibens in Kassel. Und das Alles hat der Mann mit einem von Jugend auf siechen Körper geleistet. . . . . Man lernt Oetker durch diese Blätter nicht bloß kennen, sondern auch lieben, und fühlt mit ihm, wenn er, der weite Kreise auf's Munterste zu beleben wußte, selbst einsam blieb und bei aller Sehnsucht nach häuslichem Glück keine gleichgestimmte weibliche Seele fand, um es zu begründen. Einsam darf es sich trotzdem eigentlich nicht nennen; denn es schlagen im Vaterlande viele Herzen für den wackeren Mann, und die Zahl seiner Verehrer wird sich durch dieses Buch noch vermehren. . . .

Nordd. Allgem. Ztg.: . . . . Ein Buch, das durch den launigen Wechsel von Ernst und Scherz, mit dem der geistesgewandte Verfasser seine Erlebnisse darin zu schildern weiß, selbst für diejenigen von bleibenderem Interesse werden dürfte, welche über die zu ihrer Zeit so viel Epoche machenden hessischen Verfassungskämpfe und die weiteren Geschicke des Kurstaates sowie über die Rolle des Autors in denselben weniger genau unterrichtet sein möchten. Daß dabei auch vielfach neue und orientirende Details über Personen und Thatsachen jener Periode zum Vorschein kommen, ist wohl selbstverständlich.

Post: . . . . Eine Selbstbiographie, die so amüsant und fesselnd geschrieben ist, daß man über die Lectüre die Person des Autors vergißt, oder daß man Seite zu Seite immer lebhafter mit dem Autor fühlt, so daß man sich am Ende nur schwer von ihm trennt: das ist eine Aufgabe, die nur selten in befriedigender Weise gelöst wird. Die „Lebenserinnerungen“ Oetker's sind solch ein Musterbüchlein, frisch und flott geschrieben, voll Humor, voll Lebensfreude und voll Gesundheit. . . . .

Weiterhin sprechen sich lobend über das Buch aus:

Neue freie Presse. Bonner Zeitung. Casseler Tagespost. Bromberger Zeitung. Europa (Leipzig). Im Neuen Reich (Leipzig). Hamburger Nachrichten. Ueber Land und Meer. Staatsanzeiger für Württemberg. Frankfurter Journal. (Münchener) Neueste Nachrichten. Schaumburger Kreisblatt u. s. w. u. s. w.

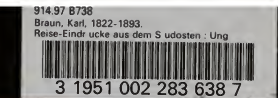
ich ſ



JU




914.97
B738


914.97 B738
Braun, Karl, 1822-1893.
Reise-Eindr ucke aus dem S udosten : Ung
3 1951 002 283 638 7